

**Verloren und gefunden**

**VON**  
**Theodor Mügge.**

Frankfurt am Main.  
Verlag von Meidinger Sohn & Comp.  
1859.

## ERSTES KAPITEL.

In der Mitte eines ziemlich großen Zimmers stand ein Zahltisch mit einer Marmorplatte, der nach beiden Seiten hin durch zwei Gitter von polirten Holzstäben mit den Wänden verbunden war. Das Zimmer wurde dadurch getheilt. Hinter dem Gitter am Pfeiler zwischen den Fenstern stand ein Doppelpult, an beiden Seiten ein großer eiserner Geldschrank und ein hohes Spind voller Fächer; vor dem Gitter stand an der Wand ein Sopha, mit braunem amerikanischem Leder überzogen und mit gelben glänzenden Nägelreihen eingefast, sammt einigen Stühlen. Eine Seitenthür führte in Nebengemächer, eine andere im Hintergrunde bildete den Eingang in dies Geschäftszimmer eines Mannes, der ohne Zweifel zum Handelsstande gehörte.

So war es auch, denn es wohnte hier der Börsen-Agent Jakob Wolf, eine an der Actien-Börse wohlbekannte Persönlichkeit von begründetem Ruf. An ihn wandten sich Viele, die das verlockende Spiel mitspielten, ihr blankes Geld in den großen Papierberg schleudern, kaufen und verkaufen wollten, und Herr Jakob Wolf war der vertraute Rathgeber und Diener mancher reichen und angesehenen Männer, die sich seiner zu ihren Geldgeschäften bedienten.

Die Fenster waren mit Jalousieen versehen und diese zugezogen, um die Nachmittagssonne abzuhalten, welche heiß darauf brannte, obwohl der September schon begonnen hatte. Das Halbdunkel im Zimmer schien fast

zu tief, um darin mit Feder und Tinte zu arbeiten; dennoch stand Herr Jakob Wolf an dem Doppelpult emsig schreibend, indem er aus einem Haufen Zettel und Papieren allerlei Notizen zusammen suchte. Er war klein von Gestalt, breitschultrig, robuat, und sein Gesicht mit starren vollen Zügen hatte den unverkennbaren Ausdruck jener speculativen Entschlossenheit, wie ihn Geld- und Börsenmänner nicht selten besitzen. Seine Augen waren lebhaft und scharf, dick aus den Höhlen vortretend, die ansehnliche Nase streckte sich gerade aus in's Weite, und auf seiner hohen Stirn stand ein schwarzer Haarbusch zwischen tiefen Einschnitten.

Seine Feder flog rasch über das Papier. Börse flau, murmelte er, Mangel an Kaufordres, um so mehr Lust zum Fortgeben. Stückzahl übermäßig groß, Geld knapp, Aussicht auf erhöhten Disconto.

Hier wurde an der Eingangsthür geklopft, und der Agent zog eine Falte über der Nase zusammen, ohne sich jedoch stören zu lassen. Er schrieb weiter und murmelte weiter, bis sich das Klopfen wiederholte. Mit einem grimmen Blicke wandte er den Kopf der Thür zu und blieb in dieser Stellung, während er so viel Luft in seiner Brust zusammenpumpfte, um beim nächsten Male mit einem fürchterlichen Herein! zu antworten. Wer ein solches Attentat an einem Geschäftszimmer begeht, kann kein Besuch sein, der daselbst gern gesehen wird. Es war ein Bettler oder ein ähnliches unnützes Wesen der menschlichen Gesellschaft zu erwarten; als daher die Thür knarrte, begann Herr Jakob Wolf energisch aufzuschreien:

»Es wird« – hier Nichts gegeben! wollte er hinzufügen, allein mitten darin brach er ab, denn statt des Bettlers sah er eine Dame eintreten, die im Dämmerlichte so elegant und respectabel schien, daß der Agent seine Feder sogleich fortlegte und mit einer Verbeugung an den Zahl-tisch trat. Die Dame blieb jedoch einige Augenblicke stehen, ehe sie sich näherte; es war, als überlege sie Etwas; plötzlich aber drückte sie die Thür kräftig in's Schloß und schob den Riegel vor, der sich darunter befand.

Herr Jakob Wolf sah erstaunt diesem seltsamlichen Verfahren zu. Einige unangenehme Gedanken überkamen ihn. Er war allein und besaß nicht eben Ueberfluß von angeborner Herzhaftigkeit. Es war die Zeit kühner Griffe, sollte hier etwa ein solcher zunächst an seinem Halse, dann an seiner Kasse versucht werden? Die sonderbare Dame überragte ihn an Länge. Sie war in Seide gekleidet und trug einen großen Shawl von China-Crepe, ihr Gesicht ward von einem dichten Schleier bedeckt, der von dem schwarzen Kantenhut niederfiel. War dies somit wirklich ein zum Tragen langer Kleider und Blumenhüte berechtigtes Wesen? Dieser Gedanke flog dem Agenten blitzartig durch den Kopf.

Inzwischen stand die Dame vor ihm, allein sie schwieg noch immer.

»Darf ich fragen, gnädige Frau oder mein gnädiges Fräulein,« begann er im möglichst furchtlosen Tone, »was zu Ihren Diensten steht?«

»Sie heißen Wolf?« fragte sie mit so tiefer Stimme, daß er davor zurückschauderte.

»Jakob Wolf,« antwortete er, den Kopf aufwerfend.  
»Ich muß jedoch bitten . . . «

»Sie sind Börsen-Agent?« fiel sie ein.

»Allerdings, Madame. Aber wollen Sie nicht . . . «

»Man nennt Sie gewöhnlich den groben Wolf,« fuhr die Dame fort.

»Es kann sein,« rief der Agent ärgerlich verwundert,  
»daß Bekannte sich solchen Scherz erlauben. Wie so aber fragen Sie danach, Madame?«

»Ich habe Sie als einen redlichen Mann rühmen hören,« erwiderte die Unbekannte, »und wende mich daher in einer Angelegenheit an Sie, die einen redlichen Mann nöthig hat.«

»Sehr viel Ehre, Madame, sehr viel Ehre!« versetzte der Agent. »Wollen Sie mir ein Geschäft übertragen, so werde ich mit Vergnügen meine Pflicht thun. Ehe wir aber weiter prechen, haben Sie die Güte, den Riegel von der Thür aufzuziehen, der sich zufällig vorgeschoben hat.«

»Nicht zufällig,« antwortete die Dame. »Ich schob ihn vor, weil ich bei dem, was ich Ihnen zu sagen habe, nicht gestört sein will.«

Eine außerordentliche Bestürzung kam über den kleinen Mann. Seine Augen traten noch weiter hervor, und der schwarze Haarbusch zwischen den beiden Schluchten auf seiner Stirn sträubte sich steil in die Höhe. Plötzlich erinnerte er sich, daß sein Geldschrank offen stand, und daß eine bedeutende baare Geldsumme darin lag. Hastig drehte er sich um, schloß den Schrank zu, steckte

den Schlüssel in seine Tasche und knöpfte seinen Rock fest zusammen.

»Wie so nicht gestört, Madame?« fragte er zurückkommend. »Es ist merkwürdig, bei Gott! merkwürdig, Madame!«

»Fürchten Sie Nichts, mein Herr,« sagte die Fremde in einem Tone, der sehr spöttisch und verächtlich klang.

»Fürchten?« schrie der kleine Mann, indem er zu lachen versuchte. »Warum sollte ich mich fürchten?« – Er stützte sich auf eine Papierscheere, die er wie einen Dolch ergriff, und fuhr energisch fort: »Wir wollen die Zeit nicht unnütz verlieren, Madame, denn ich habe bis zum Postschluß dringend zu arbeiten. Ich gebe keine Darlehen und keine Unterstützungen, – kaufe auch keine Wechsel oder Anweisungen oder Documente, Hypotheken oder Schuldforderungen. Nichts, Madame, auf Nichts lasse ich mich ein.«

»Sie werden mich dennoch hören müssen,« unterbrach ihn die Unbekannte mit solcher Bestimmtheit, daß er verstummte. Unter ihrem Schleier glaubte er Augen funkeln zu sehen, vor denen sein Muth zusammen schrumpfte.

Langsam faßte er in seine Tasche und zog eine grünseidene Börse heraus. Die Dame schien dies nicht zu bemerken; ihrerseits zog sie ein Päckchen unter ihrem Shawl hervor und reichte es dem Agenten hin; aber Herr Jakob Wolf streckte seine Rechte abwehrend aus:

»Lassen Sie stecken!« schrie er. »Bei Gott, lassen Sie stecken! Ich lese Nichts, ich unterzeichne Nichts. Ich

glaube Ihnen Alles aufs Wort, Madame, und will thun, was ich nach meinen Kräften thun kann.«

»Mehr wünsche ich nicht,« sagte die Fremde in ihrer festen, gebieterischen Weise. »Nehmen Sie dies Papier mit seinem Inhalte und verwahren Sie es, bis ich es von Ihnen zurückfordere.«

Sie hielt ihm das Päckchen wiederum entgegen, allein Herr Jakob Wolf sperrte seine dicken Augen zwar weit auf, doch seine Hände zog er zurück. Was er hörte, zerstörte allerdings mit einem Male seine ängstlichen Voraussetzungen; allein seine Gedanken verwirrten sich in anderer Weise. Groß und stolz stand die Verschleierte vor ihm. Mit aller Mühe konnte er kaum ein paar Umrisse ihres Gesichts erkennen. Wer war sie? Was sollte er verwahren, und was muthete sie ihm zu?

»In der That, Madame oder mein gnädiges Fräulein,« sagte er höflich lächelnd, indem er die grüne Börse leise in seine Tasche zurückgleiten ließ, »ich weiß noch immer nicht, mit wem ich die Ehre habe . . . «

»Nehmen Sie!« unterbrach ihn die Dame ungeduldig.

»Dieses Päckchen? Und weiter wünschen Sie Nichts?«

»Nichts.«

»Es ist ziemlich stark und scheint . . . «

»Es liegt Geld darin. Banknoten und Kassenscheine.«

»Geld?« fragte der Agent erstaunt und bestürzt, indem er das Päckchen auf den Tisch fallen ließ. »Was soll ich damit thun?«

»Es sind zwölftausend Thaler im Ganzen,« erwiderte sie. »Ich wiederhole Ihnen meine Bitte, mir dieses Päckchen, wie es da ist, zu verwahren, bis ich es zurückfordere oder anderweitig darüber bestimme.«

»Aber, Madame,« fiel Herr Jakob Wolf ein, »man läßt sein Geld nicht so liegen, namentlich wenn es eine Summe ist wie diese.«

»Erfüllen Sie meine Bitte,« unterbrach ihn die Dame.

»Wie kommen Sie dazu – ich begreife nicht!«

»Daß ich Ihnen dieses Geld übergebe? Umstände zwingen mich. Ich gebe es Ihnen im festen Vertrauen auf Ihre Redlichkeit.«

»Wie heißt Redlichkeit in unserer Zeit!« rief Jakob Wolf. Und indem seine klugen Augen einen schlaun Ausdruck erhielten, fügte er hinzu: »Ich sage Ihnen gehorsamen Dank für Ihr großes Vertrauen, aber ich kann mich nicht darauf einlassen, Ihr Geld anzunehmen.«

Die Dame antwortete zunächst nicht. »Sie wollen mich abweisen?« fragte sie nach einem Besinnen noch härter und fester als bisher.

»Ich bin dazu gezwungen, Madame. Es ist gegen meine Grundsätze.«

»Was ist gegen Ihre Grundsätze?«

»Ich kann kein Geld nehmen von Unbekannten, denn ich setze voraus, Madame, daß Sie unbekannt bleiben wollen.«

»Das will ich; ja, das will ich!« wiederholte sie.

»Wie kann ich mich also mit Angelegenheiten befassen, von denen ich nicht weiß, welche Unannehmlichkeiten daraus entstehen können?«

»Seien Sie überzeugt, daß dies nicht der Fall ist,« sagte die Fremde.

»Ich zweifle nicht, forsche nicht, frage nicht,« rief der Agent, »aber ich kann's nicht thun.«

Die Dame senkte den Kopf und stand eine Minute bewegungslos, dann nahm sie das Päckchen vom Tisch. »So habe ich mich getäuscht,« sagte sie dabei, »doch ich mußte darauf gefaßt sein. Vor der Noth ihrer Mitmenschen haben sich von jeher nur Wenige nicht verschlossen.«

Mit einem stummen Gruße ging sie der Thür zu, aber ihre Antwort brachte eine eigenthümliche, großmüthige Anwendung bei dem Agenten hervor, der er nicht widerstehen konnte.

»Noch ein Wort, Madame!« rief er nach. »Haben Sie keinen Freund, der dieses Geld in Verwahrung nähme?«

»Keinen.«

»Und einem der großen Geld-Institute wollen Sie es auch nicht anvertrauen?«

»Nein. Man würde Nachweise von mir verlangen.«

»Die wollen Sie nicht geben?«

»Nein.«

»Mir auch nicht?«

»Nein.«

»Es ist eigenthümlich, bei Gott!« rief Jakob Wolf, seinen dicken Kopf schüttelnd, »aber – geben Sie her, Madame. Ich will das Päckchen verwahrten. So, wie es da ist, sollen Sie es jeder Zeit zurückerhalten.«

»Oder Sie verfahren damit nach meiner Anweisung.«

»Gut, wie es Ihnen gefällt.«

»Haben Sie Dank, mein Herr! Doch noch Eins. Sie schweigen über meinen Besuch und über dieses Geld gegen Jedermann.«

»Auf mein Wort, Madame! Es soll keiner Etwas erfahren.«

»Dann nochmals Dank und – leben Sie wohl.«

»Noch einen Augenblick,« sagte der Agent. »Ich schreibe Ihnen einen Empfangsschein.«

»Ich bedarf dessen nicht.«

»Aber ich kann sterben, kann in Unglück gerathen.«

»Ihr Schein würde mir zu Nichts helfen. Kein Wort mehr davon!« rief sie in ihrem gebieterischen Tone, indem sie nach der Thür ging. »Wenn es Zeit ist, werden Sie von mir hören.«

Rasch schob sie den Riegel zurück und trat hinaus. Herr Jakob Wolf war dicht bei ihr, aber er machte keine weitere Einwendung; denn während die Dame die Stufen hinabeilte und verschwand, glitt sie dicht an einem Herrn vorüber, der schon an der Thür des Geschäftszimmers stehend, ihr nachblickte und dann gegen den Agenten gekehrt, unhörbar lachend, den Zeigefinger schüttelte.

Herr Jakob Wolf zog sich zurück, und der junge Herr folgte ihm nach; als er jedoch die Thür zugeschlagen hatte, brach er in ein lustiges Gelächter aus. »Bravo, tugendhafter Wolf!« rief er, »bravo, liebenswürdiger Schmetterling! Aber Sie haben Geschmack, Wolf, mehr, als ich Ihnen zugetraut hätte.«

»Was denken Sie, Herr Baron?« rief der kleine Mann ärgerlich.«

»Was ich denke?« lachte der junge Herr. »Nichts als neidische Gedanken, vortrefflicher Wolf. Wer ist das schöne Kind?«

»Ich weiß es nicht,« erwiderte der Agent. »Ich habe ein Geschäft mit ihr abgemacht.«

»Ein Geschäft! Ich hoffe, tugendhafter Wolf, daß es zur allseitigen Zufriedenheit ausfiel.«

»Seien Sie nicht witzig, Herr von Lorberg, wo es sich nicht paßt,« fiel Jakob Wolf beleidigt ein.

»Der Himmel bewahre mich davor,« versetzte der junge Edelmann, indem er ein demüthiges Gesicht machte. »Wir leben in einer frommen, ehrbaren Zeit, wehe über alle Spötter! Sie haben auf jeden Fall eine Betstunde gehalten, tugendhafter Wolf, und den Riegel vor Ihre Thür geschoben, damit nichts die Erbauung störe.«

Der Agent antwortete nicht. Er nahm das Päckchen, das er von der Unbekannten erhalten, schrieb etwas darauf, betrachtete es, bestreute es mit Sand und legte es in das Geldspind, dann schlug er den Brief zusammen, den er geschrieben? und während dieser Zeit hatte sich der junge Herr auf einen der Stühle geworfen, wo er seinen

Hut abnahm und seine Stirn mit einem Batisttuche trocknete. Er war ein stattlicher junger Mann, nach der neuesten und feinsten Mode gekleidet. Sein dunkelblondes Haar fiel reich auf eine schön geformte Stirn, sein Gesicht hatte den Ausdruck übermüthiger Lebenslust, die nicht gewohnt ist, sich Zwang anzuthun, aber es waren doch stolze, aristokratische Lineamente darin, die das Wüste und Hochfahrende milderten. Geduldig sah er, daß der Agent that, als sei er nicht vorhanden, und ohne sich daran zu kehren, knöpfte er die Stahlknöpfe an seinem Jagdfrack auf, schlug mit dem Handschuh den Staub von seinen lackirten Stiefeln und drehte das Bärtchen zusammen, das ihm auf der Oberlippe wuchs, bis er endlich zu lachen anfang und in versöhnlichem Tone sagte:

»Was, zum Teufel, gehen mich ihre Abenteuer an, Wolf! Ich habe mit meinen eigenen genug zu thun, und eben dessentwegen bin ich zu meinem alten Freund und Gönner gekommen, daß er mir beistehe in Aengsten und Nöthen. Sie haben doch meinen Brief erhalten, bester Wolf?«

»Ich hätte ihn noch heut beantwortet, Herr Baron,« sagte der Agent weiter kramend.

»Wie steht es also?« fragte der junge Herr.

»Es ist unmöglich!«

»Unmöglich? Nichts ist unmöglich. Ich muß Geld haben, theuerster Wolf.«

»Muß, muß? Wie heißt muß?!« schrie Jakob Wolf vom Pulte her. »Ich liebe es nicht, im Geschäft zu spaßen.«

»Es fällt mir auch gar nicht ein, mit Ihnen zu spaßen,« versicherte der Baron. »Ich liebe Sie zärtlich, verehere Sie, bete Sie an, Wolf. Sie sind das goldene Kalb, das Ihre Ahnen zur Anbetung erfanden und vor welchem jetzt die ganze Welt kniet.«

»Ich sage Ihnen, Herr Baron,« antwortete Jakob Wolf mit dem schwarzen Haarbusch nickend, »das goldene Kalb hat seine Anbeter verlassen und ist geschmolzen und verschwunden, sobald sie dachten, es sollte geben und geben sein letztes goldenes Haar.«

»Was helfen alle Allegorieen!« lachte der junge Herr, »es ist besser, wir sprechen ein verständliches Deutsch zusammen. Ich brauche nothwendig fünftausend Thaler. Sie haben mir einige Mal Geld verschafft.«

»Zwei Mal,« sagte Jakob Wolf. »Dreitausend Thaler und viertausend Thaler, macht zusammen siebentausend in weniger als einem Jahr, seit der Herr Baron mündig geworden ist.«

Herr von Lorberg warf sich in den Stuhl zurück und lachte noch einmal.

»Was Sie genau rechnen können, Wolf! Ich habe viel Geld gebraucht letzten Winter, und nun habe ich allerlei Unglück gehabt.«

»Das Geld verspielt,« nickte der schwarze Haarbusch.

»Unglücklich gespielt und Wetten verloren und im Jockey-Club Unglück gehabt. Ein Pferd gekauft für zweihundert Louis, das drei Tage darauf ein Bein brach. Nichts als Pech, theuerster Wolf. Kein Glück, kein Stern!«

»Warum spielen Sie, warum wetten Sie, warum reiten Sie, warum jockeyen Sie!« rief Jakob Wolf.

»Ja, warum, warum!« lachte Lorberg. Der Eine muß Dies, der Andere Jenes thun. Jetzt helfen Sie mir aus der Klemme. Schaffen Sie mir Geld!«

»Wozu?« fragte der Agent.

»Meine Schulden zu bezahlen.«

»Haben Sie Wechsel gegeben?«

»Wir geben uns keine Wechsel auf unsere Ehrensulden,« erwiderte Herr von Lorberg hochmüthig. »Der Wechsel sind wir selbst.«

»Dann lassen Sie Sich ruhig protestiren,« antwortete Wolf kaltblütig.

»Aber ich muß zahlen.«

»Wie heißt zahlen, wenn man nichts hat!« rief der kleine Mann. »Sagen Sie den Herren Cameraden: Wartet, bis ich zu Gelde komme, so werde ich mich einlösen.«

»Sie verstehen das nicht, Wolf,« sagte der junge Herr aufstehend, indem ein helleres Roth sein Gesicht färbte. »Was bei Euch an der Börse der Wechsel ist, ist bei uns unser Wort, und wie Sie es als Unglück und Schande betrachten würden, wenn Sie Ihren Wechsel nicht einlösen könnten, so betrachten wir es, wenn wir unser Wort nicht halten. Helfen Sie mir also dieses Mal noch.«

Jakob Wolf kam von seinem Pult und stellte sich an den Zahltisch. »Haben Sie aufrichtig zu mir gesprochen, Herr von Lorberg,« begann er, »will ich aufrichtig sein ebenfalls. Ich habe Ihnen Geld verschafft, weil ich gekannt habe Ihren Herrn Vater, der ein rechtschaffener

Herr war, wenn auch in manchen Verlegenheiten. Sie haben geerbt das Gut Weißenstein, und ich glaubte Ihnen helfen zu können, wenn ich Ihnen Geld verschaffte, aber ich habe Ihnen nicht geholfen. Sie haben das Geld verbraucht, haben die Schulden vermehrt und wollen sie weiter vermehren.«

»Ich will das Capital auf mein Gut eintragen lassen,« unterbrach ihn der Baron.

»Wer soll geben sein Geld auf ein Gut, das so verschuldet ist?« rief der Agent. »Was nützt ein Diamant, der nichts ist als schlechtes Glas.«

»Auf meine Ehre! Sie heißen nicht umsonst der grobe Wolf,« antwortete Lorberg.

»Nennen Sie mich, wie Sie wollen,« antwortete der kleine Mann unerschütterlich; »besser wäre es freilich, wenn Sie sagten: Der Wolf hat Recht, er soll heißen der ehrliche Wolf.«

Der junge Herr that einige große Schritte und stand wieder still. Er war in Unruhe und verlegen.

»Was soll ich denn machen, ehrlicher Wolf,« stieß er hervor, »wenn Ihre Ehrlichkeit mir nicht beistehen will?«

Jakob Wolf lächelte behaglich und zuckte die Schultern dabei.

»Kann ich Ihnen kein Geld verschaffen, kann ich Ihnen doch guten Rath ertheilen,« sagte er darauf. »Warum gehen Sie nicht zu Ihrem Verwandten, dem reichen Herrn von Feldheim. Er ist seit einigen Tagen wieder hier von seiner Reise.«

»Wie können Sie mir das zumuthen?« sagte der junge Herr empört.

»Er ist ein genauer Herr,« fuhr der Agent fort, »bei alledem glaube ich, er würde geben das Geld.«

»Herr Wolf,« sagte der Baron mit ernster Miene, »Sie wissen, wie ich glaube, genug von den Ursachen, die mich hindern, jemals mit diesem Herrn in Berührung zu kommen.«

»Hab' ich Noth, kenn' ich kein Gebot!« rief Jakob Wolf. Hat er Unrecht gethan, so hat er Geld genug, um es gut zu machen.«

»Mag er Fische damit füttern!« antwortete der Baron verächtlich. »Ich will nichts von ihm haben.«

»Es ist doch nicht zu ändern,« fuhr Jakob Wolf fort, »wenn es auch besser wäre, es wäre kein junger Herr von Feldheim vorhanden.«

»Lassen wir ihn!« sagte Lorberg so ungeduldig heftig, als rege der Name oder die Person seinen Zorn auf. »Ihr Rath, Herr Wolf, kann mir nichts nützen.«

Der Agent zuckte abermals die Achseln. Er heftete seine vorquellenden Augen auf das blühende Gesicht und die schlanke Gestalt des jungen Herrn und wackelte mit dem schwarzen Haarbusch nach rechts und nach links. »So will ich Ihnen geben noch einen Rath,« sagte er. »Sie sind ein Cavalier, wie er gern gesehen wird von heirathslustigen Damen. Warum nehmen Sie keine reiche Frau?«

Der Baron lachte in dem alten leichtfertigen Tone auf. »Das wäre ich wirklich im Stande, tugendhafter Wolf,« sagte er. »Haben Sie ein Heiraths-Bureau angelegt? Wer

steht auf Ihrer Liste? Wollen Sie mir etwa Ihre verschleierte Schönheit empfehlen?«

»Ich empfehle Ihnen gar nichts,« erwiderte der kleine Mann, »und möchte auch niemals empfehlen Einer, der ich meine Theilnahme schenkte, einen so leichtsinnigen jungen Herrn.«

»Ihre Aufrichtigkeit ist ergötzlich,« fuhr Lorberg in derselben Weise fort. »So ist es vielleicht eine Tochter Zions mit dunklen Locken, dunklen Augen und einem am Hochzeitstage zahlbaren Capital.«

Jakob Wolf schüttelte wiederum seinen Haarbüsch und sagte mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit:

»Die Töchter Zions sind auch klüger geworden, um sich nicht nach verschuldeten Baronen zu sehnen. Bei alledem gibt's freilich noch immer welche, die nach eitlen Gelüsten streben, und ich weiß Eine, die wohl im Stande wäre, aller Noth ein Ziel zu setzen.«

»Wer ist diese gütige Fee, tugendhafter Wolf?«

Der Agent sann einen Augenblick nach und sagte dann:

»Ist der Herr Hauptmann Seehausen nicht auch ein Verwandter von Ihnen?«

»Ein entfernter Verwandter, aber einer, von dem man nicht gern spricht und mit dem ich nichts zu thun haben mag. Soll etwa dieser Seehausen mit Ihrem reichen Fräulein in Verbindung stehen?«

»Der Hauptmann hat eine Tante,« erwiderte Jakob Wolf, »und die Tante hat eine Nichte.«

»Er hat keine Tante und ist ein ausgemachter Lügner und Schwindler,« fiel Lorberg ein.

»Es ist die Tante seiner Frau, ich kenne sie,« versicherte der Agent. »Es ist die Frau Commerciendrätin Wittenberg, eine reiche Frau. Der Mann hat ein großes Vermögen hinterlassen und keine Kinder. Die eine Nichte, die bei ihr ist, wird erben, was da ist, und dazu noch mehr. Der Hauptmann wohnt nicht weit davon, in der Königsstraße das erste Haus. Er hat ein Commissionsgeschäft angelegt, und es geht ihm gut.«

»Was wissen Sie weiter von der Frau Commerciendrätin?« fragte Herr von Lorberg.

Was wollen Sie noch hören?« fragte der Agent. »Ist's nicht genug, wenn ich sage, sie ist reich! sehr reich! liebt den Glanz, liebt die Pracht, hat ein großes Haus und ist eitel und stolz. Wenn ich in Ihrer Stelle wäre, ginge ich hin, spräche mit dem Hauptmann, ließe mich der gnädigen Frau Commerciendrätin empfehlen und machte mich liebenswürdig bei ihr und dem Fräulein.«

Ein lautes Gelächter beantwortete diesen guten Rath.

»Haben Sie Dank, großmüthiger Wolf,« sagte Lorberg. »Ich möchte gern einen Schacher machen, möchte dem Teufel meine Seele oder meine Wechsel verschreiben; aber mit diesem Seehausen und dieser vortrefflichen Frau Commerciendrätin möchte ich mich nicht einlassen.«

»Weiter habe ich nichts zu geben,« sagte Jakob Wolf, indem er an sein Pult zurückkehrte.

»Dann leben Sie wohl, mein würdiger Protector, und behalten Sie Alles.«

»Es ist der Unterschied zwischen uns Beiden,« schrie der kleine Mann hinter ihm her: »ich behalte Alles, und der Herr Baron behält Nichts.«

Bei seinen letzten Worten fiel die Thür hinter dem Enteilenden zu; der Börsen-Agent glaubte jedoch noch einen Ausruf zu vernehmen, der wie verdammt oder Verdammter klang; was hinter diesem Worte folgte, blieb ihm verborgen. Er grins'te äußerst vergnügt darüber, und während er sich die Hände rieb und der schwarze Haarbusch wackelte, sagte er bedächtig: Es ist besser, daß dieser Mann mich verdammt, als daß er mich segnet. Er hat ein stolzes Gemüth? und es ist besser, als bei manchen anderen seines Gleichen, aber was hilft der Stolz, wenn er nicht stolzer ist als der Leichtsinn! Weil er ist leichtsinnig, wird er thun, was ich ihm gerathen habe, und ich werde bald erfahren, wie es ihm ist dabei ergangen.

Damit nahm Herr Jakob Wolf seine Feder wieder in die Hand und arbeitete mit verdoppelter Emaigkeit, um die veraäumte Zeit nachzuholen.

## ZWEITES KAPITEL.

Nach einigen Stunden schon erfüllte sich, was die Menschenkenntniß des Agenten vorhergesehen hatte. Der Freiherr von Lorberg machte sich auf den Weg nach der Königsstraße, um seinen Vetter, den Hauptmann Seehausen, aufzusuchen.

Richard von Lorberg gehörte zu einer alten Familie des Landadels, welche jedoch stolzer auf Geschlecht und Wappen, denn auf großes Vermögen sein konnte. Dem jungen Herrn gehörte zwar dem Namen nach ein bedeutendes Familiengut, allein schon sein Großvater hatte es verschuldet, sein Vater noch mehr darin geleistet und er selbst den Rest derartig verbraucht, daß der grobe Wolf so Unrecht nicht hatte, wenn er behauptete, daß dem jungen Herrn Baron nicht die Ziegel auf dem Schloßdache mehr gehörten.

Bei alledem führte Richard von Lorberg noch immer seine Lebensweise im Style vermögender junger Herrn von Rang fort. Er hatte studirt, aber, als sein Vater vor einigen Jahren starb, das Lernen aufgegeben um zu reisen, und als er zurückkehrte, nachdem ein Capital verbraucht war, welches er zu diesem Zwecke geborgt, lebte er als Freiherr und Gutsherr mit Alters- und Standesgenossen in der Hauptstadt weiter, bis er derartig in Schulden und Verlegenheiten verwickelt war, daß auch Umkehr nichts mehr geholfen hätte.

Jakob Wolf hatte ihm verschiedene Male Geld verschafft, wobei freilich noch andere besondere Gründe mitwirkten? die, welche der kluge Agent angegeben; jetzt jedoch hatte auch er sich zurückgezogen, und die Verlegenheit des jungen Barons war nicht gering; denn wenn auch Handwerker und Gewerbtreibende, die von ihm zu fordern hatten, warten mochten, bis er zahlen konnte, so ging dies nach seinen Begriffen von Ehre doch

bei sogenannt Ehrensulden nicht an. Er war daher Anfangs sehr erbittert über die hartnäckige Weigerung des Agenten und eben so erbittert über dessen guten Rath, mit dem er ihn entlassen hatte. Bei ruhigerer Ueberlegung war er jedoch aufrichtig genug, es Jakob Wolf im Grunde nicht zu verdenken; denn ohne außerordentliche Glücksfälle konnte er nichts zurückzahlen. Eine reiche Erbschaft, Glück im Spiel, Hoffnungen auf den Zufall oder eine reiche Heirath sind die gewöhnlichen Luftschlösser, mit welchen sich der Leichtsinn zu trösten sucht. Eine reiche Erbschaft war Richard von Lorberg entgangen, im Spiel hatte er fast immer Unglück, wie überhaupt alles, was vom Zufall abhängt, entschieden gegen sich. Seine Hoffnungen täuschten ihn daher regelmäßig; was aber reiche Heirath betraf, so mochte ihm diese mehr als einmal wohl eingefallen sein, nur war er nicht auf den Weg gerathen, den Jakob Wolf ihm jetzt gezeigt hatte. Er hatte in den Gesellschaftskreisen, zu denen er gehörte, bisher keine Dame kennen gelernt, die sein Herz in besondere Bewegung versetzt hätte; aber er gehörte, trotz seines Leichtsinnes in so vielen Dingen, zu den Menschen, bei denen das Herz eine Rolle spielt? was in seiner Lage ebenfalls Leichtsinn genannt werden konnte. Mit Widerwillen hatte er immer daran gedacht, eine Frau ohne Liebe zu heirathen äußerer Vortheile wegen sich zu verkaufen, und dies sowohl wie seine Neigung zum ungebundenen, zwanglosen Leben mit seinen Freunden hatte ihn an Speculationen jener Art gehindert. Eine Bekanntschaft nach seinen Gefühlen und seinen Wünschen

hatte er nicht gemacht; andererseits hatten kluge Mütter und heirathslustige Damen auch nicht mit ihm speculirt, denn seine Verhältnisse waren nicht so unbekannt, um ihn für eine vortheilhafte Partie zu halten. Aus allen diesen Gründen blieb er somit trotz seiner sechsundzwanzig Jahre, seiner einnehmenden Gestalt, seines äußerlichen Glanzes und seiner übrigen Vorzüge ohne Aussichten nach dieser Seite hin.

Was Wolf ihm heute gerathen, erschien ihm aber weit mehr lächerlich als ernsthaft, obwohl sein Blut sich nicht gegen den Gedanken sträubte, mit Hintenansetzung aller Vorurtheile sich eine Frau ohne Wappen und berühmten Namen zu nehmen, wenn sie seinen Neigungen entsprach und allerdings auch das mitbrachte, was ihm fehlte. Die Zeit war ja längst so weit fortgeschritten, daß gar manche vornehme Herren seines Standes ohne Bedenken die Goldvögelchen der bürgerlichen Geld-Aristokratie einfingen, und wenn er ein liebenswürdiges, wohlgebildetes, vielleicht sogar schönes Mädchen aus dieser Aristokratie kennen lernte, wenigstens eines, das ihm gefiel und dessen Zuneigung ihm entgegen kam, war es gewiß, daß er mit Freuden ihr Herz und ihre Hand erobert hätte. Allein in diesem Falle wies ihn Jakob Wolf an einen heruntergekommenen Vetter, von dem er lange Zeit nichts mehr gehört, am liebsten auch nichts von ihm hören mochte. Seehausen war Hauptmann gewesen, hatte jedoch vor Jahren schon seinen Abschied nehmen müssen, um einer Untersuchung auszuweichen, von welcher er kein ehrenvolles Ende hoffen durfte. Von jener

Zeit an waren Verwandte und Freunde von ihm häufig mit Bitten um Unterstützung geplagt worden, die sich so lange fortsetzten, bis sie alle Geduld ermüdeten. Auch der alte großmüthige Herr von Lorberg wurde lange von dem Hauptmann geschröpft, und Richard erinnerte sich recht gut der verschiedenen Familien-Aergernisse durch diesen verrufenen Vetter. Mit solchem Talent in erneute Berührung zu gerathen, schien ihm allerdings nicht erfreulich; allein Seehausen hatte später geheirathet, sollte zur Ordnung zurück gekehrt sein, ein nährendes Geschäft begonnen haben und Niemand konnte doch wissen, welche Veränderungen bei ihm eingetreten waren. Nach einiger Ueberlegung ließen sich Richard von Lorberg's Scrupel überwinden. Es schien ihm ein komisches Abenteuer, diesen Vetter aufzusuchen und ihm einen unerwarteten Besuch zu machen.

Ein Beitrag zur Kenntniß der socialen Zustände, lachte er, und warum soll ich meine gnädige Cousine nicht kennen lernen? Es ist sonderbar, wie es mir geht. Die Zahl meiner Verwandten ist gering, diejenigen aber, welche der Himmel mir beschert hat, sind derartig, daß ich sie vermeiden muß. Immer jedoch will ich lieber diesem Vagabunden die Hand drücken, als einen Bettelbrief an jenen anderen filzigen Schuft schreiben.

Als er dies sagte, blickte er auf, um zu sehen, wo er sich befand. Er war gegangen, ohne recht auf seinen Weg zu achten, nun stand er auf einem mit Bäumen besetzten Platze, der von vier Häuserzeilen eingeschlossen wurde. Diesem schweigsamen Raume sah man es an, daß nur

reiche und vornehme Leute hier wohnten. Kein Tageslärm, kein Gewirr geschäftiger Menschen kieß sich hören; die Häuser selbst mit theils verhängten Fenstern, tiefen Thorwegen und breiten Pfeilern sahen meist aus, als wären sie unbewohnt. Ihre Besitzer befanden sich noch auf Reisen, in Bädern oder auf ihren Landgütern und warteten das Nahen des Winters ab, ehe sie hierher zurückkehrten. Richard von Lorberg stand unter einem Baume einem dieser Häuser gegenüber still und betrachtete es nachsinnend. Grau und schwer fiel der Abend Schatten auf dessen graue Mauern, nur das hohe Dach glänzte im Sonnenlichte. Es war ein schönes, stattliches Haus, allein es war vernachlässigt. Seine obere Fensterreihe sah so blind und verstaubt aus, als hätte lange Zeit keine Hand daran gerührt. Der Putz der Mauern war abgestoßen, die Farbe vom Wetter verwasschen. Eine bittere Empfindung überkam den jungen Edelmann. Er kannte dieses Haus sehr gut, oft hatte er als Kind darin umhergespielt. Sein Vater hatte mit ihm darin gewohnt, und mehr als einmal hatte man ihm erklärt, dies werde einst sein Eigenthum sein, dies und vieles Andere. Nichts aber hatte sich davon erfüllt, und warum nicht? – Mit finsternen Mienen sah er, daß im unteren Stockwerk ein Fenster offen stand, durch welches er die dunkelrothen Tapeten des Zimmers erkennen konnte, die ihn wie alte grämlich gewordene Bekannte anblickten.

»Er ist also wirklich wieder hier,« murmelte er. »Wie der Uhu, der das Licht scheut, sitzt er in dem düsteren Neste, und wie die Sünde, die keine Ruhe hat, wird er

bald wieder davon fliegen, um sich anderswo zu verstecken.«

Indem er dies sagte, drangen die Töne eines Claviers zu ihm herüber. Es waren Läufe und Accorde, die fast wie ein verworrenes Geschrei klangen und ihm zu antworten schienen, doch schnell wieder verstummten. Gleich darauf trat ein junger Mann an das offene Fenster, der sich heraus beugte und plötzlich den Baum ins Auge faßte? unter welchem Richard von Lorberg stand. Es war ein Jüngling der wohl noch nicht lange das Knabenalter verlassen hatte; doch schien er frisch aufgeblüht und fräftig zu sein.

Einen Augenblick lang betrachteten sich Beide aufmerksam. Dann wandte sich der junge Mann rasch um wie in in einer Anwandlung von Unwillen über dieses dreiste Anstarren eines Fremden, und Richard setzte seinen Weg fort.

»Wie die Alten so die Brut!« rief er verächtlich aus. »Wie bin ich überhaupt hierher gerathen, und weißhalb stehen geblieben? Fort nach der Königsstraße zu meinem anderen theuren Vetter, der mir hoffentlich besser gefallen wird, als dieser da.«

Die Königsstraße, am Eingange des gewerbreichen Stadttheils, bot einen auffallenden Unterschied mit jenem hocharistokratischen Platze! Hier befanden sich die großen Lager von Seiden- und Manufacturwaaren, von Putz- und Modesachen, Bronzen, Goldgeschmeide und Krystall. In den langen Reihen reicher Gewölbe zündete man schon die Gaskronen an, und hinter den ungeheuren

Spiegelscheiben der Schaufenster begann eine glänzende Illumination.

Richard war hier lange nicht gewesen, er fand es vernünftig, sich durch den Menschenstrom zu drängen, der hin und her eilte, und ergötzte sich daran, Gesichter und Gestalten zu betrachten, welche den verschiedenen Classen der Gesellschaft angehörten, nur nicht der, welche nicht arbeitet und meist auch nicht läuft, am wenigsten des Abends und in solchem Gewühl, wo man gestoßen und getreten wird. Auch in diesen hohen, mit Handels-Firmen bemalten und mit Handels-Gewölben gefüllten Häusern lebte eine Aristokratie? aber eine ganz andere, als an jenem stillen Platze. Manche dieser stattlichen Gebäude waren prächtig aufgeputzt, hinter den Spiegelscheiben der ersten Stockwerke gab es jedweden Luxus. Es war hier wahrscheinlich theurer zu wohnen, als irgendwo in der Stadt, allein wer hier wohnte, der handelte, arbeitete, gehörte, mochte er auch noch so viel Geld zusammen scharren und noch so viel verthun können, doch immer nicht zu der bevorrechteten Classe, die eine Welt für sich bildet und die Menschheit regiert oder regieren hilft. Und alle diese Geldleute theilten ihre Häuser mit vielen anderen Geschäftigen aller Art, bis unter die Dachluken und bis in die Kellerwinkel. Ein gewisses unangenehmes Gefühl überkam den Freiherrn, wenn er in die Tiefen blickte, wo die modernen Troglodyten haus'ten, von wo herauf mephytische Dünste von Butter, Häringen und Speisen aller Art emporstiegen, oder

wenn er an den Stockwerken hinauf sah, wo von Treppe zu Treppe aufwärts eine ärmlichere Classe der Gesellschaft ihre Lager aufgeschlagen. Zunächst aber galt es den Hauptmann aufzufinden, der am Ende dieser Straße wohnen sollte, und dahin steuerte unser Abenteurer, indem er mit glücklicher Selbstironie sich nochmals sein Unterfangen in die lustigste Beleuchtung setzte.

Endlich stand er vor dem ihm bezeichneten Hause still, und es sah allerdings beinahe so aus, als könne der würdige Vetter darin gefunden werden; denn zu den besten gehörte es nicht, und hoch genug stieg es in den Abendhimmel auf. Nach einem letzten Entschluß setzte Richard von Lorberg lachend den Fuß auf die Treppe mit dem Bewußtsein, daß ein langer Athem nöthig sei, um drei oder vier dieser etwas finsternen Himmelsleitern zu überwinden. Um so angenehmer wurde er überrascht? als er nach der zweiten Stiege schon im Halbdunkel ein weißes Porcellanschilde an einer Thür befestigt erkannte, welches die Aufschrift trug: von Seehausen, Hauptmann a. D. Darunter befand sich eine Blechtafel von größerem Umfange, auf welcher geschrieben stand: Obrigkeitlich concessionirtes Bureau für Unterbringung von Geldern und Capitalien, Verkauf von Gütern und Häusern, Obligationen, Schuldforderungen und Uebernahme von Commissions-Geschäften aller Art.

Sehr anlockend, sehr empfehlend! spottete der junge Herr. Dieser Messingdraht wird mich einführen in das Paradies, wo die leidende Menschheit erlös't wird.

Er zog an der Klingel, welche hell und lange schallte, aber es dauerte einige Zeit, ehe die Thür geöffnet wurde.

»Was wünschen Sie?« fragte alsdann eine angenehm klingende Stimme, und Richard erblickte die Umrisse einer Frauengestalt.

»Ich wünsche den Herrn Hauptmann von Seehausen zu sprechen, wenn er sich zu Hause befindet.«

»Treten Sie gefälligst hier herein,« war die Antwort, mit welcher eine andere Thür geöffnet wurde, die in ein Vorderzimmer führte.

Mit einer Verbeugung befolgte der Freiherr diese Weisung, und als das hellere Licht auf seine Führerin fiel, bemerkte er, daß diese noch ziemlich jung sei und nicht übel aussehe. Ein ovales Gesicht blickte aus langen, lichtbraunen Scheiteln und lächelte angenehm zu ihm hin. Ihre Formen waren schlank, ihr blaues Kleid mit dem weißen Jäckchen stand ihr gut.

»Ich werde meinen Mann sogleich rufen,« sagte sie. »Nehmen Sie inzwischen Platz.«

Also meine gnädige Cousine,« flüsterte Lorberg, als sie gegangen war. Die ist so übel nicht. Wie ist dieser Taugenichts dazu gekommen? Er musterte das Zimmer, in welchem er sich befand, und erhielt dadurch einigen anderen Stoff zum Nachdenken. Er bemerkte sehr wenig Geräth darin. Neben dem Sopha, auf dem er saß, standen ein paar Stühle, aber kein Tisch; die Spiegelwand zwischen den Fenstern war mit einem großen Spiegel in

Goldrahmen versehen, die Fenster selbst mit ziemlich ergrauten Vorhängen, von denen eine Borte sich an verschiedenen Stellen losgetrennt hatte. Weiter war nichts zu erblicken, als ein hellpolirter Schrank an der Wandseite, dem irgendwo ein Gebrechen anklebte, denn er neigte sich melancholisch zur Seite und sah verdrießlich auf den Fußboden, der, mit Papierspänen, zerbrochenem Kinderspielzeug und allerlei Lappen übersät, einer sonderbaren Musterkarte glich.

Indem Richard diese Rundschau beendete, die einen etwas wüsten und unordentlichen Anblick bot, wurde die Nebenthür weit geöffnet, und vor ihm stand sein Verwandter, ein breitschultriger und wohlbeleibter Mann mit dickem Kopfe, der auf einem kurzen Halse saß. Mit einem geschäftsmäßigen Gruße, den er mit einer einladenden Handbewegung begleitete, sagte er äußerst freundlich und geschmeidig:

»Behalten Sie Ihren Platz, mein Herr. Womit kann Ihnen dienen?«

»Es ist sein eigentliches Geschäft, Herr von Seehausen, das mich zu Ihnen führt,« erwiderte Lorberg.

»Kein eigentliches Geschäft,« wiederholte der Hauptmann, indem sein fleischiges Gesicht sich zu einer Art Grinsen verzog, »so ist es also ein uneigentliches Geschäft. Oho! was für eine Art von Geschäft? Lassen Sie mich hören.«

Er rückte einen Stuhl an das Sopha, setzte sich, und indem er sich vornüber beugte, sah er den Besuch lauernd

an. Der breitgezogene Mund und die zusammengekniffenen Augen machten ihn nicht schöner, seine Stimme war etwas heiser? und sein Lachen klang nicht angenehm.

»Es gibt mancherlei uneigentliche Geschäfte,« sagte er, »ich weiß nicht, von welcher Art das Ihrige ist; allein wenn ich helfen kann, stehe ich Ihnen sehr gern zu Diensten. Sehr gern.«

»Zunächst,« antwortete Lorberg, »hatte ich nur die Absicht, mich zu überzeugen, ob Sie hier wohnen.«

»Und dann?« fragte der Hauptmann noch stärker lächelnd.

»Dann wollte ich sehen, wie es Ihnen geht.«

»So? Ich danke ganz gehorsamst, aber warum, wenn ich fragen darf?«

Er richtete sich auf und wurde ernsthafter.

»Weil ich es gern wissen möchte.«

»Und das ist Alles? Ihre Theilnahme, mein Herr, ist mir sehr schätzenswerth, doch nicht recht erklärlich.«

»Warum nicht erklärlich?« versetzte Richard. »Es soll mich freuen, wenn ich höre, daß es Ihnen wohl geht.«

»Wenn ich Ihnen nur damit dienen kann,« sagte der Hauptmann, indem er den Stuhl zurückstieß, und würdevoll den dicken Kopf aufhob, »so muß ich bemerken, daß ich sehr beschäftigt bin. Eben deßwegen habe ich keine Zeit übrig, sehr wenige oder – gar keine Zeit!«

»So gern ich dieses vernehme,« antwortete der Freiherr, ohne sich stören zu lassen, so sehr würde ich es bedauern, nicht mit Ihnen ein Stündchen verplaudern zu können.«

»Mit mir?« murmelte der Hauptmann? der nicht wußte, was er daraus machen sollte. »Ich muß bedauern, mein Herr. Aber –« er sah verwundert, wie der Fremde seine Füße über einander schlug und seinen Arm auf die Sophalehne warf, als wollte er es sich jetzt erst recht bequem machen – »darf ich um ihren Namen bitten?«

»Ich heiße Richard von Lorberg, mein lieber Seehausen, und werde sie sogleich verlassen.«

»Wie! wahrhaftig? schrie der Hauptmann aufspringend. »Richard von Lorberg?! mein theuerster Vetter! Nicht von der Stelle! Dieser Anblick ist mir eine Wohlthat.«

Er schüttelte ihm beide Hände.

»Aber Sie haben seine Zeit, mein bester Seehausen, und ich freue mich, daß Sie glückliche Geschäfte machen.«

Ein wehmüthiges Lächeln veränderte plötzlich das Gesicht des Hauptmanns. Er zuckte die Schultern und setzte sich nieder. »Was das anbelangt,« sagte er leiser, »so hilft kein Klagen, und was sollte ich Ihnen antworten, da ich Sie nicht kannte? Leider bin ich noch immer vom Schicksal verfolgt, obwohl ich unermüdlich arbeite.«

Er schüttelte den Kopf, indem er vor sich nieder sah, und seine Stimme verlor sich in ein Gebrumm von unverständlichen Kehltönen.

»Das habe ich allerdings nicht erwartet,« sagte Lorberg.

»Bah! was frage ich danach,« erwiderte Seehausen, sich aufrichtend. »Ich bin ein alter Soldat, aber meine Frau, meine Kinder, diese theuern Wesen . . . «

»Man hat mir gesagt, daß es Ihnen wohl geht und daß Sie eine reiche Tante besitzen,« fuhr Richard von Lorberg fort.

Seehausen lachte verächtlich auf. »Diese Tante, allerdings, diese Tante ist da, aber oh – es ist ein Unglück!«

»Eine reiche Tante zu haben?«

»Wie diese, theuerster Vetter. Hart wie Stein, kalt wie Eisen, kein menschliches Herz in ihr. Lieber will ich arbeiten, bis meine Hände starr und steif sind.«

Mit Energie streckte der Hauptmann seine Hände aus und krampfte sie dann zusammen. Richard's Hoffnungen lös'ten sich auf, aber er hatte große Lust, ihnen nachzulachen. Die Klagen seines Veters änderten nichts an seiner Stimmung; der dicke Mann mit seiner Wuth und seinen tugendvollen Grundsätzen kam ihm unendlich lächerlich, wie ein schlechter Komödiant vor.

»Die Tante gibt also nichts?« fragte er.

»Keinen Sou, keinen Groschen!«

»Und Sie schreiben die Nächte durch?«

»Schreiben? schreiben wäre nichts,« murmelte der Hauptmann.

»Was thun Sie denn?«

Seehausen schüttelte den Kopf und schwieg einige Augenblicke, bis er energisch aufsaß und auf seine Brust klopfte.

»Warum soll ich mich schämen,« murmelte er, »schämen vor Ihnen, theuerster Vetter? Ich bin Familienvater! Mein Weib, meine Kinder wollen leben, leben also – wissen Sie, was ich thue? hier – da!«

Er faßte in die Tasche seines Rockes, holte ein weißes Päckchen heraus und hielt es Richard hin.

»Was ist das?«

Der Hauptmann rollte seine Augen und richtete sie gegen die Decke empor. Er wurde feierlich ernsthaft und runzelte die Stirn.

»Was das ist?« murmelte er aus dem Kehlkopf. »Sie sollen Alles erfahren: Dieses sind Briefcouverts, welche ich in langen kummervollen Nächten klebe, um meine Kinder vor Hunger zu schützen, denn ich verkaufe sie an edle, mitleidige Menschen, die mir in meiner Noth beistehen.«

Er hielt das Päckchen fortgesetzt dem theuern Vetter vor, obwohl seine Hand so stark zitterte? wie seine Stimme; allein Richard von Lorberg schien so gefühllos wie die reiche Tante. Er rührte sich nicht, allein er sagte mit leichtsinniger Munterkeit:

»Ich sehe, mein lieber Seehausen, wir leiden beide an demselben Uebel, das heißt, es fehlt uns Beiden an Geld, und wir suchen uns dieses nothwendige Metall zu verschaffen, wie es angeht.«

»Oh! Sie? Spaß!« murmelte der Hauptmann, indem er die Briefcouverts sinken ließ.

»Vollkommener Ernst,« erwiderte Richard. »Ich kam zu Ihnen, ganz aufrichtig gesagt, um zu hören, ob ich vielleicht mit Ihrer Hülfe ein Capital aufnehmen könnte. Ich brauche fünftausend Thaler, biete sechstausend dafür.«

Nach diesem Eingange war es nicht schwer, die ganze Angelegenheit zu erörtern. Der Hauptmann hörte zu, warf einige Fragen hinein und war in kurzer Zeit mit der Lage seines Vettters bekannt. Dann und wann verzog er die breiten Lippen zu dem häßlichen Lachen, und seine Augen funkelten spottsüchtig unter den Augenlidern, darauf schlüttelte er wieder seinen dicken Kopf und sah wehmüthig vor sich hin.

»Nun, was sagen Sie?« fragte Lorberg endlich.

»Nichts zu machen,« seufzte Seehausen. »Wer kauft solche Obligation? Aufgeklärte Zeiten, theuerster Vetter! In gewöhnlicher Weise ist Ihnen nicht zu helfen.«

»Was kann man also thun?«

Seehausen schwieg. »Ihr seliger Papa fällt mir ein,« lachte er endlich. »Ich war einmal in großen Nöthen, hatte auch nichts, gar nichts, schrieb an ihn, bekam zur Antwort: Ein guter Strick sei das beste Mittel. Haha! spaßhaft, nicht wahr?«

Eine glühende Hitze überkam Richard von Lorberg. Er wollte aufspringen und ein hartes Wort hervorstoßen, aber er blieb sitzen und sagte nichts.

»Bah!« fuhr Seehausen fort, »man muß nicht verzweifeln. Narren giebt's immer noch genug in dieser Welt, das ist das Beste an ihr. Es kommt darauf an, man kann's versuchen.«

»Ich denke Niemanden zu täuschen,« sagte Lorberg, mit Schaam und Stolz ringend. »Noch gehört mir Weißenstein, und ich hoffe, daß ich in die Lage gelangen werde, meine Schulden zu bezahlen.«

»Es wäre prächtig!« erwiderte Seehausen, »aber wie?«

Nach einiger Zögerung ließ Richard die letzte Mine springen.

»Nun, zum Beispiel,« begann er, »wenn ich eine reiche Heirath machte. Wie Viele haben auf diese Weise nicht schon schlimmere Affairen, als die meinen sind, geordnet! und wenn ein Freund mir dabei behülflich wäre – was meinan Sie, Seehausen? Glauben Sie nicht, daß dies ein Mittel ist, wodurch man aus seinen Verlegenheiten kommen kann?«

»Allerdings,« erwiderte der Hauptmann, ihn betrachtend, »allerdings, eine Heirath ist zuweilen noch besser als ein Strick. Haha! Warten Sie, ich denke über etwas nach.«

»Ich will darauf wetten,« sagte Lorberg gleichgültig, »es fällt Ihnen schon eine Partie für mich ein.«

»Warum nicht? Sie haben es gerathen. Ich bedenke so eben etwas. Wenn ich nur erst wüßte, wie es am besten angefangen wird! – Heirathen, prächtig! Das ist das richtige Mittel. Sie müssen heirathen, Vetter Richard. Die Tante . . . «

»Ich soll doch nicht die Tante heirathen?«

»Still!« sagte Seehausen, »ich habe eine großartige Idee.« – Er schwieg einige Augenblicke, plötzlich aber

umarmte er Richard von Lorberg, der sich ihm nicht entziehen konnte. »Sie sollen heirathen,« sagte er, »ich verschaffe Ihnen eine Frau. Geld vollauf, Alles vorhanden. Aber wie? Wenn ich dabei helfen soll, mein bester Vetter, so müssen wir uns als Freunde und Verwandte verständigen.«

»Zunächst muß ich doch wissen, was Sie vorhaben.«

»Sie sollen es hören. Die Tante meiner Frau, ihre leibliche Tante, ist die Commercierräthin Wittenberg. Sie wohnt drüben in der Straße. Das große Haus mit dem Balcon gehört ihr. Kinder sind nicht vorhanden, nichts als die einzige Schwester meiner geliebten Flora, Susette genannt. Die alte Frau hat sie zu sich genommen an Kindes Statt. Alles, was da ist, soll sie erben.«

»Aber Ihre eigene Frau, mein lieber Seehausen . . . «

»Es ist ein Schicksal!« murmelte dieser, seine Schultern zusammenziehend, gleich darauf aber fuhr er mit einem wehmüthigen Seufzer fort: »Diese Tante hat leider ein Herz ohne Liebe zu uns. Es ist beklagenswerth, aber sie geht in ihrer Härte so weit, uns gänzlich zu vergessen. Das ist sehr ungerecht. – Wenn es also dahin käme,« fuhr er fort, indem er Richard's Hand drückte und wenn Sie Susetten heiratheten, so würden Sie es gewiß besser mit uns meinen?«

»Wenn dies wirklich der Fall sein sollte,« erwiderte Richard, »so seien Sie überzeugt, daß ich Unrecht gut machen will.«

»Auf Ihr Wort?«

»Auf mein Wort! Verlassen Sie Sich darauf.«

»Gut,« sagte Seehausen, »gut, theuerster Vetter. Wir werden uns darüber weiter verständigen, nachdem wir den Plan näher überlegt haben. Lassen Sie mir Zeit bis morgen. Sie müssen ins Haus hinein und vorgestellt werden.«

»Verschaffen Sie mir die Bekanntschaft des liebenswürdigen Fräuleins. Ist Susette – ein köstlicher Name! – ist sie jung?«

»Zwanzig kaum.«

»Damit bin ich zufrieden. Und hübsch?«

»Hm!« lächelte der Hauptmann. »Alle Schönheit ist Geschmackssache.«

»Allerdings. So machen Sie Ihren Plan, ich komme morgen wieder.«

»Nicht ein Wort mehr davon!« rief Seehausen, ihn festhaltend? »Sie müssen bei uns bleiben, ich lasse Sie nicht fort, Vetterchen. Machen Sie seine Umstände. Sind wir nicht Bundesgenossen? Zukünftiger Schwager!« Er schlug sein heiseres Gelächter auf. »Hier herein; ich muß Sie mit meiner Gattin? meinem Engel, meiner Flora bekannt machen! Sie müssen bei uns fürlieb nehmen. Treten Sie ein, in den Familientempel meines häuslichen Glückes.«

Was konnte Richard von Lorberg thun? Die Vertraulichkeit des Hauptmanns, seine Genossenschaft und Schwägerschaft jagten ihm Schrecken ein, aber Seehausen schob ihm seinen Arm unter und führte ihn in das Nebenzimmer.

DRITTES KAPITEL.

In diesem Familientempel des häuslichen Glückes brannte eine grünlackirte Lampe, mit einer Glocke von Milchglas bedeckt, der jedoch ein bedeutendes Stück fehlte. Sie stand auf einem Tische, der einst mit Wachs-tuch bezogen war, von welchem jedoch nicht viel mehr übrig geblieben, als das fasrige Gewebe mit einigen offenen Schäden. Der Tisch nahm den Raum vor einem dunklen Gestell ein, und Lorberg entdeckte zunächst, daß dies ein Schlafsopha sei, das mit einem schwarz-bunten Kattun-Ueberzuge bedeckt war. Die Kissen hingen schief daran nieder, in jeder Ecke lag dafür ein schlafendes Kind, ein Knabe von drei, ein Mädchen von vielleicht vier Jahren, beide genau eben so schmutzig? wie das Lager, auf dem sie sich ausstreckten. Seehausen blinzelte sie zärtlich an und streckte theatralisch seine Hände nach ihnen aus. »Ein Bild des Friedens und der süßen Kindlichkeit!« sagte er. »Da sehen Sie meine beiden Würmer; es sind sonst allerliebste muntere Dinger, aber heut ist nichts mehr mit ihnen anzufangen, und wir können sie hier nicht weiter brauchen.«

Damit belud er seine Arme mit den beiden schlaftrunkenen Kindern und schleppte sie hinaus, nachdem er Lorberg aufgefordert, es sich bequem machen.

Diese Aufgabe war jedoch nicht ganz leicht. Der Tempel des häuslichen Glückes enthielt zwar außer dem alten Sopha, vor welchem der verwöhnte junge Herr ein Grauen empfand, noch einige Stühle, allein diese schienen

nicht besonders zuverlässig zu sein, auch hatte ihr Rohrgeflecht allerlei bedenkliche Senkungen. Richard suchte sich den bedten aus und musterte den Tisch, auf welchem ein ziemlich schwarzes großes Brod lag, daneben ein Teller mit Butterspuren und an der Lampe ein Salzfaß mit zerbrochenem Fuß? das unter den Flügeln des grünen Kameraden Schutz zu suchen schien. Ein unheimliches Gefühl vor der Gastfreundschaft, welche seiner wartete, überkam den Freiherrn. Er, der gewohnt war, sich in den ersten Hotels bedienen zu lassen, sah sich hier plötzlich in einer anderen Welt, die ihn überall unangenehm berührte. Mit wachsender Trostlosigkeit betrachtete er das große Schreibespind an der Wand, einen finsternen, alten Kasten, mit einem Aufsatz darüber, der Doppelthüren hatte. Millionen ließen sich da hineinpacken, aber sicherlich war es leer, und die Maus, welche irgenwo daran nagte, schien aus Hungersnoth zur Verzweiflung getrieben.

Er spottete noch über diese Vorstellung, als Seehausen in bester Laune wieder herein kam. »Ein Familienvater muß für Alles sorgen,« sagte er vergnützlich. »Mein Engel wird gleich bei uns sein. Frauen thun's einmal nicht anders, sie müssen sich erst herausputzen.«

»Ich bedauere,« erwiderte Richard, »so viele Unruhe zu verursachen.«

»Gar keine Unruhe,« unterbrach ihn der Hauptmann. »Meine Flora ist eine philosophische Natur; immer standhaft, was auch kommen mag.«

»Das ist sehr liebenswürdig.«

»Immer liebenswürdig, niemals verdrießlich, das ist sie,« bekräftigte Seehausen. »Sie liebt mich und ist dankbar für alles, was ich für sie thue, gethan habe und noch thun werde. Das kann man nicht von jeder Frau heut zu Tage sagen. Die meisten halten ihren Mann für ein nothwendiges Uebel, für einen Burschen, der dazu da ist, dankbar zu sein für die Gnade, welche ihm erzeigt wurde, ihn zu heirathen.«

Er lachte auf, und seine kleinen Augen funkelten boshaft den jungen Herrn an, der seine Blicke eben so spöttisch erwiderte.

»Sie haben gewiß alles gethan, was sie konnten, um diesen Tempel Ihres Familienglückes aufzubauen,« sagte er.

Der Hauptmann ließ den dicken Kopf verschmitzt nicken.

»Sie wissen nicht, wie ich zu meinem Juwel gekommen bin? Oder wissen Sie?«

»Ich weiß nichts.«

»Ich will's Ihnen erzählen, aber, halt! Es ist nichts, mit trockenem Munde sitzen, Vetterchen; wir müssen uns anfeuchten.«

Er stand auf, ging an das Schreibspind und öffnete den Aufsatz. Zugleich erschien eine alte verwachsene Frau im Zimmer, ein schwarzes Tuch um ihren Kopf gewickelt, unter welchem wirres Haar hervorfiel, so dürftig und unordentlich von Ansehen, wie es sich zum Ganzen paßte. Sie breitete ein Linnentuch, das ein Tischtuch vorstellen sollte, über den Tisch, setzte eine Wasserflasche neben

Lampe und Salzfaß, legte Gabeln und Messer neben drei Teller und stellte endlich drei Wassergläser dazwischen, mit zerstoßenen Rändern.

In stoischer Ergebung starrte Richard von Lorberg diese Vorbereitungen an; eben so bereit zum Dulden sah er den Hauptmann mit einer Flasche nahen, welche wie eine Weinflasche aussah. Nur zogen sich seine Eingeweide schmerzhaft zusammen, als Seehausen mit einem vorzüglichen langen Korkzieher den verschlossenen Hals öffnete und zwei der Gläser mit dem dunkelrothen Gifte füllte.

»Auf das alles, was wir vorhaben, glücklich gelinge,« flüsterte er vertraulich grinsend, »daß Susettchen sich bis über die Ohren verliebt!«

Lorberg stieß mechanisch an, plötzlich aber verschwand sein Widerwille. Er that einen langen Zug und sagte darauf ganz erstaunt: »Das ist ein sehr guter Wein, Seehausen.«

»Meine Sorte,« erwiderte der Hauptmann. »Alles in der Welt begangen, aber keinen schlechten Wein getrunken. Drei-Männerwein! Strumpfwein! Aepfelwein! Pfui Teufel! Ausgetrunken, Vetterchen, und ein frisches Glas! Jetzt will ich Ihnen sagen, wie ich zu meinem Engel kam. Aber halt! erst eine Cigarre!«

Mit vermehrtem Zutrauen griff Lorberg in die abgeschabte Cigarrentasche, welche Seehausen ihm vorhielt, und er fand sich nicht getäuscht, es waren vorzügliche Havanna-Blätter.

Der Hauptmann rückte näher an den Tisch und schenkte ein; er war ein anderer Mann geworden. Nichts mehr von dem wehmüthigen Lächeln und demuthsvollen Achselzucken. Alle Salbung und alle Christlichkeit waren von ihm abgefallen. In vertrauter Ungezwungenheit saß er da mit dem dicken schlaun Gesicht, in dem die kleinen Augen funkelten, und blies eine duftige Rauchwolke auf.

»Es war damals,« fing er an, »wo ich wegen einer Lumperei meinen Abschied nehmen mußte. Verdammt will ich sein, wenn es nicht tausendfach ärgere Halunken gibt, die wie Heilige verehrt werden. Aber was will ein Mensch machen, wenn man ihm das Brett unter den Füßen fort zieht? Er faßt nach jedem Dinge, das ihn halten kann, mag er fassen, wohin er will. Jeder will leben, leben ist die Hauptsache! Verflucht alle die Windbeutelien, alle die Rücksichten auf Ehre, Schande, Schaam und Bedenken! Sie fallen ab wie welke Blätter, wenn man nicht mehr weiß, woher und wohin. Leben muß der Mensch, mag kommen, was da will. Wer über einem Abgrund hängt, fragt nicht danach, ob man ihn schilt oder verhöhnt, wenn er sich zu retten sucht, wie es eben angeht. Angestoßen, Vetterchen!«

Richard stützte den Kopf in seine Hand. Er sah den Hauptmann an und sah wie in einem Spiegel sein verzerrtes Selbst. »Was thaten Sie?« fragte er.

»Was ich that? Vieles und Manches! Ich suchte mir zu helfen, weiter nichts. Ich fing zehnerlei an. Ich borgte,

ich spielte, ich verschaffte mir Geld durch allerlei Mittel. Ich mußte leben, Vetterchen, weil ich lebte. Aber wer einmal so weit ist, geht weiter und weiter, von Stufe zu Stufe. Auf's Glück kommt Alles an in der Welt, aber die Canaillen haben das meiste Glück, die ehrlichen Leute nicht. Ihr Vater war ein Mann, der um keinen Preis ein Unrecht begangen hätte. Der elende schuftige Feldheim hat ihn doch barbirt, kahl wie eine Ratze, weil er kein Glück hatte!«

»Schweigen wir davon!« sagte Lorberg, nach seinem Glase greifend, das er austrank und von sich stieß.

Seehausen lachte. »Es ist Alles gut, was geschieht, sagt ein großer Philosoph und es geschieht nichts ohne Gottes Willen. Wenn's nicht geschehen wäre, mein bester Vetter Richard, so säßen Sie sicherlich nicht hier. Aber das Glück kann kommen, ehe Sie es denken, es kommt manchmal plötzlich und hilft aus der schlimmsten Klemme. So war's mit mir. Ich wußte nicht mehr, wohin ich mein Haupt legen sollte. Da brachte mich das Schicksal eines Tages mit einer alten Freundin zusammen. Schöne Geister begegnen sich – auf Ehre, es ist wahr! Es war eine Dame, in deren Haus ich oftmals mit Degen und Federhut gekommen war. Ein nobles Haus, es gab Champagner bei den Abendgesellschaften. Die Dame hatte damals das Gehen beinahe verlernt, später ging's ohne Equipage prächtig bei Sturm und Regen mit Löchern in den Schuhen.«

»Sie gehörte zu der Familie Ihrer jetzigen Frau?« sagte Lorberg, seinen Widerwillen bezwingend.

»Es war ihre Mutter, ihre leibliche Mutter, und drüben wohnt die Tante Commercierräthin.«

»Der Mann ihrer Schwiegermutter war also ebenfalls Handelsstande?«

»Ein Speculant in Oel und Spiritus. Es bringt Geld, wenn es geht, Geld in Madden? und es ging, er war oben an. Aber eines schönen Tages ging's nicht mehr, also ging er.«

»Wohin?«

»Bah!« lachte Seehausen, »dahin, von wo noch Keiner zurückgekehrt ist. Er war ein Dummkopf. Er hatte so viel Spiritus verkauft, wie in ganz Europa nicht zusammengebracht werden kann. Dabei kam ihm sein eigener Spiritus abhanden. Statt sich lustig zu Tische zu setzen mit seinen Gästen, die ihn erwarteten, als er von der Börse kam, bat er um einen Augenblick Geduld, ging in sein Cabinet und schloß hinter sich ab.«

Es entstand eine Pause. Die Blicke der beiden Männer begegneten sich. Lorberg setzte den Daumen an seine Stirn, der Hauptmann schüttelte den Kopf und machte mit seiner Cigarre einen Schnitt um seinen Hals.

»Ausgetrunken, Vetterchen!« rief er dann. »Verdammt sei die Armuth! Keiner macht Umstände mit ihr, Jeder gibt ihr Fußstritte. Es ging Alles verloren, und die Verwandten machten es nach Verwandtenart; statt zu helfen, gab es Vorwürfe über Leichtsinn und Verschwendung.«

»Sie mochten verdient sein,« murmelte Lorberg, indem er an sich selbst dachte.

»Bah!« rief Seehausen. »Weiber fragen nie, woher es kommt. Sie wollen Glanz, wollen Putz und Pracht; so lange sie das haben, sind sie ohne Sorgen.«

»Sie heiratheten die Tochter.«

»Damit hatte es Zeit. Ich zog zur Mutter, half die beiden Kinder erziehen, half sie ernähren.«

»Sie?« fragte Richards ungläubig.

»Ich! drei Jahre lang. Mein Engel war sechszehn Jahre, Susette zehn. Ich brachte zusammen, was ich schaffen konnte, die Verwandten thaten gar nichts mehr, wollten mich fortschaffen, die Mädchen aus dem Hause bringen. Lärm und Geschrei gab es genug, bis meine Freundin starb; aber ehe das geschah, heirathete ich meine Flora, und damit war es aus.«

Lorberg schwieg. Er sah in eine Familiengeschichte widerlicher Art. Der Hauptmann mochte errathen, was in seinem Kopfe vorging.

»Oho!« lachte er frech auf, »es geschieht Schlimmeres in der Welt, Vetterchen, und was wollte mein Engel machen? Eine arme Verwandte ist überall ein schlechtes Möbel, das in die Winkel gestoßen wird, als Aschenbrödel oder Kammerjungfer dient. Ich machte eine Frau aus ihr, Frau von Seehausen. Susette kam zu dem alten gierigen Weibe drüben und ist ihr Liebling geworden. Bei Gottes Thron, sie möchte sie in Marzipan backen lassen oder in Gold fassen, das Püppchen!«

»Wie aber stehen Sie selbst mit ihr?« fragte Lorberg ihn unterbrechend.

»Ich? Nun, Sie können wohl denken, schlecht,« erwiderte Seehausen, indem sein dickes Gesicht sich verfinsterte und seine heisere Stimme sich noch mehr dämpfte. Ich hab's lange versucht, sie zu versöhnen, ich versuche es noch, lasse mich treten, bin immerdar der geduldige Mann; denn es wäre unklug: ich habe Kinder, und sie ist die reiche Tante. Aber es hat nichts gefruchtet, nichts. Wir mögen leben oder sterben, was kümmert es sie! Kaum ein abgetragenes Stück Zeug, ein kostbares Geschenk für meinen Engel, wirft sie uns zu. Verflucht mag sie sein, wenn ... «

Er hielt inne, hob sein Glas auf und fing an zu lachen.

»Wir wollen uns nicht das Blut in den Kopf jagen, Vetter Richard, Sie werden ihr Mores beibringen. Hole der Teufel alle Grillen, wir wollen leben so gut wie die Sippschaft da mit all ihrem Gelde. Leben, Vetterchen, leben; so gut wir's machen können, leben! das ist die Sache; wenn's vorbei ist, ist's einerlei, ob wir verhungerten oder an einer Trüffel-Pastete erstickten,« sagte er kaltblütig, indem er sein Glas austrank. – Aber da kommt mein Schatz und erlös't uns!« rief er, nach der Thür blickend, durch welche die junge Frau eben hereintrat, gefolgt von dem alten Weibe mit dem schwarzen Kopftuche, welche verschiedene Schüsseln trug, aus denen ein erfreulicher Duft aufstieg.

Frau von Seehausen hatte ihr Haar in zierliche Puffen gescheitelt, einen Seidensawl um ihre Schultern geworfen, ein kantenbesetztes Taschentuch in der Hand, und

ihre Finger verbargen sich in gelben Handschuhen, welche freilich nicht eben neu aussahen. Lorberg wurde daran erinnert, was Seehausen so eben von den Geschenken an abgetragenen Sachen erzählte; aber die junge Frau sah hübsch aus, er fühlte geheimes Mitleid mit ihr. Nach der ersten Begrüßung bat er wegen der Störung um Verzeihung, und sie erwiderte ihm mit Freundlichkeit, daß es ihr die größte Freude mache, nur müsse er verzeihen, wenn er nicht Alles so finde, wie es zu wünschen sei, da nichts vorbereitet werden konnte, um einen so lieben Gast zu empfangen.

Ihre Augen senkten sich dabei, und einige halb verlegene, halb bittende Blicke flogen über den eleganten Vetter über die dürftigen Geräte.

»Keine Redensarten, mein Engel!« schrie Seehausen heiser aus dem Kehlkopf. »Ein Freund, ein Verwandter ist nachsichtig mit uns. Setzen Sie Sich neben Flora, Vetterchen, und nehmen Sie fürlieb mit dem, was wir Ihnen anbieten können. Ich denke, es ist so übel nicht. Hehe, uf, haha!«

Das freche Grinsen des dicken Gesichtes und die flimmernden Blicke der kleinen Augen, welche die junge Frau betrachteten? machten es ungewiß, was der würdige Hauptmann eigentlich meinte; die Gerichte, welche auf dem Tische dampften? waren inzwischen geeignet genug, um Richard's Aumerksamkeit zu erregen. Zwei vortrefflich gebratene Hühner zeigten sich ihm, der ein Kenner der besten Poularden war, und neben diesen

stand eine Schüssel voll zarten, jungen Salats, der in dieser Jahreszeit zu den Seltenheiten gehörte. Der Hauptmann eilte inzwischen an den großen Schrank, welcher sich als eine wahre Schatzkammer vortrefflicher Dinge darstellte. Er lieferte feines weißes Brod, eine Schale der frischesten Butter, einen Teller ausgesucht schöner Trauben, ein Gestell mit Flaschen und einem Behälter für den Senf.

Der Hauptmann warf einen Felcherrnblick über den Tisch und lächelte wohlgefällig. »Gib den Salat her, mein Engel,« sagte er, »er scheint gut zu sein. Wenn ein gebildeter Mensch Gras essen soll wie Schafe und Kühe, Vetterchen, kann dies nur durch kunstvolle Veredlung ermöglicht werden. Den Essig, mein Herzchen, das Oel, den Pfeffer, den Senf und den Zucker,« bat er süß, die dicken Lippen spitzend, auch hast du gewiß an einige hart gesottene Eier gedacht?«

»Hier kommen sie schon,« erwiderte die hübsche Frau, nach der Thür blickend, durch welche die Aufwärterin hereintrat.

»Und das Fläschchen mit der Soja, mein Mäuschen.«

»Hier steht es schon zu deinen Diensten.«

»Es geht nichts über eine lebenswürdige, häusliche Frau,« lachte der Hauptmann aus dem Kehlkopf. »Was helfen alle Kunststücke: Französischplappern, Singen, Clavierspielen! Ich verachte diese Verwilderung echter Weiblichkeit, Vetterchen.«

»Die schöne Natur ist die höchste Kunst,« antwortete Richard, verbindlich lächelnd.

»Bravo!« rief Seehausen. »Sie müssen Flora näher kennen lernen. Literatur ist ihre Leidenschaft.«

»Und dabei dieser Verein häuslicher Tugenden,« erwiderte der galante Vetter.

»Mutter, Gattin, Hausfrau!« schrie der Hauptmann zärtlich grunzend, »wie es keine zweite im Lande gibt.«

Die junge Frau hatte inzwischen das weiße Brod zerschnitten, und während sie dem Gaste davon reichte, begnügte sie sich, über die Complimente, welche sie empfing, zu lachen und ihrem Manne zu sagen:

»Du wirst mit deinen Spöttereien über mich noch Unheil anrichten und den Salat verderben.«

»Ernst, heiliger Ernst, bei jeder wissenschaftlichen Untersuchung!« antwortete Seehausen, während er den Salat mengte und spitzbübisch grins'te. »Was ist Salat? elendes Unkraut! Was ist Schönheit? Blendwerk der Augen! Was ist ein Weib? Ein menschliches Wesen in langen Röcken? immer darauf bedacht, uns ein theures Wesen zu sein. Hehe, Vetterchen! es kommt Alles darauf an, wie man Essig und Oel zu gebrauchen weiß, um alle diese himmlischen Gaben zu veredeln. Es ist keine gute Frau und kein guter Salat möglich ohne Essig und Oel.«

Sein heiseres Gelächter stimmte mit dem Lachen seiner beiden Tischgenossen zusammen.

»Was den Essig anbelangt,« sagte Richard, indem er die hübsche Cousine ansah, »so dürfte dieser wohl am wenigsten erwünscht und nothwendig sein.«

»Die Sauce entwickelt sich von selbst,« versetzte Frau von Seehausen, indem sie seinen Blick beantwortete.

»Sie ist nothwendig, es gibt nichts Wichtigeres fiel der Hauptmann ein. »Der Essig in der Ehe ist das Bindemittel zum Zusammenziehen aller Zärtlichkeit; Vetterchen, lassen Sie es niemals daran fehlen, wenn das Heirathen Ihnen gut bekommen soll. Gleich die nöthige Portion in der ersten Stunde verabreicht, vermehrt den Appetit, stärkt den Magen, reizt die Nerven, klärt den Verstand; aber dieser vortreffliche Essig muß versüßt werden durch den Zucker der Liebe, damit es ein angenehmes Getränk bleibt. Wenig Essig, viel Oel, beides von der besten Sorte, so gibt es vortrefflichen Salat und eine vortreffliche Frau. Alles zart, Alles glatt, Alles picant, kein Herz kann ihm widerstehen! Kosten Sie, Vetterchen, *probatum est!* Wie ich ihr meinen ersten Salat gemacht hatte, war mein Engel verloren!«

Während dieser Abhandlung hatte Seehausen alle Ingredienzien kunstvoll gemischt und gemengt, und Richard mußte zugestehen, niemals einen Salat von höherer Vollendung gegessen zu haben. MVt stolzem Lächeln nahm der Hauptmann sein Lob in Empfang, aber mit nicht geringerem Talent zerschnitt er die Hühner und war der Anerkennung gewiß, als er seinem Gaste davon vorlegte.

»Urtheilen Sie über diese Hühnerbrust, Lorberg,« sagte er. »Was ist eine solche Brust, die in nichtswürdige, unverständige Hände fällt? Ein trockenes, hölzernes Stück Fleisch. Was ist diese hier in ihrem Saft, ihrer Innigkeit, ihrem Schmelz, wie ein Kuß von zarten Lippen! Einer der

feinsten irdischen Genüsse, die eine durchbildete Zunge nur ganz zu schätzen weiß.«

Das strahlende dicke Gesicht drückte eine faunische Lüsterheit aus, und Richard von Lorberg ergötzte sich mit geheimer Verachtung an den Begierden dieses schwelgerischen Vagabunden, der nicht länger zögerte, sie zu befriedigen.

»Es verdirbt das Gute überall, wenn es in schlechte Hände geräth,« sagte er, und es kam ihm vor, als wenn die hübsche Cousine so tief Athem holte, daß es wie ein leises Seufzen klang; allein es war nichts davon zu bemerken. Sie lächelte freundlich und folgte dem Beispiele ihres Mannes, der mit vollen Backen kaute und Lorberg lustig anblinzelte.

»Schlechte Beispiele verderben gute Sitten, Vetterchen,« erwiderte er. »Oho! was würden wir Beiden für tugendhafte Exemplare sein, wenn die bösen Buben uns nicht verlockt hätten! Nieder mit aller Moral! Angestoßen, geliebtester Schatz! Unser theurer Vetter Richard soll leben und bald wieder mit uns vergnüglich beisammen sitzen, in den Armen der Liebe . . . «

Hier hielt er inne, denn die Klingel im Corridor wurde von kräftiger Hand gezogen.

»Welcher gemeine Sterbliche wagt es, uns zu stören?« fragte er aufhorchend. »Irgend ein Maulaffe, der eigentlich eine Treppe höher oder tiefer will und um Entschuldigung bittet, wenn er uns die Klingel abgerissen hat. Wir wollen un nicht stören lassen, mein bester Vetter Richard. Ich sage daher: in den Armen der Liebe und Freundschaft

sollen uns glückliche Tage erwarten und alle Feinde, Neider, und boshafte alte Hexen . . . «

Weiter kam der Hauptmann abermals nicht, denn der Klingel unterbrach ihn zum zweiten Male.

»Donnerwetter! wer ist da?« sagte er in halb ungewissem Tone, indem er seine Frau anblickte.

»Ich will gleich nachsehen,« sagte die junge Frau, indem sie aufstand und hinaus ging. Seehausen folgte ihr bis an die Thür nach und legte sein Ohr an den Spalt. Gleich darauf aber drehte er sich am und ergriff, ohne ein Wort zu sagen, die Schüssel mit dem Salat, den Senf und das Weißbrod sammt Trauben, und was sonst noch vorhanden, um es sämmtlich eiligst in den Spinden-Aufsatz verschwinden zu lassen; zu gleicher Zeit schoß das alte Weib mit dem schwarzen Kopftuch zur Hinterthür herein, faßte die Reste der Hühner, Geräte und Teller, riß Lorberg den seinen unter den Händen fort und ließ im nächsten Augenblicke nichts auf dem Tische als die Schüssel mit den Kartoffeln, das Stück schwarzes Brod, die zerprungene Wasserflasche und das dreibeinige Salzfaß.

Nach der ersten Ueberraschung fand Richard die Erklärung dieser Metamorphosen, welche ihn höchlichst belustigten, in den Stimmen, welche während dessen zuerst in dem Corridor, dann im Nebenzimmer sich hören ließen. Eine scharfe und sehr laute Frauenstimme war nicht zu verkennen und schien den unerschrockenen Hauptmann zumeist zu verwirren. Er beantwortete Lorberg's leise Frage nach dem unverhofften Besuche nicht, sondern winkte ihm Schweigen zu warf sich in den Stuhl,

schnitt ein Stück von dem schwarzen Brode ab, drückte ein paar Kartoffelstücke darauf und streute Salz darüber. Mit der linken Hand ergriff er dabei die Wasserflasche und schenkte sein Glas voll, und als dies geschehen, nahm er es in die Hand und begann mit salbungsvoller Rührung:

»Ein zufriedener, gemüthlicher Mensch, mein theuerster Vetter, bedarf wenig in dieser Welt. Wenn er auf Gott vertraut und redlich arbeitet, wird ihm auch geholfen. Nur Gesundheit muß ihn nicht verlassen, dies höchste und edelste Gut; alles Andere kann gemißt werden, nur dieses nicht, mein verehrter Vetter.«

Lorberg hatte große Lust, laut auf zu lachen, der in einen Heiligen verwandelte Faun reizte ihn unwiderstehlich dazu an; die scharfe Stimme ließ sich jedoch eben in der sich öffnenden Thür vernehmen. »Wo ist denn dein Mann? Bei Tische? Was habt ihr denn Gutes?«

Seehausen stopfte ein ungeheures Stück Brod in den Mund, zugleich aber stand er auf und brachte einige unverständliche Töne hervor, indem er sich tief und ehrfurchtsvoll verbeugte und seine Hände unterthänig schwenkte.

»Richtig, da ist er!« rief die Dame, welche hereintrat. »Aber wie riecht es denn hier? es riecht ja nach Wein und Braten!«

Seehausen blickte mit wehmuthsvollem Lächeln auf die Kartoffelschüssel, dann fing er heftig an zu husten, weil ihm ein Krümmel des trockenen Brodes bei einem seiner Seufzer in die Luftröhre gerieth.

»Ersticken Sie nicht!« schrie die Dame und schüttelte ihn an den Schultern. »Das kommt von der Unmäßigkeit. Sie sind immer ein Mann gewesen, der nichts von Mäßigkeit wußte.«

Im Augenblick entdeckte sie Richard von Lorberg, der sich vom Tische an den Ofen zurückgezogen hatte, und ohne Umstände hob sie die Lampe mit der zerbrochenen Glocke auf und beleuchtete den Gegenstand ihrer Neugier.

#### VIERTES KAPITEL.

Wahrscheinlich hatte die Dame irgend einen wüsten Cumpan des Hauptmanns vermuthet, als sie jedoch einen fein gekleideten jungen Herrn fand, von vornehmen Manieren und einem Gesicht, das durchaus nicht hieher paßte, behielt sie die Lampe verwundert in der ausgestreckten Hand, machte dabei aber einen tiefen Knix. Es war eine Dame ziemlich hoch an Jahren, doch von kräftiger Gestalt und gewiß auch von dazu passender Energie, wenn ihr Anblick nicht täuschte. Das breite, volle Gesicht hatte etwas Raubvogelartiges mit seiner scharf gekrümmten Nase und den runden, grünlich grauen Augen. Richard von Lorberg zweifelte jedoch nicht daran, daß dies die reiche Tante sein müsse; denn wem sonst sollten ein so schweres Seidenkleid, ein so prächtiger Shawl, eine so dicke goldene Kette um den gelben Hals und so blitzende Steine in den Ohrringen gehören? Er wurde auch sehr

bald von der Richtigkeit seiner Voraussetzungen überzeugt, als der Hauptmann mit süßer Bescheidenheit begann:

»Dieses, verehrteste Frau, ist unser werther Verwandter, Herr Richard von Lorberg, welcher uns so eben mit seinem Besuche erfreute und Zeuge unseres bescheidenen Mahles war, das Gottes Güte . . .«

»Schweigen Sie stille, Seehausen!« fiel die Dame ein, wenn dieser Herr es sagt, will ich es glauben. Herr von Lorberg also!« – sie machte einen neuen Knix und sah ihn dabei fortgesetzt an. »Ich habe einen Herrn von Lorberg gekannt, dem das Gut Weißenstein gehörte.«

»Das war mein Vater, gnädige Frau.«

»Ihr Herr Vater, das dachte ich mir. Gott, wie die Zeiten vergehen!«

Das Raubvogel-Gesicht fing an zu nicken, und der breite Mund zog sich weiter aus einander, während sie ihn fortgesetzt betrachtete. »Lebt der Herr Vater noch?« fragte sie.

»Er ist todt, gnädige Frau.«

»Ich bin die Commercierräthin Wittenberg,« sagte sie mit Nachdruck, »und bin hieher gekommen mit meiner Nichte Susette – wo bist du, Susette?«

»Hier, liebe Tante!« antwortete eine helle Stimme aus dem dunkeln Nebenzimmer, und Richard Lorberg sah mit gesteigerter Theilnahme ein junges Mädchen herbei eilen.

»Das ist der Herr Freiherr von Lorberg, ein Verwandter von Seehausen,« rief ihm die Commercierräthin entgegen, »und es ist eigentlich wahr,« fuhr sie fort, »wir sind alle mit Ihnen verwandt, Herr Baron.«

»Es gereicht mir zur größten Ehre,« antwortete Richard verbindlich.

»Aber wir kommen ganz zufällig dazu,« fuhr die alte Dame fort, »denn wir haben noch nie das Vergnügen gehabt, etwas von Ihnen zu hören oder zu sehen.«

»Ich war sehr lange abwesend,« sagte Lorberg.

»Auf Reisen?« fiel die Commercierräthin fragend ein.

»In Italien und in Paris.«

»Im vorigen Jahre waren wir auch da. Erst in der Schweiz, dann in Mailand und in Venedig und zuletzt in Paris. In diesem Jahre habe ich es vorgezogen, nach Baden-Baden und Badenweiler zu gehen, weil's der Doctor Susetten anrieth.«

»Das Fräulein war leidend?« fragte Richard, theilnehmend nach der jungen Dame blickend.

»Sie sieht aus wie die ewige Gesundheit,« erwiderte die Tante, »aber der Doctor meinte doch, es werde ihr wohl thun, weil sie im Winter sich zu viel angegriffen habe.«

»Der Schwarzwald ist himmlisch!« sagte das Fräulein.

»Susette ist eine große Freundin der Natur,« bestätigte die Tante; »aber wir wollen uns heute nicht länger damit aufhalten, sondern unsere Sache abmachen. Herr Baron, Sie sind ein Verwandter, Sie nehmen es also nicht übel,

wenn ich in Ihrer Gegenwart mit Seehausen etwas verhandle.«

Damit wandte sie sich zu dem Hauptmann um, der neben seiner Frau stand und dem Raubvogel-Gesicht, das ihm näher rückte, entgegen grins'te. »Sie wissen nicht, warum ich her gekommen bin,« begann sie, »und oben ein Abends so spät?«

»Theuerste und verehrteste Frau,« erwiderte der Hauptmann heiser aus dem Kehlkopf, indem er, unterthänig sich neigend, die Hand auf seine Brust legte, »es gibt nichts, was uns mehr erfreuen könnte.«

»Bleiben Sie mir fort damit!« rief sie abwehrend, »wir kennen uns; aber ich will Ihnen sagen, warum ich gekommen bin, und Herr von Lorberg kann es mit anhören, denn es ist nichts Schlechtes.«

Der Hauptmann zuckte wehmüthig die Achseln. »Ich versichere,« antwortete er, »daß Ihre Gedanken mir Unrecht thun.«

»Darüber wollen wir schweigen,« fiel sie ein, »aber warum ich hier bin, ist, daß Susette mich lange schon gebeten hat und eben wieder einen Anlaß hat wahrgenommen, zu bitten, daß ich etwas für die Erziehung Ihrer beiden Kinder thun soll. Gut, ich will's thun, ich habe es Susetten versprochen, und darum sind wir hergekommen? Ihnen das zu sagen. Ich will die Kinder erziehen lassen, damit sie zur Ordnung angehalten und keine Taugenichtse daraus werden.«

»Wir sorgen für diese lieben Kinder väterlich, mütterlich!« murmelte Seehausen, indem er seine Augen verkehrte und nach oben blickte.

»Um so besser werden Sie künftig für Sich selbst sorgen können,« unterbrach sie ihn.

»Es steht im Buche des Schicksals geschrieben,« erwiderte der Hauptmann, schwermüthig den Kopf schüttelnd, »daß alle meine Anstrengungen . . .«

»Unsinn!« rief die Tante dazwischen. »Wollen Sie mir die Kinder geben?«

»Es ist eine schwere Aufgabe,« versetzte Seehausen mit einem Seufzer. »Ich als Vater kann meine Liebe bezwingen, allein die mütterlichen Gefühle erfordern Schonung und Ueberlegung.«

»So überlegen Sie es meinerwegen bis morgen. Was ich versprochen habe, das halte ich, aber weiter nichts. – Jetzt komm, Susette.«

Das Fräulein, welches diesen Namen trug, hatte während dieser Verhandlung zum öftern mit ihrer Schwester leise geflüstert; jetzt sah Lorberg, daß sie dieser Winke gab? als wollte sie sie zu etwas ermuthigen, allein Frau von Seehausen senkte den Kopf und sagte nichts.

Das kleine Fräulein – klein und stark war sie von Gestalt – wurde darüber sehr lebendig. Sie warf den Kopf auf und blickte ihre Schwester geringschätzend an. Es war in der That kein schönes Gesicht. Fleischig und rund, viel Röthe auf den Wangen, daher ihre Tante wohl sagen mochte, daß sie ewiger Gesundheit gleiche. Gesund schien diese Fülle und Farbe allerdings zu sein, und ihre

lebhaften blauen Augen hätten einem, der loben wollte, wohl zum Lobe Anlaß geben können, sonst aber blieb schwerlich noch etwas dafür übrig. Ihr Haar hatte einen unverkennbar röthlich blonden Schimmer, alle Gesichtszüge waren grob und gewöhnlich, die Lippen ziemlich stark aufgeworfen, die Nase ein wenig breit. Nur die Beweglichkeit der Augen und die Beweglichkeit ihres Gesichtes selbst verminderten diese Nachtheile.

Als ihre Tante sie rief, zog sie das kurze Mäntelchen um ihre Schultern hastig zusammen und sagte in erregtem, keinesweges mildem Tone: »Es muß ein Jeder wissen, was er zu thun und zu lassen hat. Vernünftig zu handeln, ist nicht jedes Menschen Sache, Wohlthaten muß man niemandem aufdrängen, der sie nicht mag.«

»Richtig, Susette,« fiel die Tante ein, »da hast du nun deinen Dank. Gute Nacht, Herr Baron, wenn Sie noch länger hier verweilen wollen.«

Dies war eine halbe Einladung, welche Lorberg sogleich auffaßte. »Wenn die Frau Commercierräthin mir erlauben wollen, Sie begleiten zu dürfen,« erwiderte er.

Das Raubvogel-Gesicht lächelte huldvoll. »Wir haben den Bedienten unten an der Thür gelassen,« sagte sie, »aber es wird uns sehr angenehm sein, wenn Sie uns die Ehre erzeigen. – Also morgen will ich von Ihnen Bescheid haben,« wandte sie sich nochmals an Seehausen, »ob ich für die Kinder sorgen soll.«

»Wenn das blutende Mutterherz eine solche Trennung ertragen kann,« murmelte Seehausen aus dem Kehlkopf.

»Das Mutterherz,« rief die hartherzige Dame, indem sie die junge, hübsche Frau geringschätzig ansah. »Wenn's eine rechte Mutter wäre, dann freilich, aber so ...«

Sie wandte sich fort und ging der Thür zu.

»Das ist sehr hart, beste Tante,« flüsterte Frau von Seehausen.

»Nicht doch, Schätzchen, du verstehst mich. Es paßt sich Alles gut hier; macht aber, was ihr wollt.«

Der Hauptmann leuchtete; heimlich drückte er Lorange's Hand, flüsterte ihm ins Ohr: »Morgen mehr!« und schob ihn der Tante nach.

Nach einigen Minuten kehrte er zurück, und als er die Lampe auf den Tisch gesetzt hatte, brach er in ein ingrimmiges Hohngelächter aus.

»Er hat Glück!« rief er, »Millionen Donnerwetter! ich wußte nicht, wie es anzufangen war, da führt der Satan das alte Weib her.«

Sein Gelächter begann von Neuen, bis er mit heiserer Stimme hinzu setzte: »Solch ein leichtsinniger Bursche hat immer Glück, und ich sah es dem alten Drachen an, daß er ihr gefiel. Geschniegelt, gewichs't, galant, jung, ein Baron. Haha! gehangen will ich sein, wenn er nicht eingeladen wird, ehe Sie an der Hausthür sind. Und er wird kommen, er wird sich nicht lange bitten lassen, aber wart – wart!« Er sah nach dem Fenster hin, wo die junge hübsche Frau stand und nach der Straße hinab sah. »Nun, Flora, was sagst du dazu? Ein angenehmer Plan

von dieser edlen Verwandten, uns unsere Kinder abzunehmen! Verfluchte alte Hexe! aber es geht von deiner rothhaarigen, liebenswürdigen Schwester aus.«

»Lieber Seehausen,« erwiderte die junge Frau, »ich kann mich noch gar nicht fassen, so erschrocken wie ich bin, aber Susette meint es gut.«

»Zum Henker mit ihrer Güte!«

»Du weißt nicht, weißt noch nicht,« fuhr sie schüchtern fort.

»Was weiß ich nicht?«

»Was sich ereignet hat.«

»Was hat sich ereignet?«

»Etwas sehr Freudiges.«

»Was?« schrie Seehausen. »Hat sie sich etwa verlobt?«

»Die Tante?«

»Gans, deine Schwester!«

»Gott bewahre! aber ... «

»Was aber – rede!«

»Die Tante – sie hat – dir wirst dich wundern – mir ist es in alle Glieder gefahren.«

»Mein Engel,« sagte der Hauptmann, »bringe mich nicht um! Möchte sie selbst zum Teufel gefahren sein, so wollte ich ihr glückliche Reise wünschen und Freudenthränen nachweinen. Worüber soll ich mich aber wundern? Ich wundere mich über nichts, über gar nichts!«

»Sie hat gewonnen,« sagte Flora. »Ein Prämienschein ist heute bei der Ziehung herausgekommen. Neunzigtausend Thaler hat sie gewonnen!«

Trotz seiner Versicherung, sich über nichts zu wundern, saß der Hauptmann wie erstarrt da. Plötzlich aber hob er seine Faust auf und schlug mit solcher Gewalt auf den Tisch, daß Lampe, Glas und Wasserflasche wackelten und tanzten. Das schwarze Stück Brod machte einen Satz gegen seine Hand; er nahm es, warf er gegen die Wand und lachte wie ein Toller dazu.

»Wo ist Gerechtigkeit!« schrie er, indem sich sein Gesicht verzerrte. »Wo ist ein Gott im Himmel! Neunzigtausend Thaler! Wer hat das gesagt, wer?«

»Susette hat es mir gesagt und mich gebeten – das ist es ja, deßwegen hat sie so dringend gebeten, daß die Tante die Kinder erziehen lassen möchte.«

»Ist es möglich!« murmelte Seehausen, die Augen starr auf die Wasserflasche richtend »Ehrliche Menschen kommen zu nichts, mögen anfangen, was sie wollen, nichts! Verfluchte alte Hexe! sie, die so viel schon hat, ohne Gewissen, ohne Menschenliebe!«

Er schüttelte den dicken Kopf mit voller Gewalt.

»Susette meint, wir sollen uns nicht besinnen, die Tante würde dann mehr thun. Du solltest irgend ein ordentliches, ehrliches Geschäft anfangen und sie bitten, dir Geld dazu vorzustrecken.«

»Schweig still!« schrie er voller Zorn, und die kleinen Augen funkelten sie wüthend an. »Ein ehrliches Geschäft! Nichtswürdiger Gedanke! Bist du so dumm um nicht einzusehen, wo sie hinaus wollen? Die Kinder erziehen, oho!

wir können arbeiten. Du kannst Schuhe einfassen, Hemden nähen, im Kramladen stehen? Cigarren verkaufen oder Lumpen!«

Er lachte wild auf.

»Den Schacher, den verstehen sie. Wenn ich schachern könnte, haha! ich könnte noch zu Gnaden kommen. Aber Rache will ich, Rache! Er soll uns rächen! Er wird ihr den Lohn geben.«

»Was meinst du? Welchen Lohn? Was können wir thun?«

Seehausen strich sich höhrend über den struppigen Bart.

»Wir wollen es abwarten,« sagte. »Er wird sich schon einschmeicheln, und es wird ihm glücken. Er muß, denn er kann nicht anders, das Messer steht ihm selbst an der Kehle. Bin ich ein Lump, dem sie kein Wort glaubt – ihm wird sie glauben, bis ihr die Augen übergehen!«

Mit ängstlichen Blicken betrachtete die junge Frau ihren Mann. »Mein Gott!« sagte sie, »meinst du den Cousin? Was ist mit ihm?«

»Oho!« lachte er boshaft, »dir gefällt er auch. So ein glatter Bursche hat alle Weiber im Sack. Nun siehst du, mein Engel, so wird's ihm auch da drüben glücken. Er wird der alten Hexe das Blut abzapfen!«

»Das Blut abzapfen! Wie kannst du so schrecklich spaßen?«

»Ernst! Ernst!« nickte der dicke Kopf. »Ihr Blut! ihren Lebenssaft! Gans, verstehst du nicht, ihr Geld, ihren Mammon! Bis auf den letzten Tropfen.«

»Ich denke, er ist reich?« fragte sie erstaunt.

»Aber wir,« sagte Seehausen, seinen Gedanken folgend, »wir müssen ihn festhalten. Verflucht, daß er sie hier treffen mußte! ich hätte vorher einen Pact mit ihm abgeschlossen. Aber ich habe ihn am Strick! Ich denke, ich habe ihn!«

Sein Gesicht heiterte sich auf, und eben erschien das alte Weib mit den Schüsseln und Näpfen, die alles enthielten, was von Huhn und Salat übrig geblieben war.

»Alte Dörthe!« schrie der Hauptmann, »du bist die Gescheidteste von uns allen. Du sorgst fürs Reelle, alles Andere ist Lumperei! Hieher auf den Tisch damit! Mein Engel, hole die Weinflasche dort aus der Ecke, Keiner soll uns mehr stören. Und wenn Papst und Kaiser kämen, sie blieben draußen.

Mit wiederkehrender Laune rückte er an den Tisch und lud seinen Engel ein, ihm Gesellschaft zu leisten. Die junge Frau hatte nichts dagegen, und bald saßen beide einträchtig beisammen.

»Nimm diesen vortrefflichen Flügel, Gattin,« lachte Seehausen, indem er ihr ein Bratenstück vorlegte, »und labbe dich daran. Mit der Morgenröthe fliegst du hinüber zu dem alten schändlichen Weibe und zeigst ihr, was eine Mutter aus dem Volke ist. Wir lassen uns unsere Kinder nicht von dem blutenden Mutterherzen reißen. Nicht um alle Schätze Indiens, nicht um eine Million, nicht um die neunzigtausend Silberlinge, die dieser alte Satan verruchter Weise eben eingesackt hat.«

»Aber wir werden dann gar nichts bekommen,« antwortete Frau von Seehausen.

»Trinke unbesorgt diesen Trank der Labe, mein Engel, und stille deine Schmerzen. Wir werden belohnt werden für unser Dulden. Wenn dieser edle Vetter seine Hochzeit hält, werde ich einen goldenen Kranz auf deine Locken drücken.«

»Hochzeit hält?« fragte sie verwundert.

»Allerdings, und wie ich erwarte, sehr bald. Er wird die Zeit nicht erwarten können vor leidenschaftlicher Sehnsucht nach der reizenden Braut.«

»Welcher Braut, Seehausen?«

»Hast du denn ein Brett vor dem Kopf?« schrie er sein Hohnlachen unterbrechend. »Unser vielgeliebter Schwager soll leben und das liebliche Susettchen, dieser Goldvogel, dessen Haupt sogar in Gold getaucht ist.«

Die junge Frau stieß nicht an. Sie ließ die Gabel auf den Teller sinken und sagte überrascht: »Das ist seine Absicht?«

»Darum ist er hergekommen und hat uns die hohe Ehre angethan, hier herauf zu steigen in den Tempel unseres Glückes. Wenn er nicht müßte, er würde sich lieber die Beine verstauchen, und wenn er dieses reizende Susettchen nicht dringend nöthig hätte, er verbrennte sich die Hände bis an den Ellbogen, ehe er sie ihr reichte.«

»Aber ist er denn nicht reich?«

»Reich, reich! Was bist du für eine Gans, mein Engel! Wenn er reich wäre, wenn nicht Alles durchgebracht wäre, würde der Freiherr Lorberg die alte Hexe nicht mit

seinem Handschuh anfassen, statt ihr den Arm zu bieten und sie nach Hause zu führen. Er ist von altem Adel,« setzte er, den dicken Kopf aufrückend, mit Selbstgefühl hinzu, und das ist doch immer was anderes, als Geld zusammenschachern. Unglücklicher Weise hat er keine Ausichten mehr, eine reiche Erbschaft zu machen. Wenn's das noch wäre, oho! so triebe er es weiter so fort, alleins es ist aus damit, alles aus. Das junge Hähnchen hat's nicht gedacht, und sein Vater, der alte Hahn, war so sicher auf Ueberfluß an Futter, daß er, was er hatte, ausstreute, wer mit essen wollte. Plötzlich aber brach der Hühnerstall zusammen, und er fiel in den Mist, haha! bis über die Ohren in den Mist.«

Sein boshafte Gelächter und der dicke Kopf mit den kleinen funkelnden Augen waren so abscheulich, daß die junge Frau sich abwandte und mitleidig sagte: »Wie kannst dir darüber so häßlich lachen?«

»Höre zu, ich will's dir erzählen,« lachte Seehausen weiter. »Der alte Lorberg war ein Verschwender, so gut wie dieser hier, aber er dachte, was schadt's, der Junge wird doch einmal genug bekommen. Sein nächster Verwandter war der Herr von Feldheim, der hatte von einem beiderseitigen Oheim große Güter und das ganze große Vermögen geerbt mit der Bedingung, daß, wenn er keinen männlichen, rechtmäßigen Erben hinterließe, das gesammte Gut auf die Lorberg übergehen sollte. Feldheim war überdies reich genug und war mehr als vierzig Jahre alt geworden ohne Weib; aber Alter schützt vor

Thorheit nicht, daran hatte der kluge Lorberg nicht gedacht. Verstehst du nun, mein Engel?«

»Wahrscheinlich heirathete Feldheim.«

»Richtig! Als er Fünzig auf dem Nacken hatte, kam es ihm an. Der alte Lorberg glaubte Geld und Gut schon in der Tasche zu haben, plötzlich kriegte er eine Verlobungskarte, und aus war's mit aller Freundschaft.«

»Das kann ich denken!« erwiderte die junge Frau, selbst darüber erzürnt. »Es war eine Schändlichkeit.«

»Pfui!« sagte Seehausen eifrig, an einem Hühnerknochen nagend, »wie kannst du die heiligen Gefühle der Natur verdammen? Jeder Wurm sehnt sich nach Liebe. Die Habgier dieses alten Lorberg wurde gerechter Weise bestraft und eben so seine Verschwendung, denn er saß in Schulden, und da die Feindschaft immer mehr zunahm, verlangte Feldheim ein Capital zurück, das er früher an Lorberg geliehen hatte. Das gab ihm den Rest.«

»Das war schlecht und gemein,« sagte die junge Frau. »Wer möchte so an einem Freunde und Verwandten handeln?«

»Freundschaft! Verwandtschaft! hoho, Schnickschnack!« schrie der Hauptmann. »Freundfehaft hört auf, wo der Schaden anfängt. Der Henker hole Freunde und Verwandte, die mich um mein Geld bringen wollen! Die alten Freunde sahen sich nicht mehr an, und als die junge Frau von Feldheim einen Knaben gebar, war's vollends aus, obwohl das Kind bald darauf wieder starb.«

- »Das war Gottes Gerechtigkeit!«

»Meinst du?« grins'te er sie an. »Gut, mein Engel, du sollst Recht haben, aber es ist eine sonderbare Sache zuweilen mit Gottes Gerechtigkeit. Zwei Jahre darauf war wieder ein Junge da, und dieses Mal starb er nicht, obwohl ihm der alte Lorberg Tod und Pestilenz an den Hals wünschte.«

»Und der lebt noch?« fragte Frau von Seehausen in einem höchst vorwurfsvollen Tone.

»Freilich lebt er und hat nicht die geringste Lust zum Sterben. Er wurde von jung auf bewahrt, als sollte er alle Tage vergiftet werden. Die Alten zogen gleich mit ihm fort. Erst auf ihre Güter, dann an den Rhein, zuletzt ins südliche Frankreich und nach Italien. Die Mutter ist da gestorben, aber der Junge hat sich erholt. Er sollte an der Brust leiden, darum lebten sie fast immer auswärts, kamen selten und immer nur auf kurze Zeit hieher. Eben ist er wieder da, der alte ausgetrocknete Bursche.«

»Es muß ein abscheulicher Mensch sein!« sagte Frau von Seehausen verächtlich.

»Ein schmieriger, schäbiger Kerl,« antwortete der Hauptmann. »Ein geiziger, elender Schelm, der, oho! es soll mich nicht wundern!«

»Was soll dich nicht wundern?«

»Wie ich hörte, daß er hier sei, habe ich an ihn geschrieben, ihm meine Dienste angeboten, noch keine Antwort bekommen. Ein schlechtes Subject, Engel, ohne alle Achtung und Mitgefühl! Aber wart, laß ihn sein, wie er will! stoß an auf diesen Lorberg, er soll uns bringen? was uns fehlt.«

Seehausen schenkte den Rest des Weines in sein Glas und bemächtigte sich dessen, was noch an Speise vorhanden war. »Geld! Geld! und verflucht mögen sie alle sein!« lachte er aus dem Kehlkopf, indem er die hübsche Frau umarmte und an ihr Glas anstieß.

#### FÜNFTES KAPITEL.

Nach einigen Tagen befand sich Herr Jakob Wolf wiederum in seinem Comptoir, und wieder stand er hinter dem Zahlstisch, die linke Hand auf seine Papierscheere gestützt, die rechte in die Seite gestemmt; aber es war dieses Mal kein Gegenstand seines Schreckens oder seiner Grobheit vorhanden, auch sah der Agent so dienstfertig ergeben und ausnehmend höflich und freundlich aus, daß man nicht zweifelhaft sein konnte, der gegenwärtige Besuch mußte ihm ein angenehmer sein.

Er richtete seine kecken Augen mit einem gewissen Anstrich von Demuth auf einen alten Herrn, der auf dem Sopha mit den gelben Nägeln saß, und mit derselben Biagsamkeit neigte er sich gegen den Stuhl hin? welchen Richard von Lorberg inne gehabt, auf welchem jetzt jedoch ein anderer junger Mann Platz genommen hatte. Der alte Herr besaß kein ganz gewöhnliches Gesicht. Er war außerordentlich mager und schmal mit hohlen Backen, hoher faltiger Stirn, einer fein geformten dünnen Nase und großen falten Augen, die sich langsam unter den langen Augenlidern bewegten. Sein langer Hals stak in einem weißen Halstuche, an dem feingefälteten

Jabot blitzte ein großer Stein, und aus dem Aermel seines blauen Fracks reckten sich schmale Hände mit außerordentlich langen, dünnen Fingern, welche er auf die Sophalehne gelegt hatte.

Der alte Herr sah aus wie ein geborener Aristokrat, voller Würde und Ruhe, im vollen Bewußtsein seines Wertes. Während er mit dem Agenten über Geldgeschäfte verhandelte und ihm Aufträge ertheilte, drehte er einige Male den ganzen Körper steif und langsam nach dem Stuhle hin, auf welchem der junge Mann saß, als wollte er sich überzeugen, ob dieser auch noch vorhanden sei. Dies war allerdings der Fall, dagegen eben so gewiß, daß der junge Herr keinen sonderlichen Antheil an den Dingen nahm, welche hier verhandelt wurden. Er hielt seine Füße gekreuzt, drückte gegen die hohe Lehne des Stuhl seinen Kopf und stützte ihn mit der Hand, welche er halb über sein Gesicht deckte. Dieses Gesicht machte es unzweifelhaft, daß der alte Herr sein Vater sei; allein was dort verzogen, faltig und geschärft war, erschien bei ihm rund, fein und glatt. Statt des hohen, spitzen Schädels, auf welchem der alte Herr sein spärliches Haar künstlich zusammengekämmt hatte, fiel seinem Sohne eine reiche dunkelbraune Flut bis in den Nacken nieder. Unter einer schön geformten Stirn blitzten ein paar stolzblickende Augen, und um die feinen Lippen lag ein Lächeln, das den kleinen, kurzathmenden Agenten hinter dem Zahltische zu verspotten schien, der mit echter Börsenjobber-Manier allerlei gute Papiere und Course anpries. Vielleicht aber waren die Gedanken des jungen Herrn ganz

wo anders, und eben deßwegen hafteten seine Blicke so starr auf Jakob Wolf.

Nach einiger Zeit zog er seine Uhr aus der Tasche, warf einen schnellen Blick darauf und steckte sie wieder ein.

»Nur noch ein paar Minuten, Hermann,« sagte der alte Herr, »ich bin gleich fertig mit dem Herrn Wolf.«

»Die jungen Herrn,« rief der grobe Wolf, »haben keine Zeit, wenn die Rede ist von nützlichen Geschäften.«

»Nennen Sie das, was sie thun, ein nützliches Geschäft?« fragte der junge Mann, noch schärfer lächelnd.

»Warum soll es nicht nützlich sein, die Welt mit Geld zu versorgen?« erwiderte der Agent, den schwarzen Haarbush schüttelnd. »Was wäre die Menschheit ohne Geld? Was würde geschehen, wenn es kein Geld gäbe?«

»Wenn Sie denen Geld verschafften, die nichts haben, und es denen abnähmen, die zu viel davon besitzen, würden Sie allerdings ein sehr nützliches Geschäft treiben,« war die Antwort.

»Hören Sie zu, Herr von Feldheim, was der Herr Sohn für eine weise Lehre aufstellt!« schrie Jakob Wolf. »Es ist weise gesprochen, wie Salomo, aber der Herr Vater wird es nicht acceptiren, und der Herr Sohn würde das nützliche Geschäft gleich aufgeben, wenn da kämen die verschiedenen Herren Verwandten und sprächen: unsere Taschen sind leer, laß uns theilen.«

Der alte Herr hob seine Augen langsam auf und ließ sie auf dem Agenten ruhen.

»Ich denke, wir haben erst vor Kurzem ein solches Beispiel gehabt,« sagte er.

»Der junge Herr sieht nicht aus, als wollte er sich nehmen lassen, was sein ist,« erwiderte der Agent.

Herr von Feldheim betrachtete wohlgefällig seinen Sohn. »Er ist groß geworden,« sagte er.

»Beinahe so groß wie der Herr Vater und wird ein langes? langes Leben erreichen, zu aller Menschen Freude.

Der Agent lächelte pffig, als bezweifelte er, daß dies allen Menschen Freude machen werde; da aber seine Vertraulichkeit unbeachtet blieb, fügte er hinzu: »Der junge Herr muß jetzt neunzehn Jahre alt sein.«

»Beinahe,« erwiderte Herr von Feldheim; »aber, was ich fragen wollte, Herr Wolf, Sie kennen ja wohl den Hauptmann Seehausen?«

»Ob ich ihn kenne!« nickte der schwarze Haarbüsch, »mehr als zu gut kenne ich ihn.«

»Er hat sich vor einigen Tagen wieder einmal an mich gewandt und mir Briefcouverts zum Kauf angeboten.«

»Es ist eine neue Art Industrie,« lachte der Agent, »er hat sie in diesem Jahre angefangen weil's mit der alten nicht mehr recht geht. Es ist ein rares Talent, der Herr Hauptmann, und Talente soll man unterstützen, gnädiger Herr. Er verkauft seine Couverts an alle Menschenfreunde, die einem unglücklichen Familienvater helfen wollen, für den billigen Preis von zwei und drei Thaler das Hundert. Und es glückt, Herr von Feldheim. Man sollte nicht glauben, wie viel Mitgefühl und Menschenliebe noch immer in der Welt ist.«

»Dummheit!« sagte der alte Herr.

»Man kann's nennen, wie man will,« erklärte Jakob Wolf, »was fragt der Hauptmann danach! Er kauft das Hundert Couverts für fünf oder sechs Groschen und macht ein schönes Geschäft dabei.«

»Eine schaamlose Betrügerei!«

»Es ist die ärgste nicht, die begangen wird!« erklärte Jakob Wolf. Ich habe ein Gefühl für diesen Hauptmann, der hätte werden können ein großer Geschäftsmann. Immer voll Pläne, immer voll Speculation und niemals verlegen um die Mittel.«

»Um zu betrügen.«

»Aber niemals die Armen, immer die Reichen und die Hohen; kein Armer ist je durch ihn um etwas gekommen, und den hohen Herrschaften hat er Vergnügen gemacht. Da ist kein König und kein Fürst in Europa und keine Kaiserin und keine Prinzessin, die nicht alle Jahre von ihm einen Geburtstagsbrief mit den allerschönsten und allerunterthänigsten Glückwünschen empfangen hätte.«

»Und davon hat er gelebt?«

»Gelebt und die ganze Familie ernährt und seiner hübschen Frau neue Kleider gekauft und guten Wein getrunken, wovon er ein Freund ist, denn er ist ein Mann von gutem Geschmack.«

»Das ist erstaunenswerth!« sagte der alte Herr.

»Warum?« fragte Jakob Wolf. »Der Hauptmann hat besondere Vorzüge zu dem Geschäft. Er ist Officier gewesen, und von Adel ist er auch. Einem adeligen Herrn helfen die Herrschaften wohl in der Noth. Aber in der letzten

Zeit ist das Geschäft schlechter geworden, weil die Concurrency zunimmt.«

»Man sollte nicht glauben,« sagte Herr von Feldheim, daß es viele solche Industrie-Ritter geben könnte.«

»Ich bin gewiß,« versicherte Wolf, »daß in dieser Stadt allein wenigstens ein halbes Dutzend Familien davon leben und daß es ihnen wohl geht dabei.«

»Aber die Fürsten . . . «

»Gott, die Fürsten, was wollen die Fürsten!? Sie werden gezupft und gerupft von allen Seiten. Ein Privatmann kann seine Tasche und sein Herz zuschließen, ein Fürst muß geben und geben und wird betrogen und wieder betrogen, weil er nicht selbst kann sehen und hören.«

»Ich habe den Brief nicht beantwortet,« sagte der alte Herr nach einem augenblicklichen Schweigen; »es wird jedoch am besten sein, wenn man die Polizei auf dieses Treiben aufmerksam macht.«

»Das wirst Du nicht thun, Vater!« antwortete Hermann von Feldheim, indem er aus seiner bisherigen Theilnahmlosigkeit zu erwachen schien.

»Und warum nicht, mein Sohn?«

»Jeder fege vor seiner Thür,« versetzte der junge Mann gleichgültig, den Kopf zurückwerfend.

»Und immer ist es besser, Couverts zu verkaufen für den zehnfachen Preis und hohe Herren zu gratuliren,« fiel der Agent ein, »als es zu machen wie andere Leute, die von Schulden leben, verschwenden, spielen und wetten, reiten, kutschiren und jockeyen, bis der Bankerott vollständig ist.«

Der alte Herr heftete seine langsamen Augen auf den Agenten und sah ihn forschend an.

»Oh,« sagte er darauf, die hohlen Falten auf den Backen zu einem Lächeln verziehend, »Sie sprechen von einem anderen unserer lieben Verwandten. Ich habe schon Einiges von ihm gehört. Ist er bei Ihnen gewesen?«

»Ganz vor Kurzem erst, gnädiger Herr.«

»Was wollte er?«

»Was kann er wollen als Geld?«

»Sie gaben ihm nichts?«

»Wie könnte ich ihm Geld geben, der da ist ein Bettler?«

»Wie viel wollte er?«

»Fünftausend Thaler.«

Der alte Herr schwieg einige Augenblicke, dann sagte er mit seinem leisen Lächeln: »Geben Sie es ihm.«

»Wollen Sie ihm wiederum die Mittel geben,« fragte Jakob Wolf, seinen schwarzen Haarbusch schüttelnd, »noch eine Zeit lang Mitglied zu sein vom Jagdclub und vom Jockeyclub?«

»Es muß übel mit ihm stehen,« erwiderte der alte Herr bedächtig.

»Er soll Schulden bezahlen, Ehrensulden, und die Ehre fliegt zum Fenster hinaus.«

»So müssen wir ihm helfen, sie zu halten.«

»Es ist vorbei mit ihm, gnädiger Herr. Eine Obligation von ihm ist nicht werth so viel . . . «

Jakob Wolf blies über seine flache Hand.

»Nehmen Sie Wechsel,« erwiderte Herr von Feldheim. »Auf vier Monate oder sechs Monate, oder auch länger.«

»Was ist ein Wechsel, worauf eines Bettlers Name steht!« schrie der grobe Wolf ärgerlich.

»Du wirst ihm kein Geld geben, Vater,« ließ sich hier wiederum der junge Herr von Feldheim hören, indem er von Neuem seine Bewegungslosigkeit aufgab.

»Du wünschst es nicht?« fragte der alte Herr. »Warum nicht, mein Sohn?«

»Weil man einen Verschwender nicht unterstützen muß.«

»Es ist ein Verwandter,« sagte Herr von Feldheim sanftmüthig, »und überdies sind die Verhältnisse zu bedenken.«

»Auch darum nicht, Vater,« unterbrach ihn der junge Mann, »weil wir mit diesem Lorberg nicht zu thun haben dürfen.«

Bei seinen letzten Worten wurde die Thür ziemlich ungestüm geöffnet, und mit dem Hut auf dem Kopfe in seiner kecken unbesorgten Weise, trat Richard von Lorberg herein. Im ersten Augenblicke schien er die Anwesenden kaum zu bemerken.

»Guten Tag, Herr Wolf!« rief er dem Agenten zu. »Wann haben Sie Zeit für mich?«

»Sogleich, Herr Baron,« erwiderte der Geschäftsmann. »Bleibt es also bei Ihren Aufträgen, Herr von Feldheim?«

Bei diesem Namen verschwand das übermüthige Lachen aus dem Gesicht des jungen Edelmannes. Er wandte sich gegen das Sopha um; der alte Herr stand auf und

verneigte sich, aber Richard von Lorberg erwiderte diese Höflichkeit nicht.

»Sie haben den gnädigen Herrn gewiß lange nicht gesehen,« sagte Jakob Wolf mit seiner unverschämten Vertraulichkeit, als Lorberg die stumme Scene damit beendete, daß er seinem Verwandten den Rücken zukehrte.

»Nein,« erwiderte er, »auch – empfinde ich kein Verlangen danach. Befördern Sie Ihre Angelegenheiten, Herr Wolf,« setzte er rasch hinzu, als er sah, daß Jakob Wolf grimmig den Kopf über den Zahltisch streckte, »damit wir zu den meinigen kommen.«

»Was kann ich thun für Ihre Angelegenheit,« schrie der Agent so grob als möglich, »wenn Sie beleidigen wollen diejenigen . . . «

»Bitte, Herr Wolf,« fiel der alte Herr ein, »ich halte mich nicht für beleidigt; wäre dies selbst auch beabsichtigt, so würde ich es gern vergeben.«

»Ich bedarf Ihrer Vergebung nicht, Herr von Feldheim,« sagte Lorberg mit stolzer Kälte.

»Vergabung bedürfen wir alle,« erwiderte der alte Herr mit derselben Sanftmuth.

»Die Sünder! die Heuchler aller Art!« rief Richard von Lorberg.

Der alte Herr senkte seine langsamen Augen nieder und schien einer weiteren Fortsetzung dieses ärgerlichen Auftrittes sich entheben zu wollen; er griff nach seinem Hute. Allein sein Sohn war nicht derselben Meinung. Ohne von dem Stuhle aufzustehen, oder seine nachlässige Stellung aufzugeben, sagte er: »Wenn Sie meinen Vater

beleidigen wollen, so wenden Sie Sich an mich. Ich werde Ihnen Rede stehen.«

Der Freiherr betrachtete geringschätzig den neuen Gegner, der seine Augen auf ihn richtete.

»Sie würden wohl thun,« sagte er dann, »dem weisen Beispiele Ihres Herrn Vaters zu folgen und zu schweigen.«

»Man schweigt allerdings da am besten, wo Reden nichts fruchtet,« erwiderte der junge Mann mit derselben Ruhe. »Es gehört jedoch geringer Muth dazu, gegen einen Greis den Ritter zu spielen.«

Die Adern schwollen auf Lorberg's Stirn. »Kindern und Weibern verzeiht man ihr Geschwätz!« sagte er verächtlich.

»Man kann sehr alt und doch sehr wenig verständig sein,« versetzte Hermann von Feldheim.

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Nichts, Herr von Lorberg, was Sie verwundern könnte.«

»Das wird sich finden, wenn Sie sich deutlicher erklärt haben.«

Der alte Herr eilte mit wankenden Schritten, aber so rasch es ihm möglich, auf seinen Sohn zu und legte seinen Arm um ihn, als wollte er ihn schützen.

»Mein Sohn hat Sie nicht kränken wollen, Herr von Lorberg,« sagte er zitternd vor Besorgniß. »Nur eine allgemeine Wahrheit sprach er aus, weiter nichts. Ich bitte Dich, Hermann, so ist es. Nicht wahr, so ist es?«

Der junge Mann stand auf, und indem er seines Vaters Hand ergriff, sagte er:

»Ich werde niemals dulden, daß in meiner Gegenwart etwas geschieht, was mir mißfällt.«

»Es ist nichts geschehen, es ist Niemand beleidigt,« fiel der alte Herr ein. »Laß uns gehen, Hermann. Leben Sie wohl, Herr Wolf, leben Sie wohl!«

Er schob seinen Arm unter den Arm seines Sohnes und führte ihn hastig fort. Der Agent eilte dienstfertig Beiden nach.

»Soll ich nehmen, wie Sie befohlen haben?« fragte er.

»Nehmen Sie! ja wohl, nehmen Sie!« sagte der alte Herr, und den Kopf im Nacken, ohne einen Blick auf Richard von Lorberg zu werfen, kehrte Jakob Wolf hinter sein Gitter zurück, wo er an seinem Pulte Papiere und Briefe zusammenraffte und dabei plötzlich unverschämt zu lachen anfang.

Lorberg stand mit verschränkten Armen an dem Zahl-tisch, er sah ärgerlich und verlegen aus.

»Warum lachen Sie so schrecklich, tugendhafter Wolf?« fragte er.

»Weil ich mich freue über den männlichen Muth dieses Jünglings? der seinen Vater vertheidigt.«

»Der gichtbrüchige Sünder flüchtete den Jungen in seinen Schooß, als sei er eine Taube, die der Geier zerreißen will!« rief Lorberg höhrend.

»Vielleicht hat er Recht, bei Gott, er hat Recht!« schrie Jakob Wolf, indem er den schwarzen Haarbusch heftig wackeln ließ.

»Möglich, Herr Wolf! Am guten Willen dazu fehlt es mir nicht.«

»Pfui!« rief der Agent, »ich kann's nicht hören. Wie können Sie Gottes Gebote so verlästern? Die Hand aufheben zu wollen gegen die Hand, die Sie fallen und halten müßten!«

»Lieber des Satans glühende Hand,« lachte Richard verächtlich, »als die Hände dieses Vaters und dieses Sohnes. Aber fort mit beiden und zu etwas Erfreulichem, tugendhafter Wolf. Ich habe Ihnen eine gute Nachricht mitzutheilen.«

»Haben Sie das große Loos gewonnen?«

»Noch nicht, aber ich denke es in der Tasche zu haben.«

»Gratulire, Herr Baron, gratulire!«

»Dank Ihnen, theuerster Freund; doch um ganz sicher zu gehen . . . «

»Brauchen Sie Geld!« fiel Jakob Wolf ein.

»Richtig, Geld! und somit dringe ich nochmals verwegen in ihre Höhle und frage, ob Sie geneigt sind . . . «

»Ob ich geneigt bin?« unterbrach ihn der Agent. »Es könnte sein, daß ich geneigt wäre, aber – wenn Sie das große Loos nicht gewinnen?«

»Seien Sie ohne Sorge, ich werde es gewinnen.«

Er schwieg einen Augenblick, dann sagte er unter erneutem leichtsinnigem Lachen: »Sie sollen Alles wissen, Wolf. Ich habe gethan, was Sie mir riethen.«

»Ich wußte es vorher!«

»Nun gut, ich war bei dem Hauptmann. Ein würdiger Mann, ein liebenswürdiger, schwer verleumdeter Mann.«

Er warf sich in den Stuhl, auf welchem Hermann von Feldheim gesessen hatte, sprang aber eben so schnell wieder auf, stieß ihn fort und nahm einen anderen. Dann legte er den rechten Fuß über sein linkes Knie und begann eine humoristische Erzählung seiner gesammten Abenteuer, die sehr lange dauerte und welche Jakob Wolf nicht ohne Vergnügen anhörte. Zuweilen wackelte der ganze schwarze Haarbush, und er selbst legte sich über den Zahltisch und wieherte vor Lustigkeit; als aber die Commerciendrätin auf dem Schauplatz erschien, öffneten sich die dicken Augen immer weiter, und endlich empfand er ein Gefühl von Bewunderung vor dem jungen Verschwender, das sich bis zu zärtlichen Blicken verstieg.

»Bei Gott!« rief er aus, »die Schrift hat Recht, die da sagt: der Herr ist mit seinen Auserwählten. Sie brachten sie also nach Haus, was geschah weiter?«

»Nun, Sie können denken, daß ich zum Besuch eingeladen wurde.«

»Und Sie haben gemacht Ihren Besuch? Aber es versteht sich von selbst, schon am nächsten Vormittag.«

»Richtig, salomonischer Wolf, und seit dieser Zeit bin ich schon zwei Mal dort gewesen, mich nach dem Befinden der Dame zu erkundigen und dem Fräulein ein Buch zu bringen.«

»Ein feines Haus, ein würdiges Haus, feine Leute, noble Leute!« sagte Jakob Wolf. »Doch wie steht's mit dem Fräulein?«

»In Wahrheit, würdigster Freund,« erwiderte Richard von Lorberg, »dieses Haus ist weder fein gebaut noch besonders – wie soll ich sagen – fein möblirt oder mit anziehenden Eigenschaften versehen, das heißt mit Ausnahme der wunderbar anziehenden Eigenschaft, die Nichte dieser Tante zu sein.«

»Mein lieber Herr Baron,« antwortete Jakob Wolf, die dicken Lippen spottsüchtig aufwerfend, »schweigen Sie darüber wenigstens bis nach der Hochzeit. Ich sage Ihnen, es kommt nicht darauf an, wie Ihnen die Braut gefällt sondern einzig und allein, wie Sie ihr gefallen.«

»Sie sind ein Mann von unverwüstlicher Aufrichtigkeit,« lachte Lorberg ausgelassen, »aber im Grunde haben Sie Recht, und daher beruhigen Sie Sich auch darüber. Es geht Alles in bester Ordnung. Nächstens werde ich einem Familienfeste beiwohnen, Susettchens Geburtstage; heute führe ich die Damen in die Oper.«

»Das gefällt mir! das gefällt mir!« rief Jakob Wolf, seine Hände reibend.

»Geld ist mir nöthig, das sehen Sie ein.«

»Sie sollen Geld haben,« erwiderte Wolf, »aber ... «

»Kein Aber, keine Moral, tugendhafter Wolf, sondern fünftausend Thaler.«

»Fünftausend,« wiederholte der Agent, und der schwarze Haarbush nickte dazu.

»Wahrhaftig! Was soll ich dagegen thun?«

»Sie geben mir Wechsel.«

»Mit Vergnügen. Sechstausend?«

»Fünftausend,« versetzte Jakob Wolf, indem er sich in die Brust warf. »Auf sechs Monate oder auf neun Monate oder auf ein Jahr, wie es Ihnen beliebt.«

Richard von Lorberg sah ihn erstaunt an, plötzlich aber schien ihm etwas einzufallen, das ihn ernsthaft machte.

»Ist es Ihr eigenes Geld, das Sie mir so großmüthig anbieten?« fragte er.

»Mag's kommen, woher es will,« erwiderte der Agent. »Es kann Ihnen gleichgültig sein.«

»Nicht ganz, denn ...« Lorberg hielt inne. »Es mag Thorheit heißen, es zu denken,« sagte er, »aber geben Sie mir Ihr Wort, daß nicht etwa – nun, ich meine, daß dieser Feldheim ...«

»Was thue ich mit dem Wort, nehmen Sie das Geld!« unterbrach ihn Jakob Wolf.

»Zunächst beruhigen Sie mich darüber.«

»Es ist unvernünftig!« schrie Wolf. »Es ist kein Talent darin, solchen Haß in sich zu tragen gegen einen Mann von solchem Werth.«

»Schweigen Sie!« erwiderte Richard mit so zornigen Blicken, daß Jakob Wolf verstummte. – »Nicht daß dieser Mann mich durch seine Heirath in alten Tagen um eine Erbschaft brachte,« fuhr er ruhiger fort, »sondern wie er meinen Vater behandelte und zu Grunde richtete, das ist die Ursache, daß ich ihn hasse und verachte. Mein Vater war ein Mann von strenger Ehre. Feldheim hatte ihm feierlich zugeschworen, daß alle Gerüchte über seine Absichten alberne Lügen seien, als aber dennoch

die Wahrheit sich ergab, wurde mein Vater wieder umheuchelt und umschmeichelt, mit Versprechungen und Freundschaftsbetheuerungen überschüttet, bis jener Knaube geboren wurde, da . . . «

»Nun?« fragte Wolf, als Lorberg schwieg. »Das gab der Freundschaft natürlich den letzten Stoß.«

»Da wurden meinem Vater plötzlich in bedrängter Zeit von diesem Freunde und Verwandten die Capitalien gekündigt, welche er ihm geliehen. Der Elende wollte ihn verderben. Es gelang ihm nicht, das Geld wurde damals geschafft, aber mit welchen Opfern! Seit dieser Zeit war meines Vaters Leben vergiftet, er konnte nicht vergessen, was ihm geschehen. Aerger, Kummer und Sorgen nagten an ihm und begleiteten ihn bis an sein Grab.«

Hier wurde der Freiherr unterbrochen, denn der Comptoirdiener trat herein und reichte dem Agenten einen Brief.

Der Agent las das Blatt, das er aus dem Couvert zog; es war von röthlicher Farbe und strömte einen feinen Duft aus.

»Diese Lectüre ist wohl sehr interessant, tugendhafter Wolf?« fragte Lorberg, in den leichtfertigen Ton zurückfallend.

»Wundervoll!« erwiderte der kleine Mann, das Blatt zusammen legend, »aber ich sage Ihnen, Herr Baron, nehmen Sie das Geld und lassen Sie die alten Geschichten ruhen.«

»Sehr gern, verehrter Freund, sobald Sie bestätigen, daß diese Feldheim nichts damit zu schaffen haben.«

»Das versichere ich und verbürge mich.«

»Dann schaffen Sie es mir so rasch als möglich.«

»Sie können es auf der Stelle mitnehmen.«

»Wie, auf der Stelle?«

»Ich zahle es Ihnen sofort,« sagte Jakob Wolf, indem er an sein großes Geldspind ging.

»Geben Sie einen Wechsel her, damit ich ihn ausfüllen kann. Feder und Dinte sind hier bei der Hand.«

Er zog ein Schreibzeug von der anderen Seite des Zahl-tisches herbei, streifte seinen Handschuh von der rechten Hand und probirte eine Feder, als Jakob Wolf von seinem Geldspind zurück rief: »Es ist kein Wechsel nöthig, Herr Baron.«

»Kein Wechsel nöthig? Warum nicht?«

»Ich habe es anders überlegt.«

»Ah, Sie ziehen eine Obligation vor? Meinetwegen; aber das macht Umstände, wir müssen einen Notar haben.«

»Was soll ich mit einer Obligation!« schrie Wolf vom Spinde her. »Sie haben schon zu viele gemacht.«

»Was wollen Sie denn also, grober Wolf?«

Der Agent kam zurück und hielt in seiner Hand eine Anzahl großer Bankscheine, welche er auf den Tisch legte.

»Sehen Sie hier,« sagte er, »zehn Scheine, jeder zu fünfhundert Thaler, macht zusammen fünftausend.«

»Und dafür begnügen Sie sich mit einem einfachen Schuldschein als Quittung?« fragte Lorberg erstaunt.

»Nichts von Schuldschein, nichts von Quittung!« versetzte Wolf, mit seiner dicken Hand durch die Luft fahrend. »Es ist das Eine gerade so viel werth, als alles Andere, darum will ich gar nichts nehmen. Habe ich Ihnen gegeben mein Wort,« setzte er hinzu, »so sollen Sie mir geben das Ihrige, daß Sie dieses Geld zurück zahlen, sobald Sie im Stande sind, es zu thun.«

Der junge Cavalier schien seinen Ohren nicht recht zu trauen, er stand einige Minuten lang regungslos und blickte den Agenten an, der seinen Arm in die Seite stemmte und sehr grimmig aussah.

»Das ist meiner Treu' eine seltsame Geschichte!« rief er dann, »die mir wie ein Märchen oder wie ein Traum vorkommt, den ich allerdings wachend erlebe. Erklären Sie mir das, Herr Wolf.«

»Ich habe nichts zu erklären!« rief Jakob Wolf ärgerlich.

»Ihrem guten Herzen verdanke ich doch dieses Geld auf keinen Fall?«

»Trauen Sie mir nicht solche Thorheit zu!« schrie Jakob Wolf, und der schwarze Haarbusch wackelte hin und her.

»Oh, ich bitte um Vergebung. Aber ich weiß Niemanden . . .« Er sann schweigend nach.

Jakob Wolf schwieg ebenfalls, ohne sich zu rühren.

»Gut denn,« begann Lorberg von Neuem, »ich nehme dieses Geld, weil ich muß, aber – wenn es irgend in meiner Macht steht, will ich mein verpfändetes Wort besser

einlösen, als Wechsel und Schuldscheine mich dazu vermögen könnten.«

Jakob Wolf erwiderte auch hierauf nichts, er streckte nur den Zeigefinger aus und deutete auf die Scheine; bei der letzten Betheuerung des jungen Edelmannes aber zuckte er mit den Schultern und grins'te diabolisch.

»Ich verstehe Ihre sprechende Pantomime,« sagte Lorberg, »bei alledem verlassen Sie Sich darauf. Und nun nehmen Sie meinen Dank, ich werde nichts vergessen.«

Er reichte ihm seine Hand, und Jakob Wolf hielt diese fest und hob den Zeigefinger seiner Linken auf. »Seien Sie klug,« sagte er, »handeln Sie klug, darauf kommt's an. Ich hoffe noch immer von Ihnen, was ich erlebt habe von mehr als Einem, der das Geld nicht achtete, so lange er nichts hatte, aber ein sparsamer Mann wurde, als er zu etwas gekommen war.«

»Das heißt, er wurde ein Geizhals, wie der alte Sünder, den ich aus Ihrer Höhle vertrieben habe,« erwiderte der Freiherr, indem er die Scheine zusammenraffte und einsteckte. »Ich hoffe, Sie sollen noch Freude an mir erleben. Adieu denn, tugendhafter Wolf. Schwelgen Sie jetzt ungestört im Genusse des rosenfarbenen himmlischen Boten dort, und wenn Sie glücklich sind, beten Sie für mich mit.«

Als er hinaus war, schüttelte Jakob Wolf eine ganze Zeit lang schweigend seinen dicken Kopf, bis er endlich aufschrie: »Was ist das für ein Mensch! Gott, das will ein Mensch sein! Nichts hat er in seiner Tasche und faßt die Scheine an, als wären es Lumpen. Es wird auch nichts

mit ihm werden. Denn er wird sicherlich machen solche Dummheiten, daß die reellen Leute sich von ihm zurückziehen. – Und dennoch,« fuhr er nach einigem Besinnen fort, »habe ich ihm das Geld gegeben mit innerem Wohlgefallen. Es ist Unrecht an ihm begangen worden. Er hat ein stolzes Herz, das nicht nehmen will Geld von dem, der seinen Vater getäuscht und in Unglück gestürzt hat; ich glaube beinahe, ich könnt's auch nicht nehmen. Ich habe ein Gefühl davon, daß der alte Herr von Feldheim, obwohl er ist ein reicher Mann und ein vornehmer Mann, doch ist – ein schlechter Mann!« flüsterte Jakob Wolf ganz leise. »Darum ist es mir lieb, und ich bin froh, wahrhaftig, ich bin froh, daß er das Geld gekriegt hat ohne ihn.«

Bei dieser letzten Betheuerung ergriff der Agent das rosige Briefchen, schlug es auf und schaute hinein, Anfangs mit wohlgefälliger Freudigkeit, welche aber bald in Kopfschütteln und Stirnrunzeln überging.

»Ich weiß nicht, was ich denken soll! weiß nicht, was ich sagen soll!« rief er endlich, indem er auf das Papier schlug, »aber es kann kein Irrthum sein, denn hier steht es Schwarz auf Roth, deutlich steht es da.«

Er hielt das Blatt an seine Nase und roch daran. »Es ist ein feiner Geruch,« sagte er, »und sind feine Buchstaben geschrieben mit fester Hand. Woher kennt sie die Verhältnisse, woher weiß sie Alles?« – Er blickte von Neuem in den Brief und fing an halblaut zu lesen: »Häufen Sie das Maß Ihrer Güte für mich, Herr Wolf, indem Sie die Mitte erfüllen, welche ich durch diese Zeilen an Sie richte.

In dem Päckchen, welches ich Ihnen übergab, befinden sich mit anderen Geldpapieren zehn Bankscheine jeder zu fünfhundert Thaler. Herr von Lorberg sucht ein Darlehen bei Ihnen, geben Sie ihm diese zehn Scheine doch ohne Wechsel oder Quittung unter der einfachen Bedingung zurück zu zahlen, wenn er das Geld nicht mehr bedarf.<

»Eine schöne Bedingung!« lachte Jakob Wolf, »Wahrhaftig, er wird niemals kein Geld bedürfen, aber damit ist es noch nicht genug.« »Sollte Herr von Lorberg noch mehr verlangen,« steht hier weiter geschrieben,« »so übergeben Sie ihm auch den Rest der Summe, welche in Ihren Händen ist. Sie werden meine Bitte erfüllen. – Ihre dankbare Unbekannte.<

»Kein Wort soll er davon erfahren!« schrie Jakob Wolf mit größter Energie; »denn wenn es geschähe, wäre er morgen hier und holte den Rest. Aber vielleicht wäre es das Beste,« setzte er gelassener hinzu, »so wäre ich einen Auftrag los, mit dem ich mich nie hätte einlassen sollen.«

Er wickelte den Brief zu dem Päckchen und legte dieses wieder in sein Geldspind. Dann kam er zurück, steckte beide Hände in seine Taschen und sann vor sich hin, bis er plötzlich den Kopf in die Höhe warf und im vollen Aerger schrie: »Was geht's mich an, was verderbe ich meine Zeit damit! Wer kann sie sein? Eine zärtliche Freundin, die ihm helfen will in seiner Noth, und sie kann es nicht thun, sobald es Jemand erfährt. Was geschieht alles in der Welt! Es betrügt der Vater den Sohn, das Weib den

Mann, und die da wollen die Ersten sein, stehen oft unter den Letzten, unter den Allerletzten!«

Mit dieser moralischen Betrachtung war Herr Wolf zum Abschluß gelangt und beschäftigte sich mit anderen Dingen.

## SECHSTES KAPITEL.

Eines der schönsten und größten Häuser in der Königsstraße gehörte der Frau Commercierräthin Wittenberg, und sie bewohnte darin selbst eine prächtige Wohnung im ersten Stockwerk. Die Zimmer waren zwar nicht nach der neuesten Mode, aber doch gut und bequem eingerichtet, und obwohl der größte Theil derselben gewöhnlich nicht benutzt wurde, waren heute mehrere dieser verhängten Staatsgemächer geöffnet, die Kappen von Sofas und Polsterstühlen entfernt, die Kronen mit Lichtern besteckt und allerlei andere festliche Vorbereitungen getroffen. Fräulein Susettens Geburtstag sollte gefeiert werden. Die Frau Commercierräthin hatte einen Kreis ihrer Freunde und Verwandten dazu eingeladen, sie selbst saß mit ihrer Nichte in dem kleinen, bescheidenen Zimmer, das ihr gewöhnlicher Aufenthalt war und berechnete vorläufig die Posten des Abends.

Sie dachte und sorgte, wie viele reiche Leute ihrer Art. Es sollte an nichts fehlen, die Gäste sollten sich wundern und den Glanz rühmen, aber es sollte so wenig als möglich kosten. Die Frau Commercierräthin wollte aber doch hinter Keinem zurückbleiben, denn es befanden sich unter den Eingeladenen mehrere, die ein scharfes Urtheil zu

fällen wußten, und deren Dinners und Soupers berühmt waren. Ueberdies war auch der Freiherr von Lorberg eingeladen, der bei Grafen und Ministern gespeist hatte und auf Hoffesten und Galadiners gewesen war, von denen er unterhaltend zu erzählen wußte. Die reiche Wittwe wollte ihm beweisen, daß er es bei ihr eben so gut haben könne, wenn nicht noch besser; sie hatte daher außerordentliche Anstalten in Küche und Keller getroffen, einem berühmten Koch ihre Aufträge ertheilt, allein sie war sehr ärgerlich über die Ausgaben.

»Was das für enormes Geld verschlingt!« sagte sie. »Die Theuerung ist unverschämt, aber die Menschen sind noch viel unverschämter. Jeder nimmt, so viel er bekommen kann, und dabei stecken sie ein, was ihnen nicht gehört. Daß gut aufgepaßt wird, Susette! Daß die Schüsseln, so wie sie hinaus kommen, gleich fortgeschlossen werden! Daß mir der Wein und die Butter nicht zu sehr angegriffen werden!«

»Ich werde schon controliren? Tante,« antwortete Susette.

»Ich werde es selbst thun,« versetzte die Commercierräthin. »Man muß Alles zählen, Alles genau übergeben, die Augen überall haben, und du wirst deine Augen wohl heute zu anderen Dingen brauchen.«

Fräulein Susette war prächtig angekleidet, in einem sehr schweren damascirt blumigen Seidenstoffe der allertheuersten Art. Die Tante hatte ihr dieses Kleid zum Geburtstage geschenkt sammt brüsseler Spitzenärmeln

und goldenen breiten Gelenk-Armbändern. Sie war daher sehr kostbar geschmückt, allein schöner war sie darum doch nicht geworden, und sie schien dies selbst zu empfinden; denn indem sie in den hohen goldigen Spiegel blickte, sagte sie mit spöttischem Anflug: »Du meinst, meine beste großmüthige Tante, ich habe heute genug zu thun, um, alle deine köstlichen Geschenke zu bewundern.«

Die Commercierräthin fühlte sich geschmeichelt, auch schlang Susette ihren Arm mit jugendlicher Lebendigkeit um den gelben, musculösen Hals und küßte sie trotz ihres Widerstrebens.

»Laß, laß, du unbesonnenes Mädchen!« schalt sie. »Leichtfertig wirst dir bleiben, so lange du lebst. Alle Puffen an deinen Aermeln hast du zerdrückt, als ob sie kein Geld kosteten, und mein Hals dazu ist ruinirt, der ganze Puder ist abgerieben.«

»Susette ließ sich von dem Schelten nicht anfechten. »Ich muß mich freuen!« rief sie mit einer neuen Liebkosung, muß dir immer wieder danken, theuerste Tante, für alles, was du für mich gethan hast und noch thust.«

»Als ob dir nicht andere Leute auch schöne Geschenke gemacht hätten!« sagte die Commercierräthin.

»Was gehen mich die anderen Leute an! Dir danke ich Alles, danke dir deine große Liebe.«

»Als ob andere Leute dich nicht auch liebten!« fiel die Tante ein. »Was hat der Herr von Lorberg für ein prachtvolles Geschenk geschickt!«

»Sehr prachtvoll, Tante, zu prachtvoll!« erwiderte Susette.

»Es ist nichts zu prachtvoll für dich,« sagte die Tante in stolzem Tone.

»Ich wäre mit einem Glückwunsch zufrieden gewesen,« fuhr das Fräulein fort, »auch hätte sich dieser besser gepaßt, als ein so kostbares Album voll Aquarellen, die, wie ich glaube, sehr theuer sind.«

»Was sollte er dir schenken?« fragte die Tante dagegen. »Schmuck oder Dinge von reellem Werth kann er nicht geben, wenigstens jetzt nicht, also gibt er eine kostbare Spielerei. Ich finde es nobel, ich finde es fein.«

»Ich finde, daß es mich in Verlegenheit setzt,« sagte Susette; »denn was soll man davon denken, daß der Herr Baron mich derartig auszeichnet?«

»Was soll man davon denken!« lachte die Commerci-enrätin. »Man wird denken, der Herr Baron scheint gewisse Absichten zu haben, und ich glaube, man irrt sich nicht.«

»Aber, Tante,« versetzte Susette, »wenn dies in der That der Fall sein sollte, so weiß ich dennoch nicht . . . « Sie hielt inne und schüttelte den Kopf.

»Ob du eine Partie für ihn bist?« fragte die Commerci-enrätin.

»Nein, ob er eine für mich ist, den ich habe gehört . . . «

»Was hast du gehört?«

»Was erschrecken könnte.«

»Ist er etwa verheirathet?«

»Nein,« lachte Fräulein Susette.

»Oder etwa schon versagt, verlobt?«

»Ich glaube nicht.«

»Oder hat er zärtliche Bekanntschaften? Gott, Kind, das ist die Vergangenheit. Danach muß man bei einem Manne, wenn man ihn heirathet, nicht fragen.«

»Auch davon habe ich nichts gehört, Tante.«

»Also, was hast dir denn Schreckliches gehört?«

»Er soll viele Schulden haben.«

Wahrscheinlich gegen alle Erwartung Susettens nahm die Commerciendrätin dies sehr gleichgiltig auf. Sie warf den Kopf spöttisch in den Nacken und zuckte mit den breiten Lippen. »Wer hat dir das gesagt?« fragte sie.

»Eine Freundin, die es zufällig gehört hat.«

»Welche Freundin, Susette?«

»Nun, wenn ich sie durchaus nennen soll – Christine.«

»Die Mamsell thäte besser, sich um sich selbst zu bekümmern!« rief die Dame. »Was spricht sie in ihren Verhältnissen von solchem Herrn?! Ueberhaupt, Susette, werde ich mir diesen Umgang verbitten, wenn die Mamsell sich dergleichen herausnimmt.«

Der drohende Ton und die ganze Haltung der Frau Commerciendrätin bezeugten zur Genüge, daß ihr Wille ein sehr bestimmter und Gesetz in ihrem Hause sei.

»Zürne doch nicht, liebe Tante,« bat Fräulein Susette. »Christine ist ganz unschuldig, aber es kann doch sein, daß es Wahrheit ist.«

»Und wenn es Wahrheit ist, was verschlägt's?« erwiderte die Tante. »Hat er Schulden, so werden sie bezahlt werden. Alle jungen Herren von guter Familie haben Schulden, denn es geht nicht anders zu im großen Leben. Wenn es aber Wahrheit ist, mußt du es um so höher schätzen, daß er trotz dessen dir eine so kostbare Freude an deinem Geburtstage zu machen suchte. Das beweist, daß er eine große Zuneigung haben muß.«

Susette erstaunte wiederum über diese vortheilhafte Auslegung. Sie schwieg einige Augenblicke und sagte dann: »Man könnte dies aber auch anders deuten.«

»Du wirst es deuten, wie ich es deute!« versetzte die Frau Commerciendrathin, und der raubvogelartige Ausdruck ihres Gesichtes trat lebhafter hervor, als die runden grünlichen Augen einen röthlichen Schimmer annahmen. »Höre mich an, Susette,« sagte sie darauf beruhigter, »wir haben noch nicht über diesen Gegenstand uns ausgesprochen. Der Baron ist ein angenehmer, interessanter Mann. Es ist ehrenvoll, daß er dich auszeichnet, und wenn er die Absicht hat – dreh dich nicht um, wenn ich mit dir spreche. Dir wirst wissen, was sich schickt.«

»Ja, Tante.«

»Du wirst folgen und vernünftig sein?«

»Ja, Tante.«

»Ich denke, du hast nichts einzuwenden?«

»Nein, Tante.«

»Gefällt er dir etwa nicht?«

»Recht gut, Tante.«

»So benimm dich danach. Er bemüht sich, dir den Hof zu machen, wie ein fein gebildeter Herr von Stande. Zeige du ihm, daß er mit einer Dame von Bildung zu thun hat.«

»Ich glaube nicht, Tante, daß Herr von Lorberg sich über mich beklagen kann,« sagte Fräulein Susette.

»Du bist, wie soll ich sagen? zu natürlich, zu lebhaft, hast den rechten Anstand nicht!« fiel die Tante ein.

»Ich werde mich bessern,« erwiderte Susette demüthig, indem sie einen kleinen Knix machte, »und denke, daß ich schon begonnen habe.«

»Man muß die Männer zu fesseln suchen,« sagte die Commerciendrathin, »muß ihnen zeigen, daß man Verstand hat und Geist besitzt.«

»Ich werde geistreich werden, liebe Tante, du hast ganz Recht,« antwortete Susette, das habe ich ganz besonders nöthig, da ich mit meiner Schönheit nicht glänzen kann.«

»Dummes Zeug!« rief die Tante; »du bist schön, Susette, denn du hast das, was den meisten fehlt, die nichts haben, als ihr Gesicht. Du hast Geld, und es soll nichts gespart werden, Kind. Ich habe genug, daß du beneidet werden sollst und du sollst alles haben, was dein Herz begehrt. Wer ist da?!«

Mit diesem Ausruf wandte sie sich nach der Thür um, und ihr Gesicht verfinsterte sich, als sie sah, wer hereingetreten war.

»Es ist Ludwig,« sagte sie, unwillig über die unwillkommene Störung. »Wo kommt der Herr Doctor denn heut' noch her?«

Der in solcher Weise Angeredete verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor der Frau Commercierräthin und erwiderte mit vieler Höflichkeit in Geberde und Ton:

»Es ist allerdings schon spät, und ich habe um Verzeihung zu bitten. Ich war heute sehr beschäftigt, wollte aber doch nicht unterlassen, Fräulein Susetten meinen Glückwunsch abzustatten; so auch Ihnen, verehrteste Frau Commercierräthin.«

Fräulein Susette rauschte in dem schweren Geburtstagskleide ihm entgegen; ehe sie jedoch ihren Dank sagen konnte, fuhr die Tante in dem Tone, in welchem man Leute behandelt, mit denen man keine Umstände zu machen braucht, fort: »War denn Niemand draußen, Ludwig, der Sie anmelden konnte?«

»Nein, Frau Commercierräthin,« sagte der Doctor, »die Außenthür stand offen, und so glaubte ich . . .«

»Wenn Sie wieder kommen, Doctor, lassen Sie sich melden,« fiel die Commercierräthin ein, »es könnte vorkommen, daß wir Besuch hätten oder es sonst nicht paßte, Sie zu empfangen.«

Der Doctor verbeugte sich schweigend. Er war sehr oft hier gewesen, ohne angemeldet zu sein, um so mehr mußte er sich über diese Zurechtweisung wundern.

»Im Uebrigen sind wir nicht hrnk,« fuhr die Tante fort. »Gott sei Dank! ich und Susette, wir denken noch recht viele vergnügte Jahre zu leben.«

»Die ich Ihnen von ganzem Herzen wünsche,« bekräftigte der junge Arzt. »Möge das Glück immer mit Ihnen sein und Ihnen manches große Loos des Lebens noch zuwenden.«

»Sie haben wohl auch schon etwas gehört?« fragte die alte Dame, ihren Kopf vorstreckend.

»In der That, was man sich erzählt und was mir darüber zu Ohren gekommen, ist des Glückwunsches werth,« sagte der Arzt.

»Ich will keinen haben!« rief sie hastig, »ich habe schon seit einer Woche Bettelbriefe und Gratulationen genug bekommen. Es ist, als ob es in der ganzen Stadt ausposaunt wäre und Jeder Lust hätte, mich auszuplündern.«

»Wenn wirklich alle Lust dazu hätten, beste Frau Commercierräthin,« lächelte der Doctor, ohne Empfindlichkeit zu zeigen, »so kann ich versichern, daß dies bei mir nicht der Fall ist.«

»Es bekommt auch keiner was,« fiel sie ein. »Ich habe genug zu geben. Bei dieser theuren Zeit muß jeder vernünftige Mensch sich einrichten.«

Der Doctor machte Miene, sich an das Fräulein zu wenden, aber die Commercierräthin kam ihm zuvor.

»Kennen Sie den Baron von Lorberg?« fragte sie.

»Ich kenne ihn nicht,« erwiderte er, und mit einem leisen Lächeln setzte er hinzu: »Er gehört einer Gesellschaftsclasse an, mit welcher ich nicht viel zusammen komme.«

»Das heißt, Sie kommen nur mit Handwerkern und Arbeitern zusammen, die nichts haben, als das liebe Leben.«

»Es ist wahr,« versetzte er in derselben milden Weise, »meine Patienten besitzen meisthin nicht viel mehr, somit muß ich um so mehr thun, was ich vermag, um ihnen ihr einziges Gut zu erhalten.«

»Und dabei bleiben Sie selbst ein Fußdoctor, der sich die Lungen ausläuft, ein Armendoctor am Spital. Ich hab's immer gesagt, Ludwig, daß Sie Ihre Sache nicht verstehen.«

»Ich sollte doch meinen,« lächelte er, den Hut in seinen Händen drehend, »daß ich es an Bemühungen nicht fehlen lasse.«

»Von Ihrer Gelehrsamkeit rede ich nicht,« rief die Commercienrätthin. »Im Gegentheil, ich glaube, Sie sind zu gelehrt.«

»Sollte das möglich sein?« fragte er demüthig.

»Das heißt, Sie glauben, darin sitzt alle Weisheit,« unterbrach sie ihn. »Aber was thue ich mit Weisheit, wenn ich arm bleibe wie Hiob! Was hilft mir alle Gelehrsamkeit? wenn ich dabei verhungern muß!«

Das bleiche Gesicht, des Arztes röthete sich, und seine großen, ernsten Augen drückten eine Unruhe aus, welche er zu beherrschen strebte.

»Verehrte Frau,« sagte er lächelnd, aber mit stärkerem Nachdruck, »ich bin nicht in der Lage, Mangel zu leiden, da meine Bedürfnisse nicht über meine Wünsche hinausgehen.«

»Dummes Zeug!« fiel sie ein. »Jeder gebildetet Mensch hat Wünsche, die er befriedigen will, und strebt danach, hinaufzukommen und nicht unten stehen zu bleiben. Ein

Doctor muß Equipage, muß einen Titel haben: Medicinalrath, Geheimrath, so gewinnt er Vertrauen bei den Leuten, die was einbringen.«

»In der That, Sie haben Recht,« erwiderte der Arzt mit seiner tiefklingenden Stimme.

»Ich wüßte ein Mittel für Sie, Ludwig,« fuhr sie fort, »aber danach sehen Sie nicht aus.«

Sie fing an zu lachen, und das Raubvogelgesicht beugte sich nach ihm hin, die grünlichen Augen glänzten ihn an. »Sie merken wohl, was ich meine?«

»Nein,« erwiderte er.

»Eine reiche Frau sollen Sie zu angeln suchen. Aber damit ist es nichts!«

»Nein,« lächelte er, »mir fehlen die Angelhaken.«

»Ihnen fehlt Alles,« spottete die Tante. »Ein Mädchen, das Geld hat, verlangt einen Mann, mit dem es Staat machen kann. Entweder soll er vornehm sein oder berühmt sein, oder einen schönen Titel haben, oder wenigstens eine angenehme Gestalt mit einem interessanten Kopf.«

»Wenn auch nichts darin ist,« lachte der Doctor. »Das alles bin und besitze ich nicht. Aber,« fügte er mit einem Blicke hinzu, der von der Tante auf Fräulein Susette irrte, es kommt doch auch zuweilen vor, daß . liebenswürdige Frauen den wunderbarsten Geschmack haben, ihr Herz Männern zuzuwenden, denen alle jene Vorzüge mangeln.«

»Darauf können Sie lange warten,« rief die Frau Commercienrätthin, ihm scharf zunickend, »und das muß ich Ihnen sagen, mir sollte keiner mit solchen Einbildungen

kommen. Jeder muß wissen, wer er ist; wenn er nichts ist, muß er sorgen, daß was aus ihm wird, so kann er in der Welt auftreten und Wünsche und Bedürfnisse haben. Sonst aber bleibt er bei seines Gleichen.«

Hier hörte die Frau Commercierräthin auf zu sprechen, denn eben wurde ihr gemeldet, daß der Kuchen gekommen sei, und mit einem Blicke, in welchem sehr viel geschrieben stand? wandte sie sich ab und folgte dem Bedienten. An der Thür jedoch drehte sie sich nochmals um und sagte zu ihrer Nichte:

»Du hast keine Zeit zu verlieren, Susette. Auf ein ander Mal also, Doctor, Adieu!«

Der Doctor machte der Dame seine Verbeugung; als er sich aber aufrichtete, war Fräulein Susette dicht bei ihm und bot ihm ihre beiden Hände, die er nahm und an seine Lippen drückte.

»Nun muß ich Ihnen vor allen Dingen für Ihren Glückwunsch danken,« sagte sie, indem sie ihre Augen auf ihn heftete. »Vielen, vielen Dank, Lieber Hellmuth! Sie wissen nicht, wie froh ich bin, daß ich Sie heute noch gesehen habe.«

»Wären Sie wirklich froh, Fräulein Susette?« fragte er.

»Ich hoffe doch nicht, daß Sie daran zweifeln wollen,« antwortete Susette. »Sie kamen nicht, ließen mich warten, das machte mich traurig.«

»Ich kam nicht, weil ich besorgte, daß ich einen großen Theil Ihrer Freunde antreffen würde,« erwiderte er, »welche sicher mit viel ausgewählteren Glückwünschen und schönen Geschenken . . . «

Er hielt inne, sein Lächeln hatte etwas Gezwungenes und Gewaltames.

»Was das anbelangt,« antwortete Susette, »so haben Sie Recht, ich bin von allen Seiten sehr reich beschenkt worden. Sehen Sie doch diese neue prächtige Robe und diese goldenen Bänder und diese Kette. Gefalle ich Ihnen nicht?«

»Nur zu gut,« sagte er, »obwohl ich wünschte . . . «

»Zu gut?« fiel sie ein. »Das klingt ja wie ein Vorwurf. Und was wünschen Sie sonst noch, Herr Doctor?«

»O, theure Freundin,« antwortete er trübsinnig, »ich wünschte, daß niemand da wäre, der Ihnen so prächtige Kleider schenken könnte.«

»Wenn ich sie nur nicht anziehen müßte!« lachte Fräulein Susette leise, indem sie sich betrachtete und den Doctor dann ermuthigend anblickte. »Aber warum soll ich keine Dame nach der Mode sein, warum meine Crinoline nicht eben so gut tragen? wie die Kaiserin von Frankreich? Ich bin zwar nicht besonders groß, auch nicht besonders schlank, aber was thut das! Sie sollen nicht so ernsthaft aussehen, Hellmuth. Denken Sie doch hübsch an Ihren Namen und machen Sie ihm Ehre. Wenn ich zuweilen den Kopf hängen lasse, sag' mir: ›Er heißt Hellmuth.‹ Und plötzlich wird es vor meinen Augen hell, und der Muth stellt sich wieder ein.«

»Liebe, theure Susette!« sagte er in lebhafter Bewegung.

»Halt! rühren Sie mich nicht an!« flüsterte sie, sich ihm entziehend. »Keine Puffe, keine Schleife darf zerquetscht

werden. Wehe dem Verräther! Aber was haben Sie da? Ein Geschenk für mich?«

»Nichts als ein kleines Buch. Die Lieder eines armen Dichters.«

»Und das nennen Sie nichts?«

Sie nahm es ihm aus der Hand und legte dafür die ihrige hinein.

»Die Dichter sind die Ritter des Geistes,« sagte sie. »Ich danke Ihnen, lieber Hellmuth; ich werde mich an ihrem Geschenk mehr erfreuen, als an allem todten Putz. Schlechtes und Gemeines ist noch nie von einem wahren Dichter verherrlicht worden. Die Männer von Geist sollen aber immer an sich und ihre Macht glauben und sich nicht erschrecken lassen, weder von Riesen und Drachen, noch von Commercierräthinnen und anderen Widersachern, die sie nicht beleidigen können.«

»Ich bin auch weder erschrocken noch beleidigt,« versetzte Hellmuth. »Ihre Tante weiß, welche Dankbarkeit ich ihr oder doch ihrem Manne schulde, der den verwais'ten Sohn seines alten Freundes erziehen und studiren ließ, dem ich also alles danke, was ich bin. Sie sieht in mir immer noch den Waisenknaben, und im Grunde meint sie es gut mit ihren Vorwürfen; aber – beste Susette, was ich fürchte, was mich erschreckt, ist, ich glaube, sie ahnt, was, o, wie lange schon! mein ganzes Herz erfüllt, und ich sehe – ich begreife –«

Fräulein Susette machte einige rauschende Schritte nach der Thür, wo sie einen Augenblick still stand und dann eben so schnell zurückkehrte.

»Sie haben jetzt viel zu thun?« fragte sie.

»Allerdings,« erwiderte er ein wenig verwundert.

»So müssen Sie mir etwas versprechen.«

»Sehr gern, wenn ich es irgend erfüllen kann.«

»Sie sollen in der nächsten Zeit uns nicht besuchen.«

»Ich soll nicht kommen?« fragte er, »Sie nicht sehen?«

»Nein. Ich verbanne Sie, Hellmuth.«

»Aber warum? Warum komme ich überhaupt?«

»Das will ich Ihnen später beantworten, jetzt nicht. Sie dürfen nicht wieder hier erscheinen.«

Hellmuth schwieg einige Augenblicke, dann verbeugte er sich ein wenig und sagte in seiner ernstesten, ruhigen Fassung: »Wenn es Ihr Wille so ist, so soll es geschehen. Ich werde nicht wieder kommen.«

»Bis ich es Ihnen erlaube,« fiel sie ein. »Ja, ich will es so, Sie werden gehorchen.«

»Ohne allen Zweifel, Fräulein Susette.«

»Gut, mein Herr Doctor, so ist die Sache abgemacht.«

»Und ich kann mich Ihnen empfehlen,« fügte er hinzu.

»Das können Sie, denn ich glaube, es ist die höchste Zeit. Aber halt, noch einen Augenblick!« – Sie trat dicht vor ihn hin und faßte ihn an einem Knopf. Haben wir nicht in manchen bösen und guten Stunden uns getreulich beigestanden?« fragte sie. »Haben wir nicht?«

Ihre Augen blickten ihn eigenthümlich an und überstrahlten ihr Gesicht mit einem Glanze, der es wunderbar verschönte.

»Ja, theure Freundin,« sagte er.

»So also nennen Sie mich,« fuhr sie fort, »und weil ich daran glaube, daß es Ihr Ernst ist, sollen Sie nicht von der Stelle, bis ich weiß, daß ich mich nicht getäuscht habe. Haben Sie Vertrauen?«

»Ja, liebe, gute Susette.«

»Unbedingtes, unwandelbares Vertrauen?«

»Zu wem in der Welt sollte ich größeres haben?«

»So leben Sie wohl, mein lieber Herr Doctor,« sagte Fräulein Susette mit lauter Stimme, »ich danke Ihnen nochmals verbindlichst für alle Ihre guten Wünsche.«

Aus allen Himmeln gerissen von ihren Worten und deren kaltem Klange, erstarrten die Empfindungen seines Glückes in des armen Doctors Gesicht; aber er hatte keine Zeit zu einer Klage und selbst nicht zum Besinnen, denn in demselben Augenblicke that sich die Thür auf, und er sah einen Herrn erscheinen, vor welchem sich Fräulein Susette so tief und lebhaft verneigte, daß ihre Reifröcke und Kleider einen ungeheuren Halbkreis um sie bildeten.

»Ich störe doch nicht, mein theuerstes Fräulein?« fragte Richard von Lorberg vor der Thür.

»Sehr willkommen, Herr Baron,« erwiderte Fräulein Susette hoch erfreut. »Hier ist unser Hausarzt, Herr Doctor Hellmuth, der uns so eben einen Besuch machte, bei dem er gefunden hat, daß nichts für ihn zu fürchten ist.«

»Oder zu hoffen, wie es besser heißen müßte,« sagte der Freiherr lächelnd, indem er dem Doctor seine Verbeugung machte, die in steifer Weise ihm erwidert wurde.

Wie ein kräftiger edler Baum neben dem ungepflegten, stand Richard von Lorberg vor dem Doctor. Er aufs

feinste gekleidet, den Kopf hoch aufgerichtet, die einnehmenden Gesichtszüge voll selbstzufriedener Gewißheit; der Hospital-Doctor dagegen schmal und unscheinbar, blaß und hager, so ernsthaft und schwerfällig wie ein deutscher Gelehrter.

Richard's Blick streifte lächelnd über ihn hin, dann wandte er sich mit der heitersten Ungezwungenheit gesellschaftlicher Formen Fräulein Susetten zu, ohne den Arzt weiter zu beachten, und überreichte ihr einen köstlichen Strauß der schönsten und theuersten Blumen, welche aus der Papierhülle im bunten Farbenspiel hervor sahen.

»Ich kam ein wenig früher, mein gnädiges Fräulein,« sagte er, »um Ihnen diese Blumen zu bringen; mögen sie für mich um Entschuldigung bitten.«

»Tausend schönen Dank!« erwiderte Fräulein Susette. Welche herrliche Farben, wie wundervoll, wie geschmackvoll! Man wird mich darum beneiden. Doctor Hellmuth, sehen sie doch, was ich Schönes bekommen habe.«

Der Doctor sah hin und sagte dann: »Sehr schöne Farben. Schade, daß Blumen so schnell verwelken.«

»Dafür wachsen alle Tage neue,« antwortete Lorberg. »Diese erfüllen ihre Bestimmung vollkommen, wenn sie Ihnen nur eine Minute lang Freude machen.«

»Sehr große Freude, sehr viele Freude!« rief das Fräulein. »Ich werde sie behalten und aufbewahren, auch wenn sie verwelkt sind. Es scheint mir überhaupt eine Pedanterie, das Verwelken an den Blumen bedauern zu

wollen. Es gibt nichts, das ewig dauert, somit muß man dem Augenblick leben.«

»Eine Lehre, welche ich zu beherzigen habe,« sagte der Doctor mit seiner sonoren Stimme, indem er sich empfahl.

»Die jeder Mensch zu beherzigen hat!« rief Fräulein Susette hinter ihm her, »nicht wahr, Herr Baron?«

»An dem Augenblick hängt das Glück,« erwiderte Lorberg, »und ich empfinde dies eben jetzt in vollem Maße.«

»Wo Sie bei mir sind?« fragte das Fräulein schalkhaft.

»Ich wagte dies nicht auszusprechen.«

»Sehr galant!« lachte sie mit einem übermüthigen Knix. »Doch ich nehme es an und danke unterthänigst dafür, indem ich die Hoffnung ausspreche, daß wir noch manchen Augenblick das Glück haben werden, uns gemeinsam seines Glückes zu erfreuen.«

»Diese Hoffnung, mein gnädiges Fräulein, schließt alle meine Wünsche ein,« erwiderte Lorberg. »Und warum sollen sich diese nicht erfüllen?« fuhr er in derselben schalkhaften Weise fort. »In diesem Winter wird es gewiß sehr lustig hergehen. Wohin man hört, hört man von Gesellschaften, Festen und Bällen.«

»Sie tanzen gern?«

»Leidenschaftlich!« rief Fräulein Susette. »Ich bin zwar, was das Talent zum Tanzen anbetrifft, nicht zu reichlich damit bedacht, denn ich bin kein Zephir, auch seine Sylphide; allein ich hoffe Ihnen zu beweisen, Herr Baron,« setzte sie mit komischer Unbefangenheit hinzu, daß ich,

was Muth und Ausdauer anbelangt, Niemandem in der Welt weiche.«

Richard von Lorberg fühlte einen geheimen Schrecken bei dieser Versicherung. Die kleine starke Gestalt, welche er sich hüpfend in seinen Armen dachte, reizte ihn zum Spott? und er hatte einige Mühe, seinen verbindlichen Betheurungen den nöthigen Ernst zu geben.

»Ich werde mir diese Beweise jedenfalls, so oft ich es vermag, erbitten,« sagte er, »obwohl ich selbst kein so leidenschaftlicher Tänzer bin.«

»Und warum sind Sie es nicht? Sie haben doch jedenfalls viel getanzt?«

»Ihre eine Frage bedingt sich durch die andere,« versetzte er. »Aufrichtig gesagt, begreife ich nicht recht, wie der Tanz ein Interesse haben kann, wenn den Tänzern dies an sich selbst fehlt.«

»Oh, Ihre Tänzerin soll Ihnen interessant sein,« lachte Fräulein Susette, »das werde ich mir merken. Gut, mein Herr Baron, wir werden sehen. Ich für meinen Theil liebe den Tanz um des Tanzes willen, somit verlange ich vor allen Dingen einen guten Tänzer.«

»Daher haben Sie auch viel getanzt, und ich sehr wenig, Fräulein Susette.«

»Fehlgeschossen, Herr Baron. Ich habe bisher wenig getanzt, eigentlich hat Doctor Hellmuth manches dagegen einzuwenden, und überdies läßt meine verehrte Tante mich sehr selten tanzen. Sie gibt wenige größere Gesellschaften und vertröstete mich stets auf eine spätere

Zeit, wo – ich alles nachholen könnte, das heißt auf die Zeit, nun – das ist freilich etwas unbestimmt!«

Sie schwieg und blickte lächelnd mit einem halb coquetten, halb verschämten Liderschlagen und Aufheben der Augen zu Lorberg hin; da dieser aber nicht antwortete, fügte sie hinzu: »Die Damen tanzen jetzt allerdings erst recht eifrig, wenn sie geheirathet haben, überhaupt denke mir, oder . . . «

»Was denken Sie?« fragte er, als sie schwieg.

Sie lachte übermüthig auf. »Nein, das werde ich nicht sagen, wenigstens jetzt nicht,« erwiderte sie. »Aber ich denke, wir werden heute noch tanzen, und sie werden von mir dazu im Voraus engagirt, Herr Baron.«

»Mit dem größten Vergnügen, gnädiges Fräulein.«

»Es werden einige sehr liebenswürdige Damen hier sein,« fuhr sie fort. »Eine besonders, für die ich schwärme.«

»Dann muß diese Dame in der That bezaubernd sein,« sagte Richard.

»Das ist sie. Ein Musterbild von Vorzügen, mein Vorbild, wenn ich so sagen darf.«

»Sie machen mich sehr neugierig, gnädiges Fräulein.«

»Hüten Sie sich wohl, Herr Baron,« drohte Fräulein Susette. »Ich werde mir erlauben, Sie ihr vorzustellen.«

Die Commercierräthin unterbrach dieses Gespräch; sie kam, mit einem Leuchter in der Hand, aus den hinteren Gemächern und rief dorthin zurück: »Laß die Lampen klein brennen, Friedrich, es kostet doch Oel genug, und daß mir keine Lichter fortkommen und der Wein in

acht genommen wird! Ist der Ludwig noch hier?« fragte sie, sich umwendend, aber der Ton verwandelt sich sofort, als sie ihren Irrthum einsah.

»Gott, Herr Baron! rief sie, »Sie sind hier!«

»Um mir diese herrlichen Blumen zu bringen, liebe Tante,« antwortete Susette.

Die Commercierräthin nickte ihr triumphirend zu. »Ausgezeichnet, mein Kind,« sagte sie, »aber unsere Gäste kommen. Treten Sie hier ein, mein lieber Herr Baron.«

Lorberg beeilte sich, beiden Damen seine Arme zu bieten und führte sie in die erleuchteten Gesellschaftszimmer.

#### SIEBENTES KAPITEL.

Die Gäste, welche sich nach und nach einfanden, gehörten mit wenigen Ausnahmen demselben ehrenwerthen, Stande an, wie der selige Commercierrath. Es waren zum Theil alte Handelsfreunde, die Chefs bedeutender Geschäfte, Männer mit ernsthaften, trockenen Gesichtern, Damen, gereift an Jahren, mit scharfer Beobachtungsgabe für jeden Silberleuchter, jede Theetasse, für die Güte jedes Gerichts und für den Preis jeder Creme, jedes Bratens und jedes Kleidungsstücks. In ihrem Gefolge befanden sich eine Anzahl Nachkommen, vorzugsweise junge Mädchen, mehr oder weniger begünstigt durch schlanken Wuchs und artige Gesichter, sämmtlich aber bestmöglich ausgeschmückt mit modischen Gewändern von theurem Stoff, goldenen Ketten und Spangen, Spitzen und Bändern, wie dies die feine Damentoilette

verlangt. Jede füllte einen möglichst großen Raum, und jede betrachtete die andere mit eindringlicher Zergliederungslust und voll geheimer Genugthuung oder mit geheimem Neid. Dieser jugendlichen Schar gesellten sich einige jüngere Frauen und jüngere Herren bei, welche schon in den heiligen Stand der Ehe getreten, doch die Eitelkeiten des Gesellschaftslebens nicht über ihr häusliches Glück vergessen hatten. Der reiche Schmuck und Glanz ihrer Erscheinungen ließ auf den Wohlstand der glücklichen Besitzer dieser Schätze schließen, allein es war unter dieser ganzen Schar keine, die Richard von Lorberg besonders gefallen hätte. Er wurde mehreren vorgestellt, manche der älteren und jüngeren Herren verflochten ihn in Gespräche, aber nichts war anziehend genug, um ihn länger als nöthig zu beschäftigen. Er hörte von der Börse, vom Geldmarkt, von Geschäften, von Politik, von allerhand Neuigkeiten, was ihm vollkommen gleichgültig war, während er die Theetasse in der Hand und den Hut unter dem Arm in dem Kreise stand. Er hörte aber auch nur mit halben Ohren und lächelte oder nickte, ohne zu wissen, warum, denn seine Augen machten inzwischen andere Beobachtungen, und seine Gedanken folgten diesen nach, oder sie folgten Fräulein Susetten, die wie ein kleiner Irrwisch nach allen Seiten hin eilte, sich mit ihren Freundinnen küßte, mit ihnen und den jungen Herren flüsterte und lachte, ihre Geschenke zeigte, ihre Robe und ihre Armbänder bewundern und ihre sonderbare hüpfende Lebendigkeit auffälliger als je erscheinen ließ. Diese Lebendigkeit war für den Freiherrn

um so weniger angenehm, da sie so formlos auftrat und so wenige oder keine Rücksichten nahm. In den Kreisen, wo er bisher sich heimisch fühlte, waren Formen und Rücksichten das allgemeine Band; denn selbst die übermüthigste und freieste unter allen Frauen durfte diese Grenze nicht überschreiten, ohne ihrem Benehmen den Tadel der Unschicklichkeit zuzuziehen.

Ganz in derselben Weise wurden die sittenlosesten und wildesten Herren zahm und liebenswürdig, sobald sie im Gesellschaftssaal die gelben Handschuhe aufstreiften. Die Form machte sie höflich und bescheiden. Die Form verlangte das strenge Vermeiden jedes lauten Gelächters, jedes dreiaten Wortes, jedes Ausdrucks, der nicht salonmäßig war, jeder nachlässigen Bewegung. Hier trugen die Herren ebenfalls tadellose gelbe Handschuhe, vortreffliche glänzende Stiefel und Röcke vom besten Schnitt; was aber die Damen anbelangt, so waren sie wahrlich reicher und zum Theil geschmackvoller gekleidet als in den Kreisen der hohen Bureaukratie und des Adels, allein durch diese Hüllen brach dennoch eine sehr bestimmte Verschiedenheit hervor.

Richard von Lorberg verstand nichts von Brillanten, aber er zweifelte nicht daran, daß die Steine, welche er funkeln sah, nicht aus Böhmen stammten. Die Frau Commercierräthin schien ein wandelnder brasilianischer Diamantberg zu sein, und einige andere Damen gaben ihr wenig nach; doch alle diese Herrlichkeit erblaßte, sobald die meisten den Mund aufthaten. Es war ein Geschnatter und Gelärm, als seien sie auf dem Markt, und die Herren

wälzten sich in den Polsterstühlen, discutirend und declamirend, mit Händen und Füßen strampelnd und fechtend, als wäre dies der Börsensaal und die Börse im Fallen.

Das war die neue Welt der theuren Verwandten und Freunde, und dieses hüpfende, lachende, den Kopf werfende, affectirte Mädchen war der Rettungsendel, dem er seine Anbetung widmen sollte. Er versuchte es auch einige Mal, mit möglichster Liebenswürdigkeit sie fest zu halten, allein Fräulein Susette wurde dadurch nur noch lebendiger und beweglicher. Es schien ihrem Stolze zu gefallen, daß der Freiherr ihr so sichtbar den Hof machte, und Richard bemerkte sehr wohl, wie alle Blicke sich auf ihn und auf das Fräulein hefteten, das an seiner hohen Gestalt hinauf sehen mußte und so laut sie konnte ihre scharfe Stimme erschallen ließ.

Fräulein Susette war nicht ohne Verstand, auch nicht ohne Witz, aber ihr Benehmen verdunkelte diese Vorzüge bis zur Lächerlichkeit. Lorberg fühlte sich gepeinigt von dem Flüstern und Lächeln, das seinen Weg begleitete, als er mit ihr durch den Saal ging, und er raffte seinen ganzen Muth zusammen, als ihm einfiel, Jeder ahne oder wisse, was er beabsichtige, und Jeder mache seine Bemerkungen darüber und lache ihn aus. Das kleine Ungeheuer von abenteuerlicher Gestalt schob vertraulich seinen Arm in den seinigen und schien davon nicht das Geringste zu empfinden, es machte ihm allerlei Mittheilungen über die Anwesenden, forderte ihn zu Urtheilen

heraus und flüsterte ihm Spöttereien zu, über welche sie selbst zumeist lachte.

»Alle diese jungen Damen,« sagte sie, »sind gewaltig schwer; das sehen Sie ihnen nicht an, in den knappen Cosets, nicht wahr? Mein seliger Onkel hatte den tiefsten Abscheu vor allen leichten Leuten, und hier finden Sie eine respectable Auswahl seiner Freunde, welche gewiß nicht an Gewicht abgenommen haben.«

»Das sind sehr schätzbare Eigenschaften,« erwiderte Lorberg.

»Sie verdienen Ihre volle Hochachtung,« fuhr Fräulein Susette fort, »aber sie wissen auch, was sie werth sind.«

»Ich freue mich, eine so werthvolle und klangvolle Gesellschaft bewundern zu dürfen,« versetzte Lorberg; »doch wo finde ich den Phönix, von welchem Sie mir sagten, daß er Ihnen selbst ein unerreichbares Vorbild sei?«

»Halt,« fiel Fräulein Susette ein, »es wird Ihnen nichts verborgen bleiben, zunächst jedoch sehen sie dort die Dissonanz in diesem Accord.«

Richard von Lorberg erblickte bei der Frau Commerciendrätin eine Dame, welche er noch nicht bemerkt hatte. Sie war von hoher, schlanker Gestalt, aber so einfach gekleidet, daß sie allerdings als eine Dissonanz in diesen Kreise gelten konnte. Ihr schwarzes Gewand war völlig schmucklos, ein schmaler, weißer Kragen faßte es ein, über diesen fort fiel eine Fülle dunkler Locken bis in den Nacken nieder.

Die Frau Commerciendrätin sprach mit ihr, ohne von ihrem Sophaplatz neben einer anderen gewichtigen

Nachbarin sich zu erheben. Sie deutete auf Fräulein Susette hin, worauf die schwarze Dame sich bescheiden verbeugte und in dem Augenblicke sich näherte, wo Susette zu Lorberg sagte:

»Das ist nichts als Christine Streit? leicht wie ein Vogel auch mit manchen anderen Fehlern behaftet; hier aber kommt, was Sie suchen, Herr Baron, mein Phönix, mein Vorbild, meine liebenswürdige himmlische Cousine, Doris Reichenbach, welche Sie vor allen Anderen kennen lernen müssen.«

Durch die Flügelthür des Saales rauschte die Cousine herein, gefolgt von einem älteren Herrn, und die Frau Commercierräthin erhob sich mit einem halben Dutzend, anderer Damen, und Fräulein Susette hüpfte ihr mit offenen Armen entgegen; die Herren in der Nähe aber verbeugten sich ehrfurchtsvoller, als vor irgend Jemand, vor dem kleinen, breitschultrigen Herrn mit der spitzen Nase, der tolligen Perrücke und dem weißen, steifen Halskragen, welcher bis an die Mundwinkel und bis an die Ohren reichte. Es war ein allgemeiner Aufstand in der Gesellschaft, eine Bewegung, welche Großes ankündigte, ähnlich der Bewegung, wie Lorberg sich sagte, wenn eine fürstliche Person in eine Gesellschaft tritt.

Doch dieser Eindruck machte bei ihm schnell anderen Empfindungen Platz. Er begriff sogleich, warum Susette ihre Cousine als ihr Musterbild verehrte, denn in Vollendung schien sie das zu sein, was Susette zur Caricatur machte: eine Dame nach der neuesten Mode, geschmückt nach dem neuesten Journal, von Kopf bis zu

den Füßen in die allermodernsten und kostbarsten Stoffe gehüllt. Eine Industrie-Ausstellung, welche die bewundernden Blicke der gesammten Damen durchirrten. Aber diese junge Frau war zugleich auch schön. Der Diamantzweig an ihrem Haar berührte eine stolze Stirn, ihre Augen drückten das volle Bewußtsein ihrer Vorzüge aus, und hätte in den Zügen ihres Gesicht nicht ein Ausdruck von Hochmuth und Härte sich zu stark ausgeprägt, so würde Richard von Lorberg sie noch anziehender gefunden haben.

In derselben Minute jedoch, wo er alle diese Bemerkungen machte, drückte Jemand hinter ihm seine Hand, und mit Verwunderung sah er den Hauptmann von Seehausen, seinen würdigen Vetter, neben sich, der ihn schalkhaft angrins'te.

»Sie hier?« fragte Richard.

»Versteht sich, ich hier,« erwiderte Seehausen. »Wer soll den Salat machen und den Braten schneiden und auf den Wein ein wachsames Auge haben? Mein theuerster Vetter, auch ich habe meine Verdienste bei solchen Angelegenheiten.«

»Aber wo ist Ihre Frau?« fiel Lorberg ein.

»Zu Hause,« lachte der Hauptmann. »Was ist da zu thun? Frauen fehlt einmal die Würde des Diogenes, der in seinem Fasse den Alexander verachtete. Die Toilette, Vetterchen, die Toilette! Was kostet solch Püppchen, wie diese hier, um sie zu zeigen? Ich sagte es Ihnen schon; wo es herkommt, ist gleichgültig, aber jede ist ein Putzladen, und was sagen Sie zu Susettchen? Allerliebste sieht

sie aus, geschmackvoll, eine wahre Amourette!« – Seine zusammengekniffenen Augen funkelten boshaft. »Sonst ging sie daher wie die Unschuld im Flügelkleide, aber die Aufklärung schreitet fort, und es wird nicht lange dauern, so wird diese liebliche Erscheinung in Kupfer gestochen, als Vorbild für die elegante Welt.«

Der Hohn des Hauptmanns floß süß von seinen Lippen, während Lorberg ihm heimlich beistimmte und doch einen Blick über ihn hingeleiten ließ, der ihm zu schweigen befahl. Seehausen's abgetragene Kleider? seine Wäsche, seine ganze Erscheinung rechtfertigten das kalte Lächeln seines Verwandten, das der Hauptmann sehr gut verstand.

»Bah! wir,« sagte er, seine vergilbte Weste straff ziehend, »wir sind immer dieselben. Der schwarze Frack gilt überall, gelbe Handschuhe auch« – er streckte seine Hände aus. »Es kostet nicht viel, ein Mann nach der Mode zu sein; unsere leichtsinnigen Verschwendungen sind reeller. Aber was denken Sie von diesen hier, die alle Tage eine neue Forderung an ihre Männer machen? Dazu gehört ein Sack voll Geld, der nie leer werden darf.«

»Wer ist die Dame dort?« fragte Lorberg, indem er seine Augen auf die junge geschmückte Frau richtete.

»Vor einigen Jahren war es eine arme Anverwandte, der es ziemlich eben so ging, wie meinem Engel,« flüsterte Seehausen, »jetzt ist sie die reiche Frau Reichenbach, die Gemahlin des Herrn Reichenbach da, vor dem sich Alles neigt und beugt. Es gehört nichts dazu in dieser Welt, Vetterchen, um angebetet zu werden, als Geld! und allen

Hochmuth und alle Verachtung in Liebe und Verehrung zu verwandeln, als Geld!«

»Wer ist die schwarze Dame dort?« fragte Lorberg.

»Die dort? Ich kenne sie nicht,« erwiderte Seehausen, scharf hinübersehend, »aber irgend eine armselige Creatur ist es gewiß, sonst stände sie nicht im Winkel verlassen und vergessen. Es sieht sie Keiner an, und doch ist sie schön, bei Gott! die Schönste von Allen. Warum steht sie da, wie ein Warnungszeichen? Vetterchen? Weil sie keinen hat, der sie in Atlas wickelt, ihr alle Tage einen neuen Schmuck kauft, Spitzen, die sie morgen nicht mehr haben will, weil's nicht mehr Mode ist. Wissen Sie, Lorberg, woher das lustige Leben kommt, worüber die tugendhaften Leute jetzt so schrecklich lamentiren? Die Weiber, schreien die Pinsel, die Weiber sind schuld daran. Die Crinoline regiert das Haus, die Familie, den Staat. Warum lassen es die tugendhaften Pinsel geschehen? Sie selbst tragen die Schuld. Aber es gehört mit zur Aufklärung des Jahrhunderts? es gehört mit zur Weltgeschichte, Gott will's so haben!«

Der Hauptmann hielt inne, denn Fräulein Susette kam mit ihrer eleganten Cousine, und hinten nach folgte die Frau Commerciendrätin mit dem Herrn Reichenbach. Seehausen wurde für seine tiefe Verbeugung mit vollkommener Nichtachtung belohnt. Die Frau Commerciendrätin rief ihn endlich mit einem Winke zu sich und gab ihm verschiedene Befehle, die er mit gehorsamster Bereitwilligkeit ausführte. Einer dieser Befehle bestand darin, um den großen Tisch im Nebenzimmer Stühle zu

stellen und, wenn dies geschehen, das Album zu holen, welches Richard von Lorberg Susetten geschenkt hatte.

Während dessen war Lorberg der schönen Frau vorgestellt worden, und sie hatte ihn huldvoll empfangen. Wohl zehn Minuten lang sprach sie mit ihm von den üblichen Gegenständen der Unterhaltung in herablassender Weise, welche von ihm im feinsten Gesellschaftstone erwidert wurde, bis sie endlich lächelnd sagte: »Sie haben meiner lieben Cousine Susette ein Kunstwerk zum Geschenk gemacht, das sie zu würdigen weiß, denn sie ist entzückt davon! Da ich auch die Kunst liebe und ein klein wenig davon verstehe . . . «

»Viel, sehr viel verstehst Du davon!« unterbrach sie Herr Reichenbach, die spitze Nase hoch hebend. »Sie hat bei der letzten Ausstellung auf die Kritik eingewirkt, Herr Baron.«

»Ich habe nur meine Meinung gesagt,« lächelte die schöne Frau.

»Auf Ehre! die Kritiker kamen und holten sich Rath bei ihr und sagten, was Du sagtest,« fuhr Herr Reichenbach fort.

»Bei der Kunst kommt es hauptsächlich darauf an, daß man ästhetisches Gefühl besitzt,« erwiderte die Dame, »und gute Sachen gesehen hat.«

»Und das hast Du, das besitzt Du, das kannst Du!« fiel Herr Reichenbach ein. »Sie müssen meine Bilder sehen, Herr Baron. Ich kaufe nichts, als gute Sachen; das Beste! das Theuerste!«

»Mein Angebinde kann keine Ansprüche auf hohen Kunstwerth machen, gnädige Frau,« erwiderte Lorberg, ergötzt von diesem Zwiesgespräch.

»Ich spreche ihn sehr großen Werth zu,« fiel Fräulein Susette ein.

»So müssen wir eine Untersuchung anstellen,« erwiderte Frau Reichenbach, Lorberg ihren Arm bietend, worauf ihr die Gesellschaft in das Nebenzimmer folgte, wo das Album sie erwartete.

Vor dem Tische auf welchem das Album bereit lag, stand jedoch schon die schwarze Dame und betrachtete einige der aufgeschlagenen Blätter, ohne sich zunächst darin stören zu lassen. Erst als die schöne Frau neben ihr Platz nahm, legte sie die Aquarellen nieder und blickte umher, aber sie regte sich weder, noch schien sie irgend eine Anwandlung von Demuth zu empfinden. Der messende Blick der stolzen Dame, der zu fragen schien: Wer bist du denn eigentlich? und zu sagen schien: Hebe dich fort von mir! brachte gar keine Wirkung hervor. Mit derselben ruhigen Miene erwiderte sie dieses Anschauen und wandte ihre Augen dann abermals auf die Zeichnungen zurück, welche vor ihr lagen.

Die Betrachtungen der Blätter begannen hierauf, und diese wanderten an dem Tische umher; über alle jedoch fällt die schöne Frau zuerst ihr Urtheil, das im Ganzen nicht allzu günstig lautete. Die horchende Gesellschaft fand es jedoch eben so wahr, wie treffend, und Herr Reichenbach nickte so heftig, daß der steife Kragen bis über die Ohren in die Höhe stieg. Die schöne Frau lobte zwar

Einiges, tadelte aber das Meiste und sagte zuletzt hochmüthig lächelnd:

»Es ist ganz artig, daß jetzt die Aquarellen Mode werden, und dies ist ein sehr freundliches, angenehmes Geschenk für Susette; aber hohen künstlerischen Genuß gewähren doch nur die Arbeiten berühmter Meister, deren Aquarellen allerdings eben so selten als theuer sind.«

»Ich habe ein Album an Doris geschenkt mit Aquarellen, die zwanzig Friedrichsd'or und dreißig kosten das Stück und noch mehr!« schrie Herr Reichenbach. »Das müssen Sie sehen, Herr Baron! Ich kaufe nur das Beste und das Theuerste; aber es ist geistreich, was Doris sagt, sehr geistreich.«

»Wunderbar geistreich!« rief Fräulein Susette, an ihrer Cousine in die Höhe hüpfend.

»Finden Sie es nicht?« fragte Herr Reichenbach, seine spitze Nase gegen das schwarze Fräulein richtend, das gar kein Zeichen der Billigung gab.

Auf diese Frage hob sie jedoch ihre Augen zu ihm auf und sagte mit volltönender, klarer Stimme: »Nein, das finde ich in der That nicht.«

»Sie finden es nicht?« schrie Herr Reichenbach ganz verwundert, indem er in dem Kreise umher sah, als sei etwas Schreckliches geschehen, wofür er Zeugen brauche.

»Ich finde, daß diese Aquarellen meist sehr gut, einige sogar vortrefflich ausgeführt sind,« fuhr das schwarze Fräulein fort, »und glaube, daß man häufig für hohen

Preis nichts Besseres kauft, wenn man den Namen bezahlt.«

»Was man nicht versteht, muß man nicht beurtheilen!« rief die schöne Dame, indem sie ihre goldene Lorgnette vor ihre Augen hielt und hochmüthig lächelte.

»Das sollte man allerdings nicht thun,« antwortete das schwarze Fräulein, »aber es ist eine Modesache.«

Ihr schalkhaftes Lächeln war so unschuldig und der Ton so bescheiden, daß man annehmen konnte, sie wollte sich selbst damit anklagen. Die stolze Frau wandte ihr jedoch den Rücken zu und sagte zu Lorberg:

»Sie müssen nächstens mein Album sehen, Herr Baron, und mir Ihr Urtheil darüber sagen. Es gehört allerdings zur Mode, über Alles mitzusprechen, aber es mangelt leider zu oft die Einsicht und die nöthige Bildung!«

»Geistreich!« rief Herr Reichenbach, indem er umher sah und umher nickte. »Bei Gott, es ist schwer, die nöthige Bildung zu bekommen! Meine Galerie kostet fünfzigtausend Thaler. Ich kaufe nur das Beste! nur das Theuerste!«

Seine Gattin führte Fräulein Susetten fort, und hinter ihnen reihten sich als Schweif abermals die Damen und Herren der Gesellschaft. Es fielen spottsüchtige Blicke auf das schwarze Fräulein, das völlig aufgegeben an dem Tische stehen blieb und sich weiter mit den Bildern des Albums beschäftigte. Nachdem sie von der geistreichen Frau verworfen war, wagte es Keiner, sich ihr freundlich zu nähern, nur Richard von Lorberg stand an der Thür des Saales still, wo er mit Anderen anhörte, was zwischen

Fräulein Susette und ihrem glänzenden Vorbilde verhandelt wurde.

»Wer ist denn dieses schwarze Gespenst?« fragte die geistreiche Cousine.

»Christine Streit heißt sie.«

»Zum Streiten fehlt ihr der Fonds. Aber wie kommst Du zu ihr?«

»Ich habe sie im vorigen Jahre kennen gelernt,« erwiderte Fräulein Susette.

»Ich habe sie aber niemals bei Dir gesehen.«

»Sie hat mich auch kaum je besucht. Wir trafen uns zuweilen bei einer armen kranken Frau, ihrer ehemaligen Wärterin, welche wir beide unterstützen, denn diese Frau war einst auch im Hause meiner Eltern.«

»Ein samaritisches Bündniß schöner Seelen also.«

»Die schönen Seelen haben sich getrennt und wiedergefunden, theuerste Doris,« lachte Fräulein Susette. »Christine war lange Zeit verreis't und ist erst kürzlich zurückgekehrt.«

»Auf Reisen gegangen? Wer ist sie denn?«

»Sie ertheilt Unterricht.«

»Eine Lehrerin?«

Fräulein Susette nickte, und die schöne Frau wandte den Kopf verächtlich gegen das schwarze Fräulein. »Dir ertheilt sie Unterricht?«

»Stunden in der Conversation.«

»Du wirst bedeutende Fortschritte machen! Wahrscheinlich hast Du sie heut eingeladen, uns sämmtlich einigen Unterricht zu ertheilen.«

»Wie man sich benehmen muß!« rief Susette an ihrer Cousine in die Höhe hüpfend, indem sie ausgelassen lachte. »Wo soll sie den feinen Ton her haben?«

»Dergleichen Leute müssen wenigstens nicht vorlaut sein, wenn man sie in Gesellschaft bringt.«

Sie blickte Richard von Lorberg an, der eine beistimmende Bewegung machte.

»Ich bitte um Mitleid für sie,« bat Fräulein Susette. »Ohne besonderen Grund hätte ich sie nicht kommen lassen.«

»Nun, was ist es für ein Grund?«

»Ich will tanzen mit dem Herrn Baron,« sagte Fräulein Susette, indem sie die Augen niedersenkte und einen so tiefen Knix machte, daß sie zwergartig aussah. »Christine soll uns dazu aufspielen.«

Der Anblick war so lächerlich, daß die schöne Frau laut auflachte und Richard von Lorberg in einer Weise ansah, die vollkommen ausdrückte, was sie empfand. Ein Gemisch von Hohn und boshaftem Uebermuth zuckte um ihre Lippen, als sie Susetten umarmte und lebhaft erwiderte:

»Das ist ein köstlicher Einfall! Du bist allerliebste, Susette. Ich beneide das Glück des Herrn Barons. Aber um aufzuspielen, ist die Mamsell gewiß vortrefflich, und des edlen Zweckes wegen wollen wir ihr verzeihen.«

Die Bedienten reichten Erfrischungen umher, und Herr Reichenbach drückte Lorberg in eine Ecke und hielt ihn fest, indem er ihm von seinem Hause und von seinem Salon erzählte, den er eben für seine Bilder einrichten

lasse. Dann sprach er von mehreren jüngst erworbenen Gemälden und verfehlte nicht, hinzuzufügen, was jedes kostete und daß er nur das Theuerste und Beste kaufe.

»Sie müssen kommen!« rief er zuletzt, »Sie müssen es sehen! Es kommen viele Fremde zu mir, überhaupt sind die Kreise in meinem Hause gewählt. Ich liebe die berühmten Leute, jeder berühmte Mann muß bei mir essen; ich muß sagen können, daß ich ihn bei mir zu Tische gehabt habe. Es wird mir eine Ehre sein, Herr Baron, Sie nächstens auch bei mir zu sehen, und ich hoffe,« fuhr er fort und streckte die spitze Nasse vor, indem er geringschätzig lächelnd umhersah, »Sie werden sich gut bei mir gefallen, besser als irgend wo anders.«

Lorberg konnte nichts thun, als in stummer Weise seinen Dank ausdrücken; aber er war froh, als Seehausen ihn erlöste, der auf Befehl der Frau Commercierräthin ein paar Spieltische eingerichtet hatte und nun die Herren einlud, ein Spielchen zu machen.

»Wollen Sie auch mitspielen?« fragte Herr Reichenbach.

Der Hauptmann war voll geschmeidigster Unterthänigkeit.

»Wie würde ich wagen können, mit solchem Meister zu spielen und obenein . . . « Er rieb sich lachend die Hände.

»Warum nicht?« fuhr Herr Reichenbach fort. »Einem Manne wie Sie kann's auf fünfzig Thaler nicht ankommen.«

Mit diesem groben Spott entfernte er sich, und Seehausen rief ihm vergnügt nach:

»Was Sie geistreich sind, was Sie liebenswürdig sind! – Es ist schade, Vetterchen, daß ich nicht darauf vorbereitet bin, hohes Spiel zu spielen mit diesem charmanten Kunstkenner.«

Richard drückte ihm seine Geldtasche in die Hand, und Seehausen steckte sie gelassen ein, nur mit einem funkelnden Blicke aus den zusammengekniffenen Augen dankend.

Jetzt war Lorberg von ihm befreit, und noch immer stand das schwarze Fräulein an dem Tische und blätterte dort in einem Buche. Als er sich ihr näherte, machte sie es wie vorher; sie schien es nicht zu beachten, und einige Minuten vergingen, während er ihr gegenüber stand und auf die verschiedenen Bücher und Blätter sah, über welche hinaus er seine Augen weiter schickte.

Das Gesicht der armen Lehrerin hatte einen eigenthümlichen Reiz für ihn, er mußte immer wieder hinein schauen. Es war ihm, als habe er sie irgendwo schon gesehen, und doch konnte es nicht sein, denn er hätte es sicher nicht vergessen. Die schlanke, hohe Gestalt, die frischen jugendlichen Züge, der Kopf von dem glänzend fallenden Haar eingefast, das in welligen Scheiteln sich anschmiegte und reich lockig den Nacken umwogte, machten einen ungemein vortheilhaften Eindruck. Es lag etwas Strenges und Kaltes in ihrem Gesicht, aber indem sie jetzt ihre Augen auf ihn heftete, war es, als liefe ein sonniger Glanz darüber hin. Diese Freundlichkeit bewog ihn zu einer Anrede.

»Sie haben sich ganz der Kunst und Literatur ergeben,« sagte er.

»Ich weiß mit Büchern umzugehen,« antwortete sie, und das Buch auf den Tisch legend, fügte sie hinzu: »Das ist freilich leichter, als mit Menschen.«

Hatten ihre Worte eine Bedeutung, oder waren sie absichtslos gesprochen? Richard von Lorberg wandte sie an, indem er erwiderte:

»Sie haben meine anspruchlosen Aquarellen so gütig beschützt, daß ich Ihnen zu besonderem Danke verpflichtet bin.«

»O,« versetzte sie, den Mund zu einem schönen, stolzen Lächeln öffnend, »mein Urtheil fand wenig Anklang; bei alledem jedoch bleibt es meine Ueberzeugung, und unter allen Umständen halte ich mich an dem Ausspruch eines berühmten Mannes: Man muß den Muth einer Meinung haben.«

»Aber muß man auch standhaft bei seiner Meinung beharren, wenn die Umstände dagegen und der Wideraacher zu viele sind?« fragte er.

»So lange man seine Meinung als wahr erachtet, wird man sie auch vertheidigen müssen,« antwortete sie.

Diese wenigen gewechselten Worte bildeten die Einleitung zu einer Unterhaltung zwischen Richard von Lorberg und dem schwarzen Fräulein, die mit jedem Augenblick an Interesse für ihn wuchs. Sie sprach ihre Meinungen über alles, was er anregte, mit der natürlichsten Offenheit und dabei mit der Bestimmtheit aus, welche die

Wahrheit des Empfindens zur Grundlage hat. Eine gewisse Vertraulichkeit stellte sich dadurch leicht zwischen Beiden ein, und Richard fand, daß seine Versuche zum Widerspruch und zu neckenden Behauptungen wohl aufgenommen und mit guter Laune erwiedert wurden.

»Sie haben sich so lange mit diesem kleinen Buche beschäftigt,« sagte er endlich, »daß man es beneiden muß. Darf ich fragen, was es enthält?«

»Es sind Gedichte,« sagte sie, »von irgend einem namenlosen Poeten, der nicht einmal die Eitelkeit besitzt, sich zu nennen.«

»Vielleicht stammen sie von der Kunst und Poesie liebenden Cousine,« fiel er ein.

»Sie dürfen nicht spotten,« erwiderte sie. »Diese Gedichte sind voll zarter und schöner Gedanken. Fräulein Susette muß sie von Jemand erhalten haben, der diese Art Lyrik liebt.«

»Sollten Sie den freundlichen Geber nicht näher kennen?«

»Sie meinen, ich könnte es selbst sein,« lachte sie, den Kopf schüttelnd. »Ich liebe diese sanften Gefühls-Ergüsse nicht so sehr.«

»Keine Mondschein-Poesie, keine Nachtigallen, keine Blüthenträume?« fragte Richard lachend.

»Man darf überhaupt nicht träumen, und da dies in Wirklichkeit und Wahrheit verboten ist, so muß auch die Poesie sich davon frei halten.«

»Aber die Poesie ist selbst ein süßes Träumen.«

»Nein, Herr Baron, sie ist die höchste Wahrheit.«

»O, Sie wissen also meinen Namen!«

»Durch Fräulein Susette, die mir schon vor einigen Tagen vertraute, daß ich Sie hier sehen würde.«

»Ich bin dem Fräulein sehr dankbar dafür,« sagte er, erfreut über diese Mittheilung, aber – er ahmte das Beispiel des offenerzigen schwarzen Fräuleins nicht nach, sondern setzte hinzu: »Leider bin ich noch nicht so glücklich gewesen, um in der Lage zu sein, zu wissen . . . «

»Wer ich bin?« fiel sie ein, als er inne hielt. »Man sagt gewöhnlich, der Name sei gleichgültig, doch ist das ein Sprüchwort ohne Sinn. Das Namenlose ist das Unbestimmte. Ich heiße Christine Streit, Herr Baron.«

»Dann ist wenigstens so viel gewiß,« versetzte Richard, »daß Namen häufig ganz unpassend für den sind, der sie als Erbschaft übernehmen muß. Sie müßten Frieden heißen, Fräulein Christine.«

»Frieden kommt nach Streit,« erwiderte sie mit einem schnellen Blitze ihrer dunkeln Augen. »So sei denn auch Frieden mit uns. Dort kommt Susette und verlangt nach uns Beiden.«

So war es in der That. Fräulein Susette hüpfte herbei und schien nicht ganz ohne Empfindlichkeit zu sein.

»Es thut mir leid,« sagte sie, »dieses interessante Beisammensein zu stören, aber Alles ist bereit, beste Christine, und ich selbst bin voller Verlangen, dem Herrn Baron mein gegebenes Wort zu erfüllen.«

»Ich werde alles gern thun, was ich vermag,« erwiderte Christine, »wenn ich weiß, daß ich Deinen Wünschen damit diene.«

»Deine Wünsche sind meine Wünsche,« rief Fräulein Susette, indem sie ihre gefällige Freundin umarmte. »Geschwind, Herr von Lorberg, wir haben keine Zeit zu verlieren.«

Sie reichte ihm ihren Arm, und Christine folgte ihnen in den Saal, wo sie sich an das Instrument setzte und einen Tanz zu spielen begann, der bald alle tanzlustigen Füße in Bewegung setzte. Lorberg drehte sich mit Fräulein Susetten, aber welche schreckliche Vorstellungen er sich auch vorher von diesem Glücke gemacht hatte, sie wurden von der Wahrheit übertroffen. Er hatte die größte Mühe, diese Tänzerin von der Stelle zu bringen, die größte Vorsicht war nöthig, um nicht mit ihr zu stolpern oder zu fallen. Es war, als läge das Unglück bleischwer in seinen Armen, und er merkte es an den schadenfrohen Gesichtern umher, auf wessen Kosten man sich ergötzte. Fräulein Susette allein schien nichts davon zu merken; sie schien stolz auf ihre Kunst und im Vollgenuß ihrer glücklichen Erfolge. Vergebens suchte Lorberg sich einige Male seinem Schicksale zu entziehen, er wurde verfolgt und wieder eingefangen. Auch die schöne Frau Reichenbach verspottete ihn, indem sie ihn mit Glückwünschen überhäufte, von Fräulein Susetten so ausschließlich ausgezeichnet zu werden. Ueberall fand er, daß man sich auf seine Kosten belustigte, er glaubte es wenigstens den Gesichtern abzumerken oder aus abgerissenen Aeußerungen zu errathen. Den einzigen Trost gewährte ihm das schwarze Fräulein am Clavier. Wie unbarmherzig die

hochmüthige Frau Reichenbach auch über ihr schlechtes Spiel, über den alten Klapperkasten von Instrument und über den Geiz der Frau Commercierräthin spottete, er fand dieses Spiel vortrefflich, elegant und voller Charakter, und da er sich nicht enthalten konnte, dies zu behaupten, zog er sich geringschätzig Blicke zu. Ohne sich daran zu kehren, wagte er es sogar, einige Mal sich Christinen zu nähern, einige Worte mit ihr zu wechseln und ihr eine Theilnahme zu bezeigen, wie es kein Anderer in der Gesellschaft für nöthig fand. Dafür, so kam es ihm vor, traf ihn zuweilen ein Blick aus den dunklen Augen des schwarzen Fräuleins, der von einem dankbaren Lächeln begleitet wurde.

Zwei Stunden währte der Tanz, dann folgte das Souper der Frau Commercierräthin. Richard von Lorberg erhielt seinen Platz neben ihr und Fräulein Susetten. Vergebens aber sah er sich nach Christine Streit um. Sie war fort. Der Mohr hatte seine Schuldigkeit gethan! Wahrscheinlich hatte man sie nach Hause geschickt; er wagte es nicht, danach zu fragen.

#### ACHTES KAPITEL.

Der Hospital-Arzt Hellmuth hatte schon mehrere Stunden gearbeitet, als es Tag wurde und er von seinem Schreibtische aufstand, der mit Papieren und Büchern bedeckt war. Er stand aber nur auf, um an einen Seitentisch zu treten, wo eine Wasserflasche und eine Kaffeemaschine, diese unvermeidlichen Bestandtheile jeder

Junggesellenwirthschaft? bei einander standen und leise mahnend sangen, wie die Memnonssäule beim ersten Sonnenstrahle. Der Doctor verstand dieses melodische Zeichen, das ihn mahnte, seine geistige Anstrengung zu beendigen und an die Erhaltung seines mageren Körpers zu denken. Er schüttete den Kaffee in die Maschine, goß das Wasser hinein und zündete die Spirituslampe an. Als die blaue Flamme aufschlug, nickte er ihr zu, wie einem gern gesehenen Bekannten; dann ging er in der Stube umher, nahm ein Buch vom Tisch und blätterte darin, trat an ein Wandspind, das mit allerlei Flaschen und Gläsern, Büchsen und Kästchen gefüllt war, und nachdem er sie musternd angeschaut, wie ein Corporal seine Recruten, zog er einige Phiolen heraus, betrachtete ihren Inhalt, roch an verschiedene andere und stellte endlich alle wieder an ihre Plätze. Als auch diese Revue glücklich beendigt, band der Doctor mit einem befriedigten Lächeln seinen grauen Morgenrock fester zusammen, langte darauf von einem Gestell in einer Ecke des Zimmers eine Pfeife mit einem gewaltig langen Rohre, und als er untersucht hatte, ob sie gehörig gestopft sei, brannte er sie mit einem kaum weniger langen Papierstreifen an der Spirituslampe an.

Bei allen diesen verschiedenartigen Operationen sprach der Hospital-Arzt kein Wort. Geräuschlos ging er auf und nieder in großen weichen Filzschuhen, in dem langen, grauen Morgenrock und umnebelt von den Dampfwolken seiner Pfeife; das Bild eines Gelehrten, dem aller äußerliche Putz gleichgiltig ist und der nichts so sehr

liebt, als seine Bequemlichkeit und seine Gewohnheiten. Sein Zimmer war auch ganz zu solcher Gelehrtenwirthschaft gemacht. Mit verräucherten Tapeten, bescheidenem Hausrath, Büchern und Papieren, Flaschen und Büchsen wohl versehen, erhielt es den richtigen gelehrten Anstrich, aber es fehlte ihm doch ein Attribut, das sich gewöhnlich damit verbindet, es fehlte die übliche Unordnung und Unsauberkeit darin. Die Stühle standen gerade, und es lag nichts darauf umher, der Fußboden war rein, ohne Tintenflecke oder Papierschnitzel, die Bücher in dem großen Schranke schilderten in langen Reihen, der Doctor hatte somit ohne Zweifel Sinn für Ordnung und Reinlichkeit; sogar auch die beschriebenen Bogen auf dem Tische waren sorgfältig zusammen gelegt, die Federn ausgewischt und das Tintenfaß geschlossen. Nicht einmal den Papierstreifen hatte der Doctor, nachdem er seine Pfeife angebrannt, von sich geworfen, sondern den Rest in einen Aschbecher gesteckt, der zierlich mit Perlen umstrickt war, bunte Arabesken bildend, auf welche er einen langen Blick heftete.

Eben als der Kaffee zu kochen anfang, wurde der Doctor in seinem friedlichen Stillleben durch ein Klopfen an der Thür gestört, und unmittelbar darauf trat der Hauptmann Seehausen herein.

»Guten Morgen, Doctor!« sagte er. »Komme ich zur rechten Zeit? wie?«

»Sehr zur rechten Zeit,« erwiderte der Arzt, »wenn Sie eine Taffe Kaffee mit mir trinken wollen.«

Der Hauptmann warf einen mißtrauischen Blick auf die Kaffee-Maschine, lehnte die Höflichkeit ab und setzte sich nieder. Dabei betrachtete er die Bücher und beschriebenen Bogen auf dem Tische, schüttelte den Kopf, lachte auf und sah den Doctor an.

»Es ist sonderbar,« sagte er, »ein Mann wie Sie, Doctor? sitzt im Winkel und kocht sich Kaffee in einer alten Blechkanne, während hundert Dummköpfe ihren Mokka aus dem feinsten Porcellan trinken, wo nicht gar aus Silber.«

»Und er schmeckt ihnen dennoch vielleicht nicht halb so gut wie mir,« lachte Hellmuth, indem er sich den schwarzen Trank einschenkte.

»Das ist möglich,« versetzte Seehausen, »obgleich man sich an den Blechgeschmack gewöhnen muß. Aber was hilft's alles, Doctor, was hilft aller Ruhm, was hilft aller Stolz, wenn das Geld fehlt! Der elendeste Kerl wirft uns mit unserer spartanischen Kaffee-Maschine von Blech über den Haufen, wenn er seinen Gästen goldene Tassen vorsetzen kann.«

Der Doctor that einen langen Zug aus der Pfeife, trank seinen bitteren schwarzen Kaffee dazu und sagte darauf in seiner ruhigen Weise:

»So schlimm ist es noch lange nicht. Es wird jetzt mancher reich, gleichsam über Nacht, durch Börsenspiel oder glückliche Speculationen, aber was kann denn ein solcher Banquier oder glücklicher Speculant mit dem klingenden Zeuge, womit er seine Taschen füllt, Großes anfangen?«

»Was er anfangen kann?« rief Seehausen. »Wenn man Geld hat, kann man alles anfangen, Doctor. Alles, was die Erde hervorbringt, gehört uns, können wir kaufen.«

»Richtig,« antwortete der Doctor? »aber ist denn das ein so großer Vorzug? Wachsen diese verschwendungs-süchtigen, auf ihr Geld pochenden Männer dadurch in der Achtung ihrer Mitmenschen? Wird ihr Uebermuth nicht meist lächerlich, und wendet nicht der bessere Theil der Gesellschaft sich von ihnen ab?«

»Sie sind ein Philosoph, Doctor, darum verachten Sie das Geld.«

»Oh, ich verachte das Geld nicht,« erwiderte Hellmuth, »denn ich weiß recht gut, welche Macht es besitzt und was damit bewirkt werden kann; aber das Geld allein in den Händen dieser Leute, die nicht weiter kennen als das Metall, auf nichts weiter sinnen, als auf Genuß, und nichts weiter achten, als die Geldmacherei, ist mir allerdings verächtlich.«

»Nun,« sagte der Hauptmann, dem es Vergnügen zu gewähren schien, den armen Hospital-Arzt so sprechen zu hören, »was achten Sie denn, Sie Weltweiser, bei der blechernen Kaffee-Maschine? Was schreiben Sie da? Wenn Sie Geld hätten, würden Sie sich nicht damit abquälen.«

»Sehr wahrscheinlich,« versetzte der Doctor, »würde ich so leben, wie ich jetzt lebe; schreiben, was ich so eben schreibe, würde ich auf jeden Fall.«

»Alle Wetter! daß muß was ganz Besonders sein. Etwa die Kunst, Gold zu machen?«

»Es ist eine Abhandlung über die, medicinische Anwendung der Gifte und deren heilkräftige Wirkungen auf den menschlichen Organismus.«

»Pfui Teufel!« rief Seehausen. »Giftmischerei! Wie können Sie sich damit einlassen?«

»Ich habe interessante Studien dazu gemacht,« erwiderte der Doctor, »Entdeckungen, welche Aufsehen erregen werden. Die Akademie hat zu Preisschriften aufgefordert, ich habe auch eine eingereicht.«

»Und wenn Sie den Preis gewinnen, was bekommen Sie dafür?«

»Vierzig Ducaten.«

»Das macht mit dem Agio höchstens hundert und dreißig Thaler. Wie lange haben Sie an Ihrer Abhandlung gearbeitet?«

»Oh, eigentlich arbeite ich daran seit Fahren,« erwiderte der Doctor stolz lachend. »Manche Nacht habe ich durchgrübelt, jede freie Minute mich mit Versuchen und Untersuchungen beschäftigt, und während der letzten sechs Monate habe ich meine Anstrengungen verdoppelt.«

»Gott im Himmel!« sagte Seehausen, seine Hände faltend, was ist deine Welt für eine sonderbare Welt! Dieser würdige und weise Mann hier quält sich seit Jahren Tag und Nacht ab, um einhundert und dreißig Thaler Courant möglicher Weise zu erwischen; ich habe vor wenigen Abenden im Zeitraume von höchstens einer Stunde

beinahe eben so viel dem edlen kunstsinnigen Reichenbach im sündhaften Kartenspiel abgenommen; er dagegen behandelte meinen elenden und mühseligen Gewinn mit Verachtung und erzählte mir zum Hohn und anderen Leuten zum Neid und Aergerniß, wie er das Fünfzig- und Hundertfache oft schon in einem Augenblick, durch einen Federstrich oder mit einem Wort in die Tasche gesteckt habe.«

»Und der einfältige Mensch weiß doch weiter nicht damit zu thun, als sich mit allen Lumpen seiner Eitelkeit zu behängen,« fiel der Doctor ein. »Fallen diese morgen von ihm ab, was bleibt übrig? Wird er eingescharrt, wer fragt noch nach ihm? Der ganze nichtsnutzige Plunder nimmt so sein Ende.«

Das heisere Gelächter des Hauptmanns drückte dessen Vergnügen aus.

»Es wäre köstlich, sagte er, wenn die noble Gesellschaft bei unserer geliebten Tante und diese selbst Sie hören könnten, Doctor. Und was Sie für ein finsternes Gesicht jetzt machen! Ich glaube, Sie wären im Stande, sich ein paar Schlachtopfer für Ihre Vergiftungen auszuwählen.«

»Wenn das helfen könnte, um die Welt zu bessern,« erwiderte der Hospital-Arzt, »so würde ich mich nicht lange besinnen, und wahrlich,« setzte er hinzu, indem seine Augen sich langsam auf das Wandspind hefteten? mit wenigen Tropfen aus einer meiner Phiolen sollte all ihr Gelddurst auf ewig gestillt sein.«

»Aber was war das für eine Gesellschaft, von der Sie sprachen?« fuhr er fort, als Seehausen nicht sogleich antwortete. »Meinen Sie am Mittwoch, wo – ein Fest gefeiert wurde.«

»Susettens Geburtstag,« sagte Seehausen.

»Sie waren natürlich dazu eingeladen, Herr Hauptmann.«

»Sie nicht, Doctor?«

»Das ist eben so natürlich,« erwiderte Hellmuth, indem er den lauernden Blick des Hauptmanns abprallen ließ.

»Wie so?« fragte Seehausen. »Warum setzt man Sie zurück?«

Ein leichtes Roth stieg in das bleiche Gesicht des Hospital-Arztes, er fing aber an zu lachen. »Ich fühle mich durchaus nicht zurückgesetzt,« erwiderte er. »Es ist durchaus richtig, daß ich in solche Gesellschaften nicht passe.«

Der Hauptmann beugte sich vor und faßte des Doctors Arm. »Still!« sagte er, die kleinen Augen zusammen kneifend, »wir sind Leidensgefährten, Doctor. Wenn das alte, geizige Weib wollte, wie sie sollte, wären wir Beiden nicht auf einem anderen Platze, He?! Kein Wort, Doctor! was Sie auch sagen mögen, es ist dennoch wahr. Hat sie nicht genug vom Mammon, und hat der Teufel selbst ihr nicht noch eben jetzt einen großen Gewinn an den Hals geworfen? Was haben wir davon? Oho, wir?! Je mehr Geld, je mehr Gier danach! Lumpig ging's her bei diesem Feste. Sie hätten hören sollen, was gespottet wurde,

und doch sollte es eine Art Zauberfest sein zu Ehren des großartigen Ereignisses. Sie wissen doch?«

Der Doctor sah ihn an, als seien seine Gedanken auf Reisen gegangen. Er hatte wirklich auch nur die letzten Worte gehört. Er nickte mit einem leisen Lächeln und stützte den Kopf in die Hand.

»Nu, es ist allerdings ein erfreuliches Ereigniß, und es ist wunderbar, wie das verknöcherte Herz des alten Weibes dabei warm wird.«

»Das ist die Macht der Liebe,« sagte Hellmuth.

»Was, Liebe!« fiel Seehausen ein, »Eitelkeit ist es, Doctor. Verdammt will ich sein, wenn es nicht alles aus Eitelkeit geschieht!«

»Aber Susette, Fräulein Susette verdient ihr Glück.«

»Warten wir es ab, ob es ein Glück ist,« versetzte Seehausen. »Manches sieht so aus, allein ehe man's denkt, wird ein Unglück daraus.«

»Das möge Gott verhüten! Fräulein Susette befand sich doch wohl bei dem Feste?«

»Wie ein Eichkätzchen! wie ein Murmelthierchen!«

Der Hauptmann lachte heiser auf, seine kleinen listigen Augen waren kaum mehr zu sehen.

»Nu,« sagte er im entschuldigenden und beifälligen Tone, »sie übt sich bei Zeiten in den nöthigen Formen, denn im nächsten Winter wird sie auf ihren Bällen die erste Tänzerin sein.«

Der Doctor stand unruhig auf. »Hat sie denn getanzt?« fragte er.

»Wie eine Bacchantin! wie eine Sylphide! Es war kostbar, es war unvergleichlich.«

»Wie ist das möglich?« fragte Hellmuth. »Sie liebt den Tanz nicht, sie versteht auch gewiß wenig von dieser wohlfeilen Kunst, und endlich soll sie nicht tanzen, ich habe ihr das wiederholt als Arzt zur Pflicht gemacht.«

»Danach fragen die Mädchen nicht, Doctor, wenn sie mit dem Geliebten herumhüpfen können.«

»Mit dem Geliebten?« wiederholte Hellmuth.

»Geliebt oder nicht geliebt, die Sache ist in Richtigkeit. Aber warum soll unser tanzlustiges Susettchen nicht einen jungen Baron lieben, dem zwei tadellose Beine gewachsen sind?«

Mit einem Male begriff der Hospital-Doctor alles. Es war, als liefe ein Zittern über sein Lippen. Er sah vor sich hin, als rolle ein Vorhang vor ihm auf. »Lorberg heißt er, nicht wahr?« fragte er.

Der Hauptmann nickte. »Kennen Sie ihn?«

»Nein, aber – glauben Sie, daß Fräulein Susette – damit einverstanden ist?«

»Warum denn nicht, Doctor? Ein Baron, dabei jung und hübsch. Damit sind alle Mädchen einverstanden.«

»Und er?«

»Was meinen Sie? Meinen Sie etwa, daß es wie gewöhnlich hergeht? daß der Herr Baron das liebe Susettchen für eine Geldkatze ansieht, die er sich um jeden Preis anschnallen will?«

»So niedrig denke ich nicht von ihm, obwohl ich ihn niemals sah,« erwiderte der Doctor sich aufrichtend.

»Wenn es wahr ist, was Sie sagen, wenn Fräulein Susette ihm ihre Neigung zuwendet, so muß es ein ehrenwerther Mann sein, sonst wäre es unmöglich.«

Seine Begeisterung war dem Hauptmann äußerst spaßhaft, es war ihm kann möglich, sein Hohngelächter zurückzuhalten. »Sie sind ein edler Charakter, Doctor,« sagte er mit so vielem Ernst, als er aufbringen konnte, »aber Sie haben Recht. Lorberg ist ein sehr würdiger junger Edelmann und obenein ein Vetter von mir. Sie werden ihn kennen lernen und charmant finden.«

»Dann werde ich ihm mit Freuden Glück wünschen,« antwortete der Doctor.

»Bravo!« rief Seehausen, aber er hielt inne, legte den Finger an seine Nase und runzelte seine Stirn. »Wenn man sich aber dennoch täuschte, Doctor? – Es ist eine sündenvolle Welt – täuschen kann man sich leider in allen Menschen – wenn mein geliebter Vetter doch etwa ein Wolf im Schafskleide wäre?«

»Darüber seien Sie ganz ruhig,« erwiderte Hellmuth mit der größten Gewißheit lächelnd. »Es gibt zwar viele Heuchler und schlechte Subjecte, wenn aber Fräulein Susette seine Bewerbungen annimmt, wenn Sie Recht haben, Hauptmann, daß sie ihn für würdig hält, ihm ihre Hand zu reichen, so muß er ein ausgezeichnete Mann sein.«

»Edler Doctor! Sie haben den richtigen Glauben,« sagte Seehausen hohnvoll, »Sie müssen dafür belohnt werden und auf Susettens Hochzeit tanzen.«

»Wenn's nicht zu rasch geschieht, lerne ich es noch,« lächelte der blasse Arzt mit seiner gewohnten ruhigen Freundlichkeit; »doch jetzt muß ich leider an andere Dinge denken, sehr werther Herr Hauptmann, an meine armen Kranken, die mich erwarten.«

»Der Hauptmann verstand den Wink und verabschiedete sich ohne Zögern, nachdem er einen letzten Spaß über die genauen Studien zum Besten gegeben, welche Susette an ihrem ausgezeichneten Anbeter machen würde, der da Morgens, Mittags und Abends sich einstelle, um seinen Werth von ihr prüfen zu lassen. Dann machte er, daß er fort kam, denn seinen Zweck hatte er erreicht, und gelacht hatte er hinlänglich. Während er aber vergnüglich die Treppe hinabstieg, verschwand das Lächeln aus dem Gesicht des armen Hospital-Arztes. Die Pfeife war ihm längst ausgegangen? und der Rest seines bescheidenen Morgentranke stand unberührt. Er schaute ernsthaft in die düstere Flut der Tasse, als wollte er Prophetensprüche herauslesen. Der melancholische Ausdruck seines Gesichtes trat stärker hervor und seine bleichen Lippen preßten sich zusammen, seine Hände hoben sich langsam auf deckten sich über seine Augen. Wenn er Recht hätte, flüsterte er, wenn ich aus dem Hause gebannt wurde, damit ich nicht sehen sollte, wie sie . . . ! Er fuhr nicht fort, aber noch einige Augenblicke bewegungslos, bis er plötzlich mit beiden Händen durch die Luft stieß, als wollte er etwas von sich schleudern.

Wie kann das nur denken! rief er dabei. Nein, nein! vergib mir, theure Susette! Du kannst nichts Böses, nichts

Schlechtes thun. Dieser Hauptmann ist ein Lügner! Nicht einen Augenblick will ich mehr an dir zweifeln, durch nichts mich irre machen lassen. Ich glaube an dich, theuerste Susette, du wirst meinen Glauben nicht zu Schanden werden lassen.

Während er dies sagte, warf Seehausen draußen noch einen höhrenden Blick auf seine Thür und ging weiter. Ich kann dem alten Weibe die Versicherung geben, lachte er, daß sie von diesem dummen Heiligen nichts zu fürchten hat. Ein kostbares Kerlchen mit seinen Giften und seinen tiefsinnigen Untersuchungen für einhundert und dreißig Thaler Courant! Das muß ich dem Reichenbach erzählen. Einhundert und dreißig Thaler möglicher Weise zu gewinnen gegen jahrelange Arbeit bei Tag und Nacht!

Unter solchen Vorstellungen, mit denen er sich erquickte, verfolgte er den ziemlich weiten Weg vom Hospital nach seiner Wohnung. Er hatte von der Frau Commercierräthin einen geheimen Auftrag erhalten, um desentwillen er den Doctor aufgesucht hatte. Er sollte erforschen, ob etwa, wie die Tante sich ausdrückte, dieser Ludwig wirklich so verrückt sei, sich etwa in den Kopf gesetzt zu haben, daß er jemals seine Hand nach Susetten ausstrecken könnte; zugleich sollte er ihm beiläufig mittheilen, daß Susette sich nächstens mit dem Freiherrn von Lorberg verloben würde, und endlich sollte er herausbringen, ob der Hospital-Doctor etwa gar ein Liebesverhältniß mit Susetten angefangen habe, und ihn darüber ausfragen. Seehausen glaubte, diesen delicaten

Aufträgen vollständig nachgekommen zu sein, und stellte sich einen launigen Bericht zusammen, als er plötzlich in einiger Entfernung vor sich seinen Vetter erblickte. Er hätte diesen einholen können, denn Richard von Lorberg ging langsam wie ein Aristokrat, der durch seinen Gang schon beweis't, daß er seine Zeit nicht zum Gelderwerb nöthig hat; aber der Hauptmann hatte keine Lust dazu. Seit dem Feste bei der Frau Commercierräthin hatte er ihn nicht gesehen, obwohl er ihn alle Tage erwartet hatte. Den Grund davon errieth der Hauptmann mit Sicherheit; Lorberg wollte überhaupt nichts mehr mit ihm zu thun haben, und dieser Gedanke erregte ein rachlustiges Gefühl in ihm. Wenn die reichen Börsenmänner und Speculanten ihn hochmüthig behandelten, machte er sich gar nichts daraus, aber mit diesem leichtsinnigen Vetter, den er brüderlich aufgenommen, der ihm Dankbarkeit schuldig war, und von dem er Dankbarkeit erwartete, stand es anders. Indem er noch unschlüssig überlegte, ob er eine Begegnung herbeiführen sollte, bemerkte er mit Vergnügen, daß Lorberg in die Königsstraße einbog und ihm selbst einen Besuch zgedacht hatte. Er ging richtig in das Eckhaus, Seehausen aber kehrte sich um, damit er ihn nicht etwa sehen möchte. Habe ich so lange auf ihn gewartet, sagte er, so mag er jetzt selbst sehen, wie warten thut. Zur Abwechslung kann er meinem Engel den Hof machen, ich gönne ihm dieses unschuldige Vergnügen. Dann aber werde ich dich in meine Hände nehmen und unsere Rechnung abschließen, Vetterchen!

Richard von Lorberg stieg inzwischen die Treppe hinauf und fand auf dem Flur die beiden Kinder des Hauptmanns, halb angekleidet und eben so schmutzig, wie er sie an jenem Abend gefunden. Sie spielten mit einem großer Gummiball und liefen, als sie ihn plötzlich vor sich sahen, durch den offenen Corridor in das nächste Zimmer. Dahin folgte Richard ihnen ohne Zögern nach und kam so zu einem unerwarteten Anblick.

Vor Lorberg lag auf dem Sopha ausgestreckt Frau von Seehausen, in einem Buche lesend. Obgleich es nicht mehr früh war, befand sie sich doch noch im Morgenjäckchen und in Unterkleidern, welche in malerischer Unordnung sie einhüllten. Vor dem Sopha standen ein Paar niedergetretene Morgenschuhe, auf dem Polster aber kreuzten sich zwei so niedliche kleine Füße, wie man diese wünschen konnte. Es kam Richard vor, als sei deren Freiheitslust so groß, daß sie an verschiedenen Stellen selbst die Fesseln des Strumpfes durchbrochen hätten; aber er behielt keine Zeit, seine momentanen Beobachtungen zu vervollständigen. Die hübsche Cousine hatte bei dem Hereinlaufen der Kinder und den ihnen nachfolgenden Schritten ihre Lage nicht verändert, wahrscheinlich in der Voraussetzung, daß es ihr Mann sei; als sie jedoch, über den Rand des Buches blickend, den Fremden wahrnahm, sprang sie auf und lief davon. Sehr erschrocken jedoch schien sie nicht zu sein, den jenseits der Thür rief sie zurück: »Nur einen Augenblick, Herr von Lorberg, bitte!« und ein muthwilliges Lachen folgte hinterher.

Lorberg lachte auch. Er dachte an seinen praktischen Vater, von dem er öfter die weise Lehre vernommen, man müsse niemals über eine Frau urtheilen, noch viel weniger aber eine heirathen, die man nicht vorher in den Unterröcken gesehen habe. Er griff nach dem Buche, das die überraschte Cousine fortgeworfen und fand die Uebersetzung eines französischen Romans von Dumas; nun erinnerte er sich auch, wie Seehausen über die Leidenschaft seiner Frau für die Literatur bespottet hatte, und zweifelte nicht daran, daß sie diese Beschäftigung allen anderen vorziehe.

Nach wenigen Minuten trat die hübsche Cousine herein, sie hatte sich vortheilhaft verändert. Ein blaues Kleid verdeckte alle Geheimnisse, ein Häubchen mit rothen Schleifen verbarg die gesammte ungeordnete Haarfülle, und das große Shawltuch, wenn auch von verschossenen Farben und mit altersschwachen Zeichen, bildete eine artige Draperie.

»Sie haben mich schön überrascht,« sagte sie, allerliebste lächelnd, »aber wer konnte das denken! Glaubte ich doch, Sie hätten uns ganz vergessen.«

»Das würde unmöglich gewesen sein,« erwiderte er.

»Wer wird leichter vergessen als Frauen!« fuhr sie fort. Alle Romane handeln davon. Segen Sie sich zu mir Cousin.«

»Wenn ich nicht lästig bin. Wo ist Seehausen?«

»Ich bin erfreut, Sie zu sehen. Seehausen ist früh schon ausgegangen, doch wird er gewiß bald zurückkommen.«

Er setzte sich zu ihr, und bald waren ihre Mittheilungen im vollen Gange. Es war natürlich, daß diese hauptsächlich sich auf die Frau Commercierräthin und Susetten bezogen. Frau von Seehausen verrieth durch ihre Aeüßerungen, daß sie wisse, was Lorberg's Absicht sei; allein je mehr sie damit hervortrat, um so mehr zog er zurück und war zu keinem Bekenntniß zu bewegen. Dadurch ließ sich die hübsche Frau nicht abschrecken, sie setzte ihre Scherze fort, während er vergebens versuchte, ihnen zu entrinnen, und sein Gesicht immer ernster und kälter wurde.

»Ich kann Ihnen etwas mittheilen,« sagte sie endlich, als er auf nicht hören wollte, »was Ihnen Freude machen wird. Meine Tante ist Ihnen so gewogen, wie keinem zweiten Sterblichen. Es wird Ihnen keine Mühe machen, von ihr zu erlangen, was Sie wünschen.«

»Das ist allerdings sehr erfreulich für mich, da ich die Frau Commercierräthin sehr hoch schätze,« erwiderte er.

»Wirklich, das ist ja herrlich! Ich ging nach Susettens Geburtstag hinüber, um nachträglich meine Gratulation abzustatten, und obwohl meine Tante ökonomisch ist, war sie dennoch voller Freude über den Abend und erzählte mir ganz entzückt, wie liebenswürdig Sie gewesen und wie viel Sie getanzt hätten.«

Bei dieser Erinnerung wurde er roth. Auch sie spottete darüber!

»Sie waren nicht zugegen,« sagte er, »was ich bedauerte.«

»Künftig tanzen Sie mit mir, Cousin,« lachte sie, »Sie werden doch Bälle geben?«

»Gewiß, wenn es Ihnen Vergnügen macht.«

»Mir? Sie wollen sagen, Susetten. Aber was thut's. Wir werden Freunde bleiben, nicht wahr?«

»Ohne Zweifel, ganz ohne Zweifel!« rief er verwirrt aufstehend. »Aber da kommt Seehausen.«

Freudig aufathmend sah er den Hauptmann hereintreten und ging ihm entgegen. Es war ihm unerträglich geworden, ein Gespräch fortzuführen, bei welchem er heucheln und lügen oder den wahren Zustand seiner Gefühle aufdecken mußte, was er nicht konnte. Dieser Frau gegenüber hätte er es am wenigsten vermocht.

»Ich habe längst zu Ihnen kommen wollen,« sagte er entschuldigend zu dem Hauptmann, »allein meine Zeit erlaubte es nicht.«

»Sie hatten zu viel mit angenehmeren Gegenständen zu thun, um an uns zu denken, Vetterchen,« erwiderte Seehausen geschmeidig. »Wir können warten, bester Lorberg, alte Freunde setzt man immer ein wenig hintenan. Heh! besonders wenn das Herz erfüllt ist mit einem holden Bilde, das für nichts weiter Raum läßt.«

Die kleinen Augen funkelten, während Lorberg zu lächeln versuchte.

»Es ist möglich,« sagte er, »daß mein Herz sehr beschäftigt ist, aber es wird darüber das Nöthige nicht vergessen. Ich habe viel mit dem Ordnen meiner Angelegenheiten zu thun gehabt, um welche ich mich leider bisher viel zu wenig bekümmert habe.«

»Solche Blicke in die inneren Angelegenheiten, um Ordnung herzustellen, haben zuweilen ihre Schatten,« lachte Seehausen. »Nur Geld, Vetterchen, nur Geduld, – wir stellen Alles wieder her.«

»Ich habe Vieles zu bereuen,« sagte Richard, »doch diese Zeit ist vorüber.«

»Man muß umkehren, bereuen, fromm werden,« fiel Seehausen ein. »Geh, mein Engel, bringe uns eine kleine Stärkung dazu. – Arbeit macht das Leben süß, Vetterchen.«

»Arbeiten, ja, das möchte ich,« sagte Lorberg, seinen Kopf stützend. »Ein häusliches, stilles Leben will ich in Zukunft führen, mag es so einfach sein, wie es sein kann.«

»Bah!« versetzte Seehausen, Grillen und Blasen sind's, weiter nichts. Was zum Teufel brauchen Sie jetzt an ein stille Leben zu denken! Lustig soll es sein, herrlich soll es sein, alle Tage ein neues Bild, dafür Sorge ich, Vetterchen, ich!«

Er setzte den Finger auf seine Brust und sah ihn mit voller Sicherheit an.

»Sie haben gar nichts weiter zu thun,« fuhr er fort, »als nächsten Tages, wenn Sie wollen, unsere würdige Tante bei der Hand zu fassen und ein paar Küsse darauf zu drücken. Es ist allerdings nicht eben besonders einladend, aber wenn's auch des Teufels Großmutter wäre, so ist sie's werth! Die Sache wird abgemacht sein, ehe einer Drei zählen kann, und hinterher liegt ein Leben voll Freuden.«

»Ein Leben voll Freuden?« murmelte Lorberg.

»Allerdings. Oho!« – er neigte sich zu dem Freiherrn nieder. – »Was giebt Freuden? das Geld. – Wer hat das Geld? die Handelsleute. – Was muß ein anständiger Mensch thun? Er muß die Tochter oder Nichte solches alten Gauners heirathen, der zusammen raffte, was er fassen konnte.«

»Ein schämlicher Verkauf!« sagte Lorberg.

»Bah!« antwortete Seehausen, »wer gewinnt dabei? Wird aus der Krämerstochter nicht eine Frau von Stand? Wird die ganze Sippschaft nicht geehrt? Und ist es nicht auch meist die schönste Waare, die eingekauft wird?« – Er schlug ein gemeines Gelächter auf. »Bei Gott!« fuhr er dann fort, »es gehört ein Entschluß dazu, die Frau Commercienrätthin, als vielgeliebte Tante in den Kauf zu nehmen, und Susettchen mit allen ihren Tugenden und schönen Künsten ist auch nicht eben ein Engel. Aber es thut Alles nichts! alles nichts!«

Ein gelinder Schauer lief durch Richard's Mark. Der Hauptmann sah, wie seine Stirn sich zusammenzog und seine Augen starr niederblickten. »Possen!« rief er, »kein vernünftiger Mann wird ein Gesicht heirathen wollen; ist es angenehm, um so besser, doch die Hauptsache bleiben die gewichtigen Gründe. Wäre es Ihnen um ein Gesicht zu thun, Vetterchen, so müßten Sie der Clavierspielerin nachlaufen, der jungen Mamsell, der Lehrerin. Wie, zum Henker! hieß die Person?«

»Christine Streit,« sagte Lorberg.

»Richtig! Streit, aber es wird um sie kein großes Streiten sein. Hübsch ist sie, Donnerwetter! ja; aber was hilft ihr die Larve. Das Fleisch verwelkt.«

»Es ist auch Geist in dem Fleisch,« murmelte Richard.

»Geist! Was hilft der Geist, der keine Ducaten schaffen kann! Diese Christine Streit kann mit allem ihrem Geist doch niemals für einen Mann wie Sie ein Gegenstand ernsthafter Absichten sein.«

»Und warum nicht?«

»Warum nicht?« – Der Hauptmann lachte auf. »Ich dünke, dazu wäre keine lange Erklärung nöthig. Was, zum Teufel! wollten Sie mit einem Weibe, und wenn's Frau Venus selbst wäre, das Weißenstein nicht einlösen, die Schulden nicht bezahlen, die Rechnungen nicht decken kann? Der lebenswürdige, kunstverehrende Reichenbach war entzückt von ihr. Das ist ein Mann, Vetterchen, für den wäre sie wie geschaffen, wenn er nicht schon seine schöne Frau am Halse hätte. Aber was thut's! Er kauft ihr ein Landhaus, er hält ihr Equipage, er bietet ihr für das schwarze Röckchen einen Frachtwagen von lyoner Seide.«

»Wenn ich wüßte, daß er eine Unverschämtheit beginne!« sagte Richard heftig.

»Bah! ich denke, er wird nächstens so frei sein,« unterbrach ihn Seehausen, »und sie wird nicht Nein sagen.«

»Wie können Sie in so elender Weise von der Ehre einer Dame reden, die Sie nicht kennen?« sagte Richard von Lorberg, und sein Gesicht wurde so drohend, daß der Hauptmann verstummte.

»Was – oho! Spaß hoffentlich,« lachte er verwirrt. »Was geht das Sie an, Vetterchen! Wollen Sie zum Ritter für die Jungfer Schulmeisterin werden, oder wie – hehe! sehe Jeder wie er's treibe – wollen Sie etwa das hübsche Ding da als Hausfreundin bei Susetten behalten?«

»Was ich thun werde, wird meine Sache sein,« erwiderte Lorberg gezwungen kalt, »haben Sie die Güte, dieses Fräulein sowohl, wie mich selbst nicht länger als Gegenstand Ihrer Scherze zu betrachten.«

Der Hauptmann verstummte nochmals, und es entstand eine Pause. Der Ton des Freiherrn war so gemessen und sein Anblick so wenig einladend, daß eine leichtsinnige Antwort zu geben, bedenklich schien. Seehausen begnügte sich daher mit einem Grinsen, das halb wehmüthig, halb boshaft ausgelegt werden konnte, wie ein Hund, der bei seinem Wedeln noch ungewiß ist, soll er sich ducken oder die Zähne zeigen.

»Wer tausend Sakerment!« schrie er nach einem Augenblicke, »wir werden uns doch nicht streiten wollen über ein Wesen dieser Art, Vetterchen, Bundesgenosse, Schwager, so Gott will, ehe wir drei Monate älter sind! Fort mit allen Grillen! sage ich, Ihre Sache steht, auf mein Wort! wie ich es nie gedacht hätte. Die Tante ist so verliebt, wie die Nichte. Jetzt rasch und energisch gehandelt, liebster Lorberg, rasch sage ich, ehe etwa der böse Feind seinen Stein in den Weizen wirft! Warum haben Sie nicht schon am Geburtstage eine Erklärung losgelassen?«

Lorberg schüttelte unwillig den Kopf.

»Frische Fische, gute Fische!« rief Seehausen. »Es ist ein Goldfisch, also das Netz zu, sobald er drinnen ist! Und wissen Sie, was ich gestern gehört habe?« Er beugte sich zu Richard hin und fuhr mit gedämpfter Stimme fort: »Die neunzigtausend Thaler, die unser großmüthiges Tantchen gewonnen hat, sind für Susetten bestimmt, sollen an ihrem Hochzeitstage baar ausgezahlt werden. Auf mein Wort, es ist so. Neunzigtausend! Donner und Doria! es ist anständig, und wenn unsere verehrungswürdige Tante einst aus diesem irdischen Jammerthal scheidet, was denken Sie, Lorberg, was zurückbleibt?« – Er hielt inne und spitzte lauernd seine Lippen. Richard schien vollkommen gleichgültig zu sein. – »Mehr als dreimal so viel,« murmelte Seehausen. »Ich hätte es selbst nicht geglaubt, daß es so viel sei, aber Reichenbach hat es mir gesagt, der weiß ungefähr, was der liebe selige Commerciendrath hinterlassen hat, und es ist noch mehr dazu gekommen. Also frisch darauf und keine langen Umstände gemacht! Der ist ein Thor, der das Eisen nicht schmiedet, wenn es heiß ist.«

»Das soll man allerdings,« erwiderte Richard, »aber« – er schwieg still und sagte dann im stolzeren Tone: »wir verstehen uns doch nicht.«

»Nicht? oh! was fehlt daran?« fragte sein Verwandter. »Ich kenne die Welt und kenne die Menschen, Vetter Richard, und ich will Ihnen etwas sagen: Sie möchten nicht nehmen, was Ihnen das Glück zuwirft, aber Sie müssen! Muß ist ein bitter Kraut, doch verdammt will ich sein,

wenn ich nicht die bitterste Pille einschlucke, sobald ich mir sage: es ist nothwendig!«

»Ist das artige Susettchen eine Pille,« fuhr er mit seinem heiseren, frivolen Lachen fort, »gut, so ist es wenigstens eine vergoldete. Warum wollen Sie es nicht machen, wie so viele andere vernünftige Leute, die solche Sache als ein Geschäft betrachten und als Geschäft behandeln? Mit kaltem Blut muß man den Handel schließen. Nur keine Sentimentalitäten bei einer Heirath, von der man reellen Nutzen erwartet! Ein Verliebter kann Narrheiten begehen, dazu hat er ein Recht, aber Männer, die wissen, was sie wollen, haben den Heiraths-Contract vor Augen.«

»Und jetzt noch Eins, was uns betrifft,« begann er von Neuem, als Richard auch darauf keine Antwort gab. »Wir stehen uns ebenfalls bei dieser Angelegenheit als handelnde Parteien gegenüber und müssen geschäftsmäßig verfahren. Sie haben meinen Beistand gefordert, ich habe Ihnen diesen zugesagt. Sie sind zu mir gekommen, zu fragen, ob ich eine Frau für Sie wüßte, ich habe Ihnen diese vorgeschlagen, habe Sie mit ihr und unserer Tante bekannt gemacht.«

Lorberg machte eine Bewegung, als wollte er Einspruch thun, allein er lehnte sich wieder zurück, und Seehausen fuhr fort:

»Hier sind Sie mit Beiden bekannt geworden, und ich bemühte mich und werde mich weiter bemühen, bis ich die Freude habe, Sie als meinen theuren Schwager zu umarmen. Ich bin Ihr Verwandter, Ihr Freund, Ihr treuer

Diener zugleich und Ihr Vertrauter. Sie haben mir dafür versprochen, das mit mir zu theilen, was mir und meiner Familie ungerechter Weise wahrscheinlich entzogen werden soll. Sie werden Ihr Wort halten als Edelmann, daran zweifle ich nicht; aber wir sind sterblich. Wort ist Wort, Schrift ist Schrift, ich ziehe die Schrift vor.«

Er zog ein beschriebenes Blatt aus der Tasche und hielt es Richard vor. »Nehmen Sie, lesen Sie, sagte er, »ich bin billig, Von den Neunzigtausend? die Susette bekommen soll, sichern Sie mir nur zwanzigtausend Thaler zu, das heißt Wechsel darüber, sobald die Verlobung veröffentlicht ist. Was die Tante hinterläßt, davon erbt meine Frau oder Kinder oder ich, wenn ich das Unglück hätte, diese theuren Wesen sämmtlich zu verlieren, die Hälfte, mag das Testament lauten, wie es will.«

Die alte Frau mit dem schwarzen Kopftuch kam mit einem ehemals gelblackirten Kaffeebrett herein, auf welchem die bekannten Gläser standen, zwischen diesen aber eine Champagnerflasche. Hinter der alten Frau folgte die hübsche Cousine, lieblich lächelnd, einen Teller voll Baumkuchen in der Hand. Sie hatte jetzt ihr Haar in wellige Scheiteln gelegt, den Seidenschawl umgeworfen, ein zierliches Schlüsselkörbchen am Arm; die gelben schadhafte Glacéhandschuhe fehlten nicht.

»Da kommt mein Engel!« rief Seehausen, indem er seine Arme ausbreitete. »Jetzt kein Wort mehr von Geschäften, bis wir ein Glas getrunken haben. Rücke den Tisch

heran, mein Engel, und gib unserem geliebten Vetter Deinen Arm. Nein, Schatz, halt! ich will sagen, biete ihm Deinen Mund, ich erlaube es Dir, und wünsche ihm Glück; oder halt! nein, wünsche uns Glück und Dir Glück, daß er in kurzer Zeit zu unserer innigsten Freude uns mit dem theuren Namen Schwager angehören wird.«

Der Hauptmann hatte entschiedenes Unglück bei seinen Toasten, denn eben hatte er mit dem Haken an seinem Taschenmesser, der gewiß oft schon ähnliche Thaten verübt, die Drähte an der Flasche zerbrochen, als der Pfropfen von dieser abflog und das edle Getränk nach allen Seiten hin sprudelte; zugleich stand Richard von Lorberg auf, und ohne von dem Glück, das ihm zuerkannt war, Gebrauch zu machen, verbeugte er sich vor der jungen Frau, die ohne Sprödigkeit ihn erwartete/

»Ich darf diesen Namen und die Rechte, welche sich mit ihm verbinden, noch nicht beanspruchen,« sagte er, »denn noch weiß ich nicht, ob ich Fräulein Susettens Herz gewinne.«

»Herz! Herz!« lachte Seehausen. »Die Hand, Vetterchen, die Hand! Nehmen Sie Ihr Glas, wie Brüder und Schwestern wollen wir uns die Hände reichen.«

»Ich trinke niemals Wein so früh,« erwiderte Lorberg.

»Ah so,« versetzte Seehausen, indem er sein Glas hinsetzte, »und das Papier dort wollen Sie auch nicht unterzeichnen?«

»Wenn es Zeit ist, werde ich alles erfüllen, was Sie wünschen können. Jetzt leben Sie wohl.«

»Noch Eins,« sagte Seehausen geschmeidig. »Sie haben mir Ihre Geldtasche geliehen.«

»Lassen wir das auf ein ander Mal. Es wird mir Vergnügen machen, wenn ich Ihnen dienen kann.«

Er verbeugte sich höflich steif und ging so rasch fort, daß Seehausen ihn nicht mehr erreichen konnte. Mit grimmigem Gesicht kehrte er zurück, ballte die Fäuste und schlug ein Hohngelächter auf, als er seine Frau betrachtete, die sich auf das Sopha gesetzt hatte und in dem Romanbuche weiter las, das dort lag.

»Da sitzt sie!« schrie er. »Wenn die Trompeten von Jericho bliesen und Alles über uns zusammenstürzte, sie kann lesen!«

»Schrei nicht so sehr, mir thut der Kopf weh,« erwiderte sie gelassen. »Ich habe Alles gehört.«

»Was hast Du gehört?«

»Daß er verliebt ist und Susetten nicht mag. Die Lehrerin voder Clavierspielerin – was ist es für eine Person?«

Der Hauptmann stand mit offenem Munde, dann fielen ihm Gedanken ein, die den Scharfsinn seiner Frau unterstützten, seine kleinen Augen verloren ihren Zorn, sie funkelten vor Vergnügen.

»Und dieser Mensch untersteht sich, uns mit Verachtung zu behandeln,« sagte er, »er will tugendhaft werden!«

»Gib Acht,« antwortete Frau von Seehausen, »Du wirst finden, daß ich Recht habe.«

»Ich werde der Tante die Augen öffnen, ich werde Susetten die Augen öffnen,« sagte Seehausen, auf und nieder gehend, »das ist meine Pflicht als Verwandter. Sie sollen erfahren, wie es mit ihm steht, er soll erfahren, was ein ehrlicher Mann ist.«

Er klopfte lebhaft auf seine Brust, es that ihm wohl.

»Glaubt er mich mit einem Almosen abzuspeisen, so wollen wir sehen, wer zunächst Almosen nöthig hat!« schrie er rachlustig. »Narr genug ist er, mit diesem schwarzen Satan ein Liebesabenteuer anzuspinnen, aber ich werde auch dabei sein, mein Engel! Wie eine Fliege will ich ihn zwischen meinen Fingern halten, und wenn ich ihn habe, Flora, wenn ich ihn habe, will ich ihm den heutigen Tag vergelten, mich rächen, Dich rächen!«

»Ich verlange gar nicht gerächt zu sein,« sagte sie.

»Edles Herz!« rief der Hauptmann zärtlich, »aber Deine Schwester, Deine Tante. Denn wie leichtsinnig er auch ist, aufgeben wird er Susetten nicht. Er möchte gern, aber er kann nicht. Wer das Mieser im Nacken hat, wie er, der muß vorwärts, hinter ihm ist der Tod.«

»So laß ihn sterben, Männchen!« lachte die hübsche Frau.

»Und wir leben!« rief Seehausen; »wir werden uns von diesem Pinsel nicht um unser vergnügliches Dasein bringen lassen. Da er nicht mit uns frühstücken wollte, so werden wir es ohne ihn thun. Hieher, mein Engel, nimm dieses Glas, ich trinke auf Dein Wohl. Es ist echter Cliquot.«

»Ich danke Dir. Er ist sehr gut,« sagte Frau von Seehausen.

Der Hauptmann schnalzte mit der Zunge, legte den Arm um sie und spitzte seine Lippen.

»Schaum! Schaum!« schrie er, sein Glas schwingend. »Wir wollen zu denen gehören, die den Schaum schlürfen, mögen die Dummköpfe den Bodensatz behalten!«

### NEUNTES KAPITEL.

Richard von Loberg sprang die Treppe hinunter wie ein Gefangener, der den Häschern entronnen ist und sie an seinen Fersen wittert. Er lief davon, weil es ihm unmöglich war, die Gesellschaft des Hauptmanns länger zu ertragen, der ihn mit vertraulicher Freundschaft und mit Forderungen belästigte, die ihm unüberwindlichen Widerwillen einflößten. Er hätte sich nicht in eine solche Falle begeben sollen, aber er hatte einige Gründe, Seehausen aufzusuchen. Seit zwei Tagen war er nicht bei der Frau Commerciendrätin gewesen, und in gänzlichem Zerwürfniß mit sich selbst, konnte er sich noch immer nicht dazu entschließen, seine Besuche zu erneuern. Heute hatte er eine Einladung von Fräulein Susetens Hand erhalten, die im Namen ihrer Tante anfragt, ob es ihm gefällig sei, Thee bei ihr zu trinken und einer kleinen Vorlesung beizuwohnen, welche im engsten häuslichen Kreise Statt finden solle. Er wußte nicht recht, was damit gemeint sei. Fräulein Susette hatte einen Humor verschwendet, der Alles vollkommen unverständlich

ließ und seine üble Laune vermehrte. Die ungewisse Antwort, er werde sehen, ob es ihm möglich sei zu erscheinen, war das Einzige, zu dem er sich entschließen konnte; das Billet aber, als er es aus dem Winkel, in welchem er es geschleudert? nochmals hervorholte, erregte doch seine Neugier. Susette hatte einige Ausdrücke gebraucht, bei denen sich allerlei denken ließ. Er solle Erstaunenswürdiges vernehmen, die Musen und Grazien würden ihn empfangen, Polyhymnia den Thee eigenhändig bereiten, Thalia ihn kredenzen, und so folgte ein bombastisches mythologisches Geschwätz, über welches sich sein Spott ergoß. Dann sann er darüber nach, wer damit gemeint sein könne, und indem seine geheimen Gedanken ihm Christine Streit verkörperten, brachten sie ihm zugleich die schöne Frau Reichenbach mit und jagten ihm Schrecken ein. War es diese, die ihn erwartete? Sollte er einen ästhetischen Thee-Abend erleben?

Er suchte Seehausen auf, in der Hoffnung, etwas von ihm zu erfahren, sah aber bald, daß dieser nichts wußte. Statt dessen hörte er Dinge, die ihn widerwärtig aufreizten. Die rohe Art, mit welcher der Hauptmann ihm seine Verhältnisse vorhielt, und die Rathschläge, welche er ihm ertheilte, verlegten ihn um so empfindlicher, weil er die Wahrheit darin nicht abläugnen konnte. Er suchte eine reiche Frau, und der Zufall hatte ihn ganz besonders begünstigt. In den ersten Tagen war er auch mit sich selbst einig, daß Fräulein Susette sein werden müsse. Er war eifrig in seinen Bemühungen, seine Besuche wiederholten sich, er hatte sich öffentlich mit den Damen gezeigt,

hatte die Oper mit ihnen besucht, hatte ihre Einladungen angenommen, und er dachte über den Verlauf seiner Anstrengungen eben nicht viel anders, als Seehausen. In leichtsinniger Weise theilte er Jakob Wolf seine Erfolge mit und rühmte sich, daß Alles so gut als abgemacht sei, das war keine leere Prahlerei. Die Tante Commerciendräthin kam ihm derartig entgegen, daß er blind hätte sein müssen, nicht zu merken, was sie erwartete und wünschte. Sein Name, sein Rang, seine Artigkeit und seine Huldigung schmeichelten ihrer Eitelkeit. Sie hatte von Anfang an ihren Plan gemacht, und es stand bei ihr fest, ihre Nichte Susette sollte Baronin Lorberg werden. Sie wußte recht gut, wie ihre reichen Freunde und Verwandten über die Heirath ihrer älteren Nichte mit dem schätzbigen Hauptmann spotteten, jetzt wollte sie Ihnen dafür zeigen, daß sie für ihren Liebling einen Mann aussuchen könnte, der zu den ersten Kreisen der Gesellschaft gehörte, der jung und schön sei, mit allen Vorzügen ausgestattet, und um welchen Susette auch von der hochmüthigen Cousine Reichenbach mit all ihrem Gelde und all ihrem Großthun beneidet werden sollte.

Richard von Lorberg erkannte, daß er bei der Frau Commerciendräthin keine Fehlbitte thun würde, und eben so wenig, davon war er überzeugt, würde Susette ihn verschmähen. Sie war allerdings nicht schön, allein in der ersten Zeit fand er sie doch nicht abschreckend. Ihre Gesprächigkeit, ihre Beweglichkeit, ihre spaßigen Einfälle und dreisten Fragen gaben ihr den eigenthümlichen Reiz einer Art Naturkindes, das in formloser Eigenwilligkeit

den Eingebungen des Augenblickes sich überläßt, dafür jedoch durch seine Naivität entschädigt. Susette war ihm wenigstens nicht lächerlich vorgekommen; erst an ihrem Geburtstage in der Damast-Robe, neben ihrem Vorbilde, dem sie nachzuahmen strebte, war ihr dies gelungen; aber seit dieser Zeit hatte sich auch mit Richard von Lorberg eine sonderbare Umwandlung begeben. Es war, als sei ihm sein Leichtsinn über Nacht abhanden gekommen, denn er wachte am folgenden Morgen als ein ernsthafter, trübblickender Mensch auf. Es schien ihm unmöglich, die Dinge mehr in dem Lichte zu sehen wie noch am Tage vorher. Grübelnd hielt er sich den Kopf und murmelte Verwünschungen über seine Vergangenheit, und wenn die Zukunft vor ihm aufstieg, preßte eine kalte Hand seine Eingeweide zusammen, die wie Feuer brannten. Er stellte sich vor, daß, wenn er verheirathet sei, er ein neues Leben beginnen könne, aber diese Heiraths-Vorstellung wurde ihm noch unheimlicher. Er dachte sich Susette mit der blumigen Robe, wie sie neben ihm her hüpfte und Possen trieb, und er konnte nicht länger lachen. Die übermüthige Cousine, ihr kunstreicher Mann mit der spitzen Nase, die Leute von der Börse und vom Korn- und Spiritusmarkt, die Damen in Brillanten und ihre Töchter mit den Blumenkränzen aus Paris, selbst diese schlugen ein cannibalisches Gelächter auf, vor dem sein Blut gerann. Nur Eine, die ganz fern stand, verspottete ihn nicht, und das that ihm wohl. Das schwarze Fräulein richtete ihre Augen auf ihn, und wohin er sah, drehte sie ihren Kopf, wie sie ihn am Klavier gedreht hatte, um ihm

nachzublicken, und dieser Blick verfolgte ihn auf sonderbare Weise von dieser Zeit an. Während er bei Seehausen auf dem Sopha saß und dieser ihm ins Gewissen predigte, das Geschäft rasch abzumachen, mußte er an sie denken, und als der frivole Mann, gleichsam als ahne er, was seinem Vetter passirt, das schwarze Fräulein zum Gegenstande seiner anzüglichen Ausfälle wählte, ergriff ihn ein solcher Grimm darüber, als sei er selbst tödtlich beleidigt worden.

Jetzt, auf der Straße, schämte er sich der Blöße, die er Seehausen gegeben, welcher sie auch sofort zu Aeußerungen über seine sonderbare Ritterschaft benutzt hatte, auf die er nicht zu sagen wußte. Richard von Lorberg hatte die Lehrerin nicht wieder gesehen, er hegte auch kein Verlangen danach; wenigstens sagte er sich dies sehr viele Male, als Resultat seiner Betrachtungen. Er wünschte mit diesem schwarzen Fräulein nicht wieder zusammen treffen; sollte es aber dennoch geschehen, so wollte er sich aller Zeichen seiner Theilnahme enthalten. Bei alledem war es jedoch gewiß, daß er Seehausen vornehmlich auch aufgesucht hatte, um zu erfahren, ob sein würdiger Vetter von Christine Streit mehr wisse als er selbst, und ob sie vielleicht heute Abends bei Susetten zu erwarten sei.

Ungewiß irrte er durch die Straßen, ohne ein Ziel zu haben. Er mochte keinen seiner alten Freunde aufsuchen, seit einiger Zeit schon hatte er diese vermieden, denn er fürchtete jede aufdrängliche Neugier, jeden unberufenen Scherz über Gerüchte, welche vielleicht schon ihren Weg

zu dem Kreis seiner Bekannten gefunden haben mochten. Indem er einen Stadttheil durchschritt, wo er hoffen durfte, seinem bekannten Gesichte zu begegnen, näherte er sich einem öffentlichen Garten, dem Parke eines ehemaligen königlichen Luftschlosses, das vor alten Zeiten außerhalb der Stadt, jetzt jedoch mitten darin lag. Als er unter den schönen hohen Bäumen ging, kam das Gefühl der Stille über ihn, die ihn umgab. Seine Gedanken sammelten sich. Hier war niemand, der sie stören konnte; er war der einzige Lustwandelnde. Der Tag war jedoch ein klarer, frischer Herbsttag; uralte Castanien und Linden füllten die Luft mit ihrem fallenden Geblättern, das unter seinen langsamen Schritten raschelte und mit den Färbungen des Todes seinen schwermüthigen Gedanken entsprach.

Richard von Lorberg dachte nach, was er thun müsse, um nicht den Namen eines Thoren zu verdienen, den Seehausen ihm prophezeit hatte, dabei aber doch auch keine Handlung zu begehen, vor welcher seine Ehre zu erröthen hätte. Je mehr sein Verstand zu sprechen begann, um so gewisser wurde es ihm, daß er eigentlich doch auch nichts begehen wolle, was in Wahrheit die Stimme der Ehre verdammen mußte. Er wollte um die Hand einer Dame werben, deren Vater seine übertriebenen und mißglückten Speculationen mit einem Selbstmord beendet hatte. Im Mittelalter, vor hundert Jahren vielleicht noch, wäre die Tochter eines Selbstmörders gemieden und verachtet worden, in unserm aufgeklärten

Jahrhundert aber konnte sie nur Gegenstand des Mitleids und der Theilnahme sein. Die Schwester Susettens war an einen Mann gerathen, der seinen schlechten Ruf wohl verdiente, aber was konnte Susette dafür? Seehausen war überdies sein eigener Verwandter. Daß sie endlich aus dem handeltreibenden Stande stammte, konnte nur verrotteten Vorurtheilen noch Bedenken einflößen. Aus diesem Stande waren in neuerer Zeit die bedeutendsten Männer, Minister und hohe Staatswürdenträger hervorgegangen. Dieser Stand aber – darin hatte Seehausen vollkommen Recht – hatte den Kitt in seinen Händen, mit dem die neue Welt und ihr Glück aufgebaut wird. Ihm gehört das Geld, mit dem man Alles kaufen kann, er sammelt Schätze, er ist es, der den Luxus hegt und trägt; denn ihm ist nicht zu theuer. Er gewinnt zuweilen in einer glücklichen Minute mehr, als eine Grafschaft einbringt, als ein Premierminister Sold empfängt; alberner Hochmuth nur konnte also darin einen Anstoß finden. Was aber weiter mich selbst betrifft, fuhr Richard von Lorberg in dieser Betrachtung fort, so habe ich die Folgen allein mit mir abzumachen. Ist Susette nicht schön, wohlan denn, wer kann mich zwingen, eine schöne Frau zu nehmen! Diese Seite der Frage ist meine Sache ganz allein, ich habe nur dafür zu sorgen, daß ich mich und meine Ehre nicht Preis gebe, daß meine Ehe kein öffentliches Aergerniß gibt, daß ich in würdiger Weise mein eheliches Verhältniß aufrecht erhalte; was aber auch noch weiter eingewandt werden könne, fügte er leiser hinzu, es muß sich der Nothwendigkeit unterwerfen.

Der Seufzer, mit welchem er seinen Kopf sinken ließ, kam tief aus seiner Brust.

»Der elende Mensch hat nur zu sehr Recht,« murmelte er vor sich hinein, »ich kann nicht zurück, denn was soll ich beginnen! Diese Heirath allein wird mir aus dem Abgrunde helfen, in den ich mich gestürzt habe. Wäre das nicht, ja, dann – dann würde ich mein Herz wählen lassen, so aber – o Narrheit!« rief er, sich gewaltsam erheiternd, »fort aus meinen Adern! Wer kann sagen, daß ich eine schlechte Wahl treffe? Die den Muth dazu haben, kann ich verlachen; die mich beneiden und mich klug und weise nennen, werden die ungeheure Majorität bilden. Was können sie meiner interessanten Braut nachsagen? Ist sie nicht vor allen Dingen reich, dazu jung, und was ihren Verstand anbelangt, so wird diesen Niemand bezweifeln, eben so wenig wie was die Herrschaften Bildung zu nennen belieben. Französisch sricht sie und schlägt das Clavier, was kann ich mehr verlangen! Was aber ihre Sittsamkeit betrifft, so bin ich sicher, daß Niemand sich rühmen kann, von ihr jemals ein Zeichen ihrer Gunst erhalten haben. In keines Mannes Arm hat sie geruht, kein Mund hat diese unschuldvollen Lippen berührt. Das alles gehört mir allein!«

Mit diesem halb laut hervorgestoßenen ironischen Hymnus bog er in einen Laubengang ein, der den Park beendete. Hier floß der Strom vorüber, und die Ranken des wilden Weins, aus welchem das Gehege bestand, senkten sich bis auf die Fassungsmauer nieder und bildeten ab und zu kleine Grotten, von denen aus man auf

das flutende Wasser schauen konnte. In diesem Weingang aber, einige Dutzend Schritte entfernt, erblickte Richard von Lorberg zugleich ein lustwandelndes Paar vor sich, bei dessen Anblick er verstummte und nach einigen langsamer gemachten Schritten stillstand, um es schärfer ins Auge zu fassen.

Es war eine Dame und ein Herr, die in vertrauter Unterredung begriffen sein mußten; denn sie gingen dicht neben einander, eindringlich sprechend und in vertrauter Stellung, ohne Besorgniß vor Störung, vielleicht darauf bauend, daß zu dieser Zeit und an diesem Orte so leicht kein Dritter sie beobachten würde.

Die Dame zur Rechten war von kleiner Gestalt und lebhaften Bewegungen, sie erinnerte Richard auf der Stelle an Fräulein Susette; doch eben so schnell lachte er darüber, denn welche Schickalsgöttin hätte wohl seine kaum verklungene Ironie zum Widerspiel werden und die Spitze gegen ihn richten lassen! Die kleine, lebhafte Dame war elegant gekleidet, in einen großen Shawl gehüllt, der bis auf den Kies des Weges reichte und unter der Gardine des weißen Atlashutes verschwand. Auf diesen Shawl hatte der schlanke Herr an ihrer Seite seinen Arm gelegt und führte sie so in zärtlicher Nähe, während er zugleich den Kopf derartig zu ihr niederbeugte, daß den lauschenden Freiherrn die dringende Vermuthung überkam, daß er sie wirklich geküßt haben könnte.

Im ersten Augenblicke beabsichtigte Richard von Lorberg, diese selige Liebeswonne nicht zu stören, und gewiß wäre er umgekehrt, wenn die Dame nicht eben laut

aufgelacht hätte, und zwar in einer Weise, die ihn so sehr an Fräulein Susettens Gelächter erinnerte, daß seine Neugier dadurch noch mehr gereizt wurde. Es war jedoch nicht Neugier allein, sondern es mischte sich damit ein rachsüchtiges und nach Genugthuung verlangendes Empfinden. War es Susette, so mußte er eine Erklärung haben. Er mußte wissen, wer es wagen konnte, seinen Arm um sie zu legen, er mußte überhaupt wissen, welches Geheimniß hier der Zufall ihm entgeschlender-  
te.

So ging er weiter, und während er ging und rasch den beiden Belauschten näher kam, die noch immer nicht hörten und sahen, wiederholte sich das übermüthige Lachen, und eine Stimme sagte darauf: Du sollst sehen, daß er kommt. Er wird seiner Sehnsucht nicht widerstehen können.

In dem Augenblicke sah der Herr an der Seite der Dame sich um und eben so schnell flüsterte er dieser etwas zu, nahm ihren Arm, bog mit ihr vom Wege ab und führte sie in eine der kleinen Grotten an der Wasserseite, wo sie, das Gesicht dem Strome zugekehrt, auf diesen hinauschaute. Der Herr machte es eben so, allein er ermannte sich von seiner Ueberraschung, oder er wollte nicht überrascht cheinen. Als Richard von Lorberg dem Versteck gerade gegenüber war, wandte er sich um und schaute ihn dreist und messend an. Nichts in der Welt hätte besser bewirken können, Lorbergs Schritte zu beschleunigen.

Er konnte nicht daran zweifeln, daß dies Hermann von Feldheim sein verhaßter junger Vetter sei, den er ganz

unerwartet vor sich sah. Den Hut in die Stirn gedrückt, den Kopf trotzig aufgehoben, den Arm in die Seite gestemmt und nachlässig mit seinem Stöckchen spielend, stand er da und zog unmuthig seine Augen zusammen, als er erkannte, mit wem er es zu thun habe. So feindlich wie bei jenem ersten Begegnen war auch jetzt dieses Anschauen der beiden jungen Männer, und eben so schnell kehrten sie sich fort, als hätten sie etwas Schreckliches erblickt.

Richard eilte, in einen Seitenweg einzubiegen, als er diesen aber erreicht hatte, drängte sich ihm ein spott-süchtiges Lachen auf. Das also war des Pudels Kern! rief er mit den Worten des Dichters. Ein leichtsinniges Abenteuer dieses edlen, kaum der Schule entlaufenen jungen Herrn. Glücklicher Vater! Schade, daß er nicht an meiner Stelle war. Doch was kümmern mich diese Leutchen! Mögen sie verderben wie es ihnen beliebt.«

Indem er weiter ging und den Garten verließ, verschwanden alle seine irrigen Vorstellungen, welche die abenteuernde Dame hervorgerufen. Daß es Susette nicht sein konnte, war gewiß, wer sonst unter dem großen Shawl stak, blieb gleichgültig. Nach einer Viertelstunde lachte er herzlich über seine lebendige Einbildungskraft und über seinen ritterlichen Zorn gegen die Ungetreue, deren Liebes-Intriguen ihn so heiß gemacht. »Ich muß es dem tugendvollen Susettchen wenigstens in Gedanken abbitten und ihr meine Reue beweisen,« sagte er. »Wenn ich ihr meinen Verdacht gestehen könnte, wie würde sie

mich verabscheuen oder auslachen! und letzteres verdie-  
ne ich allerdings einiger Maßen, denn nur mein überreiz-  
tes Gehirn konnte mir solche Streiche vorspiegeln.«

Dieser Zwischenfall brachte die gute Wirkung mit sich,  
daß Richard von Lorberg in weit besserer Stimmung aus  
dem Garten kam, als er hineingegangen. Er hatte sich in  
seinen Entschlüssen befestigt, sein Muth hatte sich auf-  
gerichtet, er sah nicht ein, warum er verzweifeln sollte.  
Seehausen war er los, er wollte ihn auf immer vermei-  
den; das kleine Erlebnis im Garten belustigte ihn, und er  
fühlte keinen Widerwillen mehr, am Abend mit der Frau  
Commercierräthin und Fräulein Susetten oder mit den  
Musen und Grazien Thee zu trinken.

Etwas später als üblich machte Lorberg sich am Abend  
auf den Weg. Denn erstens wollte er dadurch beweisen,  
daß es überhaupt schwer für ihn gewesen, sich frei zu  
machen, zum anderen aber meinte er immer noch früh  
genug zu erscheinen, um dem Geschick, das ihn erwartete,  
die Stirn zu bieten; denn irgend ein schreckliches  
Schicksal war ihm sicherlich beschieden. Als er vor dem  
Hause stand und zu dessen Fenstern hinauf sah, fand er  
diese gegen seine Erwartung sämmtlich dunkel, nur in  
dem Wohnzimmer der Frau Commercierräthin schim-  
merte Licht hinter den Vorhängen. Die Gesellschaft muß-  
te also nicht groß sein, allein gewiß war sie um so auser-  
wählter. Wie ein Feldherr, der die Schlacht unvermeidlich  
vor sich sieht, stieg er die Treppe hinauf und zog die Klin-  
gel. Der Bediente öffnete und nahm ihm den Mantel ab,  
er erblickte nichts, was auf andere Gäste deutete, doch

mochte er keine Frage thun. Er ging durch den Corridor und trat in das Zimmer, wo er keinen Laut hörte. Dies war erklärbar genug, denn Niemand befand sich darin, als Fräulein Susette, welche auf dem Sopha saß, ihren Kopf mit ihrer Hand stützte und in einem Buche zu lesen schien. Auf dem vor dem Sopha brannte eine große Lampe, von einem dichten chinesischen Blumenschirm bedeckt, der das gesammte Licht auf den Tisch niederdrückte. Voller Verwunderung blieb Richard von Lorberg stehen; bei dem Geräusche hob Fräulein Susette jedoch ihren Kopf auf, und eben so rasch kam sie ihm entgegen.

»Sind Sie es wirklich, Herr von Lorberg!« rief sie, und indem sie lachend in ihrer lebhaften Weise hüpfte, knixte und die Hände vor Vergnügen zusammenschlug, setzte sie hinzu: »wir haben Sie wirklich nicht erwartet.«

Die Naivität dieses Empfanges verwirrte den Freiherrn eben so wohl ein wenig, wie der Mangel aller Gesellschaft.

»So bitte ich um Verzeihung,« sagte er, »wenn ich gegen ihre Erwartung komme.«

»Ich bin, wie immer, erfreut,« fuhr Fräulein Susette fort, »aber dieser Tag war ein Tag des Unheils. Wissen Sie, was ich vor hatte und was geschehen ist? Wir wollten einen genußreichen Abend feiern. Meine Cousine Doris versammelt wöchentlich einen geistreichen Kreis um sich, in welchem Literatur und Musik getrieben wird. Die neuesten Sachen werden vorgetragen, Gedichte gelesen, oft auch eine Komödie, wobei die Rollen vertheilt

werden. Es ist sehr unterhaltend, sehr geistreich, nicht wahr?«

»Gewiß, höchst geistreich!« erwiderte Richard, indem er im Stillen Gott dankte, der ersichtlich ihn davor beschützt hatte.

»Warum sollen wir also nicht auch geistreich sein?« rief Fräulein Susette. »Jede Woche wollten wir einen Abend dazu bestimmen, und heute sollte der erste sein. Ich hatte einige Freundinnen eingeladen, dazu meine liebliche Cousine Doris mit ihrem Manne, so auch Sie, bester Herr Baron.«

»Sie sind sehr gütig,« fiel Richard ein, »leider bin ich ein entsetzlich schlechter Vorleser.«

»Doch kein schlechter Schauspieler,« lachte sie in ihrer formlosen Art. »Ein junger geistreicher Herr aus der Gesellschaft wird seine Rolle immer gut auszuführen wissen.«

Es blieb Richard nichts übrig, als zu versichern, daß er mit Vergnügen thun werde, was er vermöge.

»Nun sehen Sie das Unheil!« fuhr Fräulein Susette fort; »die ganze Gesellschaft hat abgesagt, und auch von Ihrer Seite blieb kaum eine Hoffnung. Ich war in Verzweiflung!«

»Wir stillen diese ein ander Mal,« erwiderte er.

»So daß ich Kopfschmerzen darüber bekam!« rief sie, mit einer theatralischen Armschwenkung, das Taschentuch an ihre Stirn drückend.

»Das ist sehr zu beklagen, theuerstes Fräulein,« versetzte er theilnehmend und mit der geheimen Absicht,

sich schnell zu empfehlen. »Dann bedürfen Sie gewiß der Ruhe.«

»Und selbst meine Tante ist nicht hier,« sagte Susette seufzend. »Sie hat den Abend nun benutzt, um Geschäfte mit ihrem Advocaten abzumachen und eine entfernt wohnende Freundin aufzusuchen. Ich darf sie nicht so bald zurückerwarten.«

»Ich muß bekennen,« antwortete er, »daß ich dies bei Ihrem Kopfschmerz für sehr zuträglich halte. Und eben deßwegen . . . «

»Der Kopfschmerz ist so ziemlich vorüber,« unterbrach sie ihn, »aber ich bin allein, freilich nicht ganz allein, denn« – Fräulein Susette hatte bisher vor dem Tisch und der Lampe, dicht vor Richard von Lorberg gestanden, jetzt machte sie eine halbe Wendung und blickte nach dem Sopha hin – »meine Freundin Christine leistet mir getreulich Gesellschaft.«

Es regte sich etwas in der dunkeln Ecke, und ein Blitz zuckte durch Richards Blut und Kopf, als er die schlanke, leichte Gestalt der Lehrerin im Dämmerlicht auftauchen sah.

Gleich darauf hörte er ihre wohllautende Stimme, die wie Musik in seinen Ohren klang. Als er ihren Gruß erwiderte, sagte Susette: »Ich darf Sie kaum einladen, bei uns zu bleiben, Herr von Lorberg, denn wie sollen wir Sie schadlos halten für das, was Sie verloren haben? Wenn Sie jedoch nichts Besseres zu thun wissen und damit zufrieden sein wollen, ohne Polyhymnia und Thalia mit uns

Thee zu trinken, von mir bereitet und von Christinen gezuckert, so sollen Sie uns willkommen sein.«

Lorberg fühlte plötzlich nicht die geringste Lust mehr, sich zu entfernen. Die Einladung wurde aufs artigste erwidert. Er setzte sich den Damen gegenüber, und in kurzer Zeit brachte der Bediente das Theegeschirr und den kochenden Theekessel herein, welcher Gegenstand eines scherzenden Streites wurde, denn beide junge Damen wollten sich seiner bemächtigen, bis endlich Susette ihn ihrer Freundin überließ.

»Gut,« sagte sie, »ich will sehen, ob Du die Theebereitung verstehst; Herr von Lorberg und ich wir werden die gebührende Kritik üben.«

»Ich unterwerfe mich und werde den richterlichen Spruch erwarten,« erwiderte Christine Streit; »inzwischen darf ich behaupten, in einer guten Schule gewesen zu sein.«

»Wo war das?«

»In Holland,« sagte Christine, »dem wahren Vaterlande der Theetrinker.«

»Sie müssen wissen, Herr von Lorberg,« bemerkte Fräulein Susette, daß meine Freundin verschiedene große Reisen gemacht hat, in Holland und sogar in England gewesen ist.«

»Als Gouvernante,« sagte er in sich hinein, »der man das Theemachen für die gnädige Herrschaft aufpackt.« Laut fragte er: »Wo hat es Ihnen am besten gefallen?«

»In der Heimat,« versetzte Christine, »obwohl man dasselbst gewöhnlich sehr schlechten Thee trinkt.«

»Ich will hoffen,« lachte Fräulein Susette, »daß Du der Heimat nun treu bleibst und Deine geschickte Hand Wundertränke bereitet, die jeden Widersacher bezaubern.«

»Das Wasser kocht,« erwiderte Christine, »sprudelnd kochendes Wasser ist nöthig, wenn der Zauber gelingen soll.«

»Es geht dem Wasser somit wie dem Menschen,« sagte Richard, in den Ton einfallend. »Lauwarmes und Halbes bewirken niemals eine innige Verbindung.«

»Ein sehr richtiger Grundsatz und eine goldene Lehre,« antwortete Fräulein Susette, den Finger in die Luft haltend. »Doch fahre fort mit Deinen Weisheits-Sprüchen, beste Christine.«

»Nur wenn diese innige Verbindung erfolgt,« sagte Christine, »kann das Aroma, dieser gewürzige Duft, sich völlig entwickeln.«

»Sehr wahr, sehr einleuchtend,« nickte Lorberg beistimmend. »Ohne diese Sättigung und Durchdringung findet keine Entwicklung der höchsten Kraft Statt.«

»O, daß meine Cousine Doris nicht hier ist, um diese geistreiche Erklärung zu hören!« lachte Susette. »Ich werde es für sie aufschreiben. Fahre fort, liebe Christine.«

»Dringend nothwendig ist es,« begann Christine von Neuem, »nie mehr von dem siedendheißen Material zu nehmen, als gebraucht wird, denn der Zaubertrank darf nicht lange stehen und erkalten; er muß frisch und heiß getrunken werden.«

»Das ist sehr einleuchtend, Herr von Lorberg,« sagte Susette. »Nur kein abgestandenes Getränk!«

»Das geschmacklos ist, oder den Geschmack verdirbt.«

»Außerordentlich geistreich!« rief Susette. »Weiter, meine beste Christine.«

»Um dessentwillen aber,« fuhr Christine fort, »muß man sich ja hüten, zu wenig von dem aromatischen Zauberkraut zu nehmen. Es ist ein gefährlicher Irrthum, zu glauben, das starke Getränk erhitze zu sehr, sei schädlich, betäubend und zerrüttend. Im Gegentheile bringt eine geringe Dosis leicht Blutwallungen und Schwindel hervor, während das kräftige Gebräu belebt und stärkt und in dieser Stärke heilkräftig wird.«

»Welche Klarheit des Gedankens!« sagte Susette, indem sie Richard von Lorberg mit ihren schalkhaft blitzenden Augen derartig ansah, daß er davor erschrak. »Die leidenschaftliche Durchdringung der beiden Ingredienzien muß also nicht als blaßgelber Strom erfolgen, sondern in dunklen und mächtigen Wellen, welche gleichsam über unseren Häuptern zusammenschlagen.«

»Aber dennoch,« fiel Christine ein, »müssen diese Wellen nicht etwa kochen. Ein solches barbarisches Verfahren würde den edeln Trank verderben. Das Feuer in ihm ist ein ätherisches, das die Hülfe der groben irdischen Flammen nicht ertragen kann. Mit ihnen aufgekocht, erhält das zauberische Getränk einen rohen, ätzenden Geschmack, und davor muß man sich ganz besonders bewahren.«

»Also echt und wahr, und vom himmlischen Feuer durchglüht muß dieses herrliche Getränk sein,« lachte Fräulein Susette. »Wir müssen uns das merken, bester

Herr Baron. O, wäre doch nur meine geistreiche Cousine hier, und mein Cousin, der vortreffliche Kunstkenner! Wie würden sich beide über Deine kunstvolle Anleitung freuen!«

Sie schielte dabei schalkhaft auf Richard hinüber, der in Gedanken sich versenkt hatte, die ihn auf einige Augenblicke beschäftigten. Es kam ihm vor, als enthalte diese Abhandlung einige allegorische Anspielungen, welche er sich wohl merken und auf sich beziehen sollte. Wollte ihm etwa das schwarze Fräulein zu verstehen geben, daß er ein ziemlich lauwarmer und lässiger Verehrer ihrer Freundin sei? Und wollte Fräulein Susette etwa ihn zu heißerer Anbetung ermuntern? Waren die zündenden Blicke, mit denen sie ihn bedachte, ein Vorspiel, das sie ihrerseits zum Besten gab, und sollte der Seitenblick auf die unreinen irdischen Flammen im Gegensatz zu dem ätherischen Feuer ihm andeuten, daß man eine leidenschaftliche, hingebende Liebe von ihm erwarte, welche, fern von allen elenden Nebenzwecken, sich in Fräulein Susettens holdseliges Bild versenke?

Einen Augenblick machte ihn diese Vorstellung ernsthaft, dann nöthigte sie ihm ein ironisches Lächeln ab, bis seine Augen von Susetten auf die interessante Nachbarin hinüber streiften und an ihr hangen blieben.

In dem Dämmerlichte stand sie in dem schwarzen knappen Kleide, aus welchem der edel geformte Kopf sich erhob, mit sonnigen Augen und ihren reichen glänzenden Locken, die dieses schöne Bild einrahmten. Heute wie damals, wo sie in derselben Tracht mitten in der

glänzenden Gesellschaft erschien, ließ sich nicht der geringste Schmuck entdecken, nicht einmal ein Goldgehänge in ihren Ohren; aber wer vermißte solchen Tand an ihr! Vielleicht besaß sie kaum mehr als dieses eine Gewand; dieser Gedanke fiel Richard ein und weckte seinen lebhaften Wunsch, ihr etwas recht Prächtiges schenken zu dürfen, glänzender, reicher, als alles was die Hochmüthigste besaß. In demselben Augenblicke aber verwarf er diesen Gedanken mit Verachtung, er schien ihm unwürdig zu sein, und seine gesammelte gute Laune kehrte zurück, als Christine ihr liebliches Gesicht ihm entgegen neigte und in der vertraulichen Weise, die so verlockend war, sagte: »So fülle ich denn Ihre Tasse, mein gestrenger Herr und Richter, und bitte Dich, meine liebe Susette, halten Sie nicht mit Ihren allseitigen Lobeserhebungen zurück und spenden Sie mir die Beweise Ihrer Zufriedenheit, wenn ich diese verdient habe.«

Was sie bat, wurde ihr freigebig zu Theil, denn Richard fand den Thee vortrefflich, und nun schnitt Christine mit ähnlicher Sachkenntniß feine Butterbrödchen. Susette reichte ihm ein Körbchen mit Kuchen, und beide junge Mädchen bestrebten sich so eifrig und aufmerksam, den Gast zu bedienen, als gälte es einen Wettkampf um seine Gunst. Susette pries ihm jeden Augenblick etwas an und nöthigte es ihm mit überredenden Schmeicheleien auf. Sie hatte so viele lustige Einfälle und neckende Bemerkungen, und war so geneigt, sowohl Lorberg wie ihre Freundin zum Gegenstand derselben zu machen, daß es an Stoff zum Lachen, wie an kleinen Verlegenheiten nicht

fehlte; denn sie war so offenherzig rücksichtslos wie immer.

Richard von Lorberg fand es besonders unziert, als sie ihre lustigen Anspielungen auch auf Christinens Beschäftigung ausdehnte und die großen Einkünfte rühmte, welche ihr dadurch zufließen müßten; die Lehrerin aber schien nicht verletzt zu sein, ihr Lächeln wurde freundlicher, und ihre Antworten vermehrten die Theilnahme, welche Richard für sie empfand.

»Nicht alle Arbeiten,« sagte sie, »bringen großen Gewinn an Geld und Gut, und doch sind sie lohnend. Wenn es Liebe und Ergebung erfordert, zu arbeiten, was mühselig ist und doch von den Meisten gering geschätzt wird, so muß der Lohn dafür in uns selbst liegen. Wir müssen ihn uns selbst auszahlen, liebe Susette, wir müssen mit uns zufrieden sein.«

»Alles recht schön,« lachte Fräulein Susette, aber diese Selbstzufriedenheit ist Selbsttäuschung. Wie kann ich zufrieden sein, wenn ich das Leben wie ein Vogel betrachten muß, der hinter eisernen Stangen sitzt, sein Futter sich mühsam zusammen sucht und von allen bunten Herrlichkeiten der Welt nichts hat, als sein schwarzes Röckchen!«

Sie lachte dabei übermüthig, indem sie wie zur versöhnenden Abbitte das schwarze Fräulein umarmte; aber Christine hatte keine Versöhnung nöthig.

»Das schwarze Röckchen hat auch seine Freuden,« sagte sie mit der Demuth, die ihren Stolz nicht aufgibt. »Und

birgt es nicht noch anderes Glück, als das, was in Deinen Herrlichkeiten der Welt liegt?«

»Ich wüßte nichts,« versetzte Susette.

»Das Glück, das wir eben in uns selbst und in unserer Arbeit finden,« sagte Christine, und mit ihrer klingenden, reinen Stimme fügte sie hinzu: »Der rechte Arbeiter arbeitet auch an sich selbst und für sich selbst. Nicht der Lehrer allein lernt, indem er lehrt, jeder Mensch hat dieselbe Aufgabe, wenn er es redlich mit sich meint.«

»Was lernt er denn, oder was soll er lernen?« lachte Susette.

»Wie er menschlicher oder, wie man zu sagen pflegt besser wird.«

»Besser, besser!« rief Susette übermüthig. »Sogenannte gute Menschen sind langweilig, und unsere Unterhaltung scheint mir ebenfalls auf dem besten Wege dazu. Ich sehe es dem Herrn von Lorberg an, er denkt dasselbe. Ach, warum ist meine geistvolle Cousine Doris nicht hier! Sie würde es nicht gelitten haben, daß wir uns bessern sollen. Aber wir wollen auch nicht, Christine, denn wir haben allerlei Beseres genug schon zu thun. Wir wollen Musik machen, wir wollen singen, wenn Herr von Lorberg die Gnade haben will, es anzuhören.

Richard war bereit dazu, doch ärgerte er sich im Stillen über Susettens leichtfertige und absprechende Oberflächlichkeit. Christinens Aeußerungen hatten ihn angezogen und gerührt, mit Gewalt mußte er sich von diesen Eindrücken abwenden und artig Susetten helfen, den Flügel zu öffnen. Er sollte die beiden Damen nun spielen

und singen hören, und er freute sich darauf und wünschte im Geheimen etwas, das eigentlich im Voraus schon bei ihm fest stand. Er wünschte, daß Susette bei diesem Wettstreit eben so weit hinter dem schwarzen Fräulein zurückstehen möchte, wie in allem Anderen, und darauf hatte er nicht lange zu warten, denn es zeigte sich schon nach den ersten Versuchen, daß Fräulein Susettens Kunst eine sehr bescheidene war. Um so unbescheidener war ihre Lust, sich hören zu lassen, und um so anmaßlicher die Art, wie sie das Spiel und den Gesang ihrer Freundin beurtheilte.

Als wäre sie die geistreiche Cousine selbst, tadelte sie die schöne volle Altstimme. Christinens Anschlag war matt und taugte nicht, kein Ausdruck darin; sie hatte keine Schule gehabt.

»Ich habe zwei Jahre lang bei Berger Unterricht genommen,« sagte sie zu Richard, »da lernt man etwas, aber er gibt auch seine Stunden nicht unter zwei Thalern.«

Christine ließ sich das alles gefallen, ohne ihre liebenswürdige Nachsicht zu verlieren. Sie gab sogar manches zu, was Susette tadelte, und suchte es zu verbessern, allein sie wurde bald wieder von ihrer lebhaften Freundin verdrängt, die mit fürchterlicher Gewalt die Tasten bearbeitete und in dieser Art des Vortrages allerdings unübertrefflich blieb.

Richard von Lorberg verstand wenig von Musik, doch besaß er Ohren und Gefühl dafür. Er konnte sich nicht

enthalten, Susettens herausfordernde Blicke mit Complimenten zu beantworten, deren Ironie kaum zu verkennen war; allein Fräulein Susette verstand diese dennoch nicht, und in Folge davon gab sie einige neue Kraftproben. Endlich aber schien sie erschöpft zu sein, und nach einem Versuch zum Gesang, der so unglücklich ausfiel, daß sie selbst ein lautes Gelächter aufschlug, war Christinens Sieg entschieden. Susette zog sie an das Instrument und sagte:

»Jetzt singe uns Deine Lieder, ich bin heut heiser. Wir wollen beide zuhören, Herr von Lorberg, in solchen kleinen Sachen ist Christine eine Meisterin.«

Und so war es wirklich. Christinens schöne Stimme besaß einen eigenthümlichen Schmelz und eine Biagsamkeit und Weichheit, die nur künstlerische Durchbildung geben kann. Es war eine genußvolle Stunde, welche allzurasch verging. Wenn Christine aufhören wollte, hatte Susette gleich wieder etwas bei der Hand, was sie noch hören wollte, und die gefällige Freundin war dazu bereit, immer von Neuem zu beginnen, bis die Uhr auf dem Schreibspinde der Frau Commercierräthin neun Mal schlug. Als dies geschah, stand sie auf, und Susetten ihre Hand reichend, sagte sie: »Jetzt muß ich fort, gute Nacht!«

Fräulein Susette fiel ihr um den Hals. »Ich danke Dir tausend Mal, rief sie. Du kannst Einem Thränen in die Augen singen, und dann möchte man wieder schreien und jubeln. Ist es nicht wahr, Herr von Lorberg?«

»Ich wage nichts hinzu zu fügen,« erwiderte Richard, Christinen anblickend.

Sie nickte ihm zu und lächelte. »Vielen Dank,« sagte sie.

»Es könnte noch etwas aus Dir werden,« rief Susette, wenn Du Dich ausbildest.«

»Als was?«

»Als eine Sängerin, mit zehntausend Thalern Gehalt.«

»Ich ziehe es vor zu bleiben, was ich bin,« erwiderte Christine, den Hut umbindend.

»Aber Sie wollen doch nicht allein gehen?« fragte Richard.

»Ich bin nun beinahe neunzehn Jahre lang allein gegangen,« lachte sie, »und fürchte mich nicht.

»Darf ich Ihnen meine Begleitung anbieten?«

»Dann würden Sie einen ziemlich weiten Weg zu machen haben.«

»Auch verschiedene krumme Wege,« fiel Susette ein, aber es gibt keine geraden, wenn man Dich heimführen will.«

Sie hüpfte an Richard von Lorberg auf und sah ihn spottsüchtig an. »Sie wollen mich also wirklich verlassen?« fragte sie.

»Wenn Sie es erlauben,« erwiderte er.

»Wir können einen Wagen holen lassen,« sagte sie, »oder auch unser Diener könnte Christinen begleiten; im Uebrigen geht sie immer allein, und meine Tante kann nicht mehr lange ausbleiben. Ich glaube wohl, daß sie erfreut sein würde, wenn ich Sie fest gehalten hätte.«

Sie brachte alle ihre Gründe bedächtiger vor, als sie es sonst that, und ließ sich vollkommen Zeit, ihn zu beobachten, während sie eine empfindliche Miene annahm. Plötzlich aber, als er unschlüssig schien, rief sie mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit:

»Sie haben Christinen Ihre Begleitung zugesagt, dann müssen Sie wohl gehen.«

»Ich werde allerdings meine Zusage halten müssen, Fräulein Susette.«

»Wenn Christine es so will,« sagte Susette.

Christine hatte ihr Mäntelchen umgeworfen. »Gewiß will ich,« sagte sie. »Ich bin bereit Herr von Lorberg.«

»Ist das mein Loos?« lachte Fräulein Susette in tragischem Tone. »Gute Nacht, Herr von Lorberg!«

Richard sagte ihr freudig Lebewohl.

## ZEHNTES KAPITEL.

Die Frau Commercierräthin saß vor ihrem großen Schreibspinde, das noch aus den Zeiten des seligen Commercierrathes stammte und in seiner Art ein prächtiges Stück war, obwohl es nicht eben für eine Dame paßte. Es hatte zu beiden Seiten Zahlbretter, hatte unten einen breiten, mit Eisen gefütterten Geldschrank, oben eine gewaltige Klappe, innen eine Reihe Kasten, Fächer und Geheimfächer, zur Aufnahme von Büchern, Schriften und Werth-Papieren, und vor der praktischen Frau lag ein großes Rechnungsbuch, mit dem sie sich beschäftigt haben mußte; jetzt that sie jedoch nichts, denn sie

hatte sich in dem Sessel umgedreht, und sah einem Besuche entgegen, der so eben eintrat. Dieser Besuch war der Hauptmann Seehausen.

Die Frau Commerciendrätin war bei ihrem Rechenbuche gestört worden und sicher nicht in der besten Laune; aber sie hatte den Hauptmann doch herein kommen lassen, denn sie hatte allerlei mit ihm abzumachen. Seehausen war so sanftmüthig und geschmeidig wie eine Katze, der eine feste Hand über den Rücken streicht. Er bog sich lächelnd so tief als möglich und bat so leise um Verzeihung, wenn er eine Störung verursache, als fürchtete er, mit seiner rauhen Stimme den mächtigen Ohren der Frau Commerciendrätin wehe zu thun.

Die strenge Dame gab ihm zunächst gar keine Antwort. Ihre runden, grünlichen Augen musterten ihn dafür so scharf, als sollte ihnen nichts entgehen, und in dem Raubvogelgesicht malte sich ein unverkennbares Mißtrauen, das gegen Alle möglichen etwaigen geheimen Absichten des Hauptmanns sich wappnete.

»Sie befinden sich doch wohl, hochverehrteste Frau?« begann der Hauptmann, denn da er nicht sogleich Tante sagen wollte, ließ er die verwandtschaftliche Benennung fort.

»Es geht mit mir so so,« war ihre Antwort. »Aber was wollen Sie?«

»Was ich will?« versetzte Seehausen spaßhaft lachend. »Wenn ich es doch wagen dürfte, meinen Willen auszusprechen.«

»So würde hier bald wenig mehr zu wollen übrig bleiben,« fiel sie ein. »Aber was Sie wollen, will ich nicht, und Zeit habe ich auch nicht, also reden Sie.«

»Ich habe, wie Sie mir gütigst unlängst aufgaben, den Doctor Hellmuth besucht,« sagte Seehausen.

»Sind Sie bei ihm gewesen?« erwiderte sie, die Feder aus der Hand legend. »Was sagt der Ludwig von seinen Dummheiten?«

»Nichts sagt er,« lächelte Seehausen, »weiter nichts, als einigen Blödsinn, wie ihn solche unpraktische Menschen zur Welt bringen.«

»Haben Sie ihm auf den Zahn gefühlt?« fiel sie ein.

»Auf alle Zähne und auf den Kopf obenein, hochverehrteste Frau. Dieser Kopf ist jedoch derartig kindlich oder kindisch, daß von ihm nicht das Geringste zu besorgen ist. Er freute sich über meine Mittheilungen und gerieth über die rasche Verlobung in eine Art Verzückung.«

»Was Verzückung?« rief die Frau Commercierräthin. »Was soll das heißen?«

»Eine verehrende Anbetung besitzt dieser Doctor,« sagte Seehausen, »die einem Türken zur Ehre gereichen würde. Was Susette thut, ist wohl gethan und Lorberg jedenfalls ein Mann, wie es keinen zweiten in der Welt gibt.«

Die runden Augen der Commercierräthin blitzten ihn an. »Sie glauben das wohl nicht?« fragte sie.

Seehausen zog seine Stirn in die Höhe und zuckte die Achseln. »O,« lachte er, geschmeidig seine Hände reibend, »warum soll man nicht das Allerbeste glauben? Das

allerdings möchte ich nicht behaupten, daß es nicht noch andere gibt, die es meinem lieben Vetter zuvorthun.«

Die Dame stand auf und blieb vor ihm stehen. »Nun,« sagte sie, »ich sehe es Ihnen an, Sie wollen mir etwas von ihm erzählen. Er hat Schulden, nicht wahr?«

»Dies könnte allerdings wohl der Fall sein,« antwortete der Hauptmann, »allein ich behaupte nichts Böses, verehrteste Frau, durchaus nicht etwa Böses, sondern nur in Erfüllung meiner Pflicht als Freund und Verwandter, glaube ich –«

»Machen Sie keine Umstände!« unterbrach ihn die Frau Commercierräthin.

»Gewiß nicht, nein! ohne Zweifel,« lächelte Seehausen, »aber Sie wissen, hochverehrte Frau, Jugend hat keine Tugend, Jugend ist unbesonnen, aber Schulden – es gehört nichts als Geld dazu, um sie zu bezahlen – Schulden haben Kaiser und Könige.«

Das Raubvogelgesicht rückte näher zu ihm heran, Seehausen sah wehmüthig vor sich nieder und schüttelte seinen dicken Kopf.

»Es ist also noch etwas Anderes?« fragte die Frau Commercierräthin.

»Es thut mir leid, sehr leid,« murmelte der Hauptmann.

»Was thut Ihnen leid?«

»Aber ich habe die Pflicht,« fuhr er energisch fort. »Pflicht verbietet alle Rücksicht, und stände er mir näher als die Schwester meiner geliebten Flora, also . . . «

»Machen Sie keine Umstände!« unterbrach ihn die Dame zum anderen Male. »Was ist es?«

»Er hintergeht Sie.«

»Wer?«

»Den Sie mit Ihrer Güte überhäufen.«

»Was hat er gethan?«

»Undank!« murmelte der Hauptmann schwermüthig seufzend. »Es ist gewissenlos, ein solches Verhältniß anzuspinnen, wo er wie ein Freund, wie ein Sohn empfangen wird.«

»Ein Verhältniß!« rief die Frau Commercierräthin, und ihre blitzenden Augen standen still. Das breite, gelbe Gesicht erhielt einen erstarrenden Ausdruck, Was für ein Verhältniß? Mit wem?«

»Mit wem? O, wenn es etwa noch – aber so ...« Der Hauptmann vollendete nicht. »Eine Schlange,« sagte er, »Eine schwarze Schlange, die sich bei Susetten eingeschlichen hat.«

Die Frau Commercierräthin legte ihre kräftige Hand auf seinen Arm. »Die Lehrerin? Christine?« fragte sie.

Seehausen nickte ihr betrübt zu.

»Sie sind toll!« schrie die alte Dame, indem sie ihn von sich stieß und gellend auflachte, »rein toll sind Sie! Wie kommen Sie dazu, sich solche Dummheiten einzubilden?«

»Theuerste, verehrteste Frau,« erwiderte Seehausen wehmüthig, »wenn es Dummheiten wären ...«

»Es sind Dummheiten!« schrie die Tante. »Reden Sie kein Wort weiter – oder ja, reden Sie. Wie kommen Sie dazu?«

»Ich habe es mit meinen Augen gesehen, erwiderte eehausen, »und möchte hinzusetzen: mit meinen Ohren gehört.«

»Kommen Sie her,« sagte die Tante, indem sie sich setzte, »und sprechen Sie leise. Was haben Sie gesehen und gehört?«

»Er hat diese Lehrerin gestern Abend nach Hause begleitet,« begann der Hauptmann; »ganz zufällig oder durch einen höheren Willen geleitet, mußte ich ihnen begegnen.«

»Das ist nicht wahr,« fiel die Frau Commercierräthin ein, »Sie paßten auf und verfolgten sie.«

»Ich folgte ihnen,« erwiderte er, »weil es mir eine heilige Pflicht schien. Sie gingen sehr langsam, und es dauerte nicht lange, so waren sie sehr vertraulich.«

»Woher wissen Sie das?«

»Er führte sie, und sie gingen immer langsamer und machten, wie ich nachher sah, verschiedene Umwege, denn die Wohnung der schwarzen Mamsell wäre viel schneller zu erreichen gewesen.«

»Wo wohnt sie?« fragte die Dame.

»In der Blumenstraße wohnt das prächtige Blümchen.«

»Wissen Sie das Haus?«

»Ganz genau,« versicherte er. »Ich war verschiedentlich dicht hinter ihnen und hörte deutlich, wie sie lachten und schäkerten, und als er Abschied nahm, stand er

wenigstens fünf Minuten lang noch vor ihrer Thür, ihre Hand in seiner Hand, und da ich vorüber ging, sagte er: Schenken Sie mir bald wieder einen so genußvollen Abend, theuerstes Fräulein Christine! Sie wissen nicht, wie glücklich er mich gemacht hat.«

»Und was weiter?« fragte die Tante.

»O, wirklich, ich denke doch, diese Worte sagen sehr viel,« erwiderte Seehausen ein wenig verwirrt über ihr Erstarren und ihren ruhigen, kalten Ton.

»Nichts sagen sie, gar nichts!« rief die Frau Commerci-enrätin, ihre knochigen Arme heftig bewegend, »und ich begreife nicht, wie ein vernünftiger Mann, der Sie sein wollen, aber Sie sind's nicht, denken kann . . . «

Ihr Gelächter begann von Neuem, und sie ging mit mächtigen Schritten an dem Hauptmann vorüber in der Stube auf und ab, ohne den demüthigen Spion eines Blickes zu würdigen.

»Ich würde einen tiefen Schmerz empfinden,« stammelte der Hauptmann schwermüthig aus dem Kehlkopf, »wenn ich denken könnte, einen Unschuldigen zu beleidigen, und da dieser obenein mein Verwandter ist, für den ich eine innige Zuneigung empfinde, so würde ich lieber meine Gefühle unterdrücken; aber ich habe Gründe, verehrteste Tante, triftige Gründe, und meine Ehre, meine Ueberzeugung . . . «

Er klopfte energisch auf seine Brust und verbeugte sich, denn das Raubvogelgesicht stand wieder dicht vor ihm, und die runden Augen leuchteten ihn an.

»Gut,« sagte sie mit unverkennbarem Hohn, »weil es Ihre Ehre erfordert, Seehausen, so müssen wir etwas thun, um ins Reine zu kommen. Sie wissen also, wo das Fräulein von Habenichts wohnt?«

»Ich habe mir das Haus gemerkt,« erwiderte er.

»Das ist genug. Gehen Sie hin und bitten Sie die gelehrte Dame, sie möchte mich besuchen heut Abend zwischen sieben und acht Uhr.«

»Soll ich noch Jemanden bitten?« fragte Seehausen, unterthänig lächelnd.

»Richtig, Sie sollen noch Jemanden bitten. Den Doctor.«

»Den Doctor?« fragte er verwundert. Er hatte einen Anderen erwartet.

»Hellmuth,« sagte sie, »um sieben Uhr. Den Herrn von Lorberg werde ich selbst einladen. Jetzt gehen Sie; morgen Mittag kommen Sie zu mir, wir wollen dann weiter sprechen. Aber, halt! warten Sie noch einen Augenblick. Wenn ich wieder Gesellschaft habe, und Sie werden dazu eingeladen, so unterstehen Sie sich nicht, zu spielen. Sie sind kein Mann, der spielen darf. Reichenbach hat sich gerühmt, er hätte Ihnen das Geld zu einem neuen Anzug geliefert, aber auch dazu kommt's nicht bei Ihnen und wird nie dazu kommen.«

Sie wandte sich von ihm ab, setzte sich in ihren Sessel vor dem großen Schreibspinde, nahm ihre Feder und blickte in das Rechenbuch, ohne seinen ehrerbietigen Abschied weiter zu beachten.

Als der Hauptmann auf der Straße war, murmelte er zunächst einen Fluch, dem ein vergnügliches Grinsen nachfolgte.

»Es ist ein Satan,« sagte er, »ich weiß nicht, was sie vorhat, aber es wird eine prächtige Abendgesellschaft werden. Wie ihr die grünen Augen funkelten, wie einer Eule, wie einer Hexe! Ich habe ihr die Galle durchs Blut gejagt; wie eine wandelnde Citrone sah das alte Ungeheuer aus und wollte sich doch nichts merken lassen.«

Er lachte voll Genugthuung, spie aus und setzte dann hinzu: »Mag sie mich behandeln, wie sie Lust hat, wenn sie nur thut, was ich will. Den Lorberg jagt sie zum Teufel, oder er, der hochmüthige Narr, schüttelt den Staub von seinen Füßen und wirft ihn ihr ins Gesicht, sobald sie ihm etwa zärtliche Vorwürfe machen will. Es wird ein köstlicher Auftritt werden, schade, daß ich ihn nicht mit ansehen kann! Das leichtsinnige schwarze Geschöpf kommt nicht mit heiler Haut aus dem Hause heraus. Pfui! wie kann eine Lehrerin auch so unwürdige Gefühle haben! Aber es ist menschenfreundlich von unserer ehrwürdigen Tante, gleich den Doctor zu bestellen, der ihr die Denkkzettel ihrer Liebe bepflastern kann.«

Diese Vorstellungen ergötzten den Hauptmann während seines Weges, denn er machte sich sogleich auf, um den Auftrag der Frau Commercierräthin zu vollziehen. Es war ihm angenehm: er wollte das Fräulein Christine Streit etwas näher kennen lernen, sie in ihrem Kämmerchen aufsuchen und wo möglich vertraulich machen. An jenem Abend war sie ihm jung und schön vorgekommen,

aber bei Tage sehen die hübschen Mädchen oft ganz anders aus, als beim Kerzenschein, und in der Nacht sind alle Katzen grau.

»Ich will liebenswürdig sein,« sagte Seehausen, »und wenn sie meinen Schutz verdient, will ich sie beschützen. Wenn sie von dem alten Satan ausgestoßen wird, will ich mich ihrer annehmen und ihr statt des lumpigen Lorberg ganz andere Freunde verschaffen.«

Mit diesen vortrefflichen Vorsätzen suchte Seehausen die Wohnung der jungen Lehrerin, und er hatte sich diese so gut gemerkt, daß er gewiß war, sich nicht zu verirren. Es war ein altes Haus, wie fast alle in dieser abgelegenen Straße. Auch hatte es nur zwei Stockwerke und wenige Fenster. Das untere Stockwerk war sehr niedrig, Seehausen konnte bequem hinein sehen, als er vorüber ging, und er erblickte einen alten Schneider, der dort nährend saß. Bei ihm konnte die Lehrerin schwerlich wohnen. Der Hauptmann richtete daher seine Blicke nach oben und bemerkte dort weiße Gardinen und Blumentöpfe, welche seine Vermuthungen bestärkten. Es sah aus, als ob dort Frauen walteten, die für Sauberkeit Sinn hätten. Er ging daher durch den schmalen Hausflur, nach der schmalen Treppe, warf aber zunächst noch einen Blick auf den Hof, der seinen beschränkten Raum zum Theil einem kleinen Gärtchen abgetreten hatte, zum Theil einem Holzschuppen oder Stall, an welchem eine Leiter lehnte, die den einzigen Weg bildete, um zu einem Bodenverschlag zu gelangen.

Nach dieser Untersuchung, welche der Hauptmann mit den Augen eines alten Soldaten machte, war er versichert, daß die Lehrerin auch nicht in einem Hintergebäude ihren Sitz aufgeschlagen und daß überhaupt in diesem Häuschen nur der Schneider, dem es wahrscheinlich gehörte, und die Mietherin über ihm wohnten. Als er die Treppe zurückgelegt, sah er eine Thür, die nach vorn, eine andere, welche seitwärts führte. Der ganze Raum davor war kaum einen Schritt breit und wenige Schritte lang, doch sah es sehr reinlich überall aus. Nirgends aber klebte ein Zettel mit einem Namen, auch sah Seehausen keine Schelle, um sich bemerkbar zu machen. Allem Vermuthen nach wohnte das Fräulein jedoch in diesem Paradiese nach vorn heraus, und indem der Hauptmann sich dieser Thür näherte, hörte er drinnen sprechen.

Er hielt den Kopf näher und horchte. »Das ist sie,« sagte er leise, »eine feste Bruststimme, die was aushalten kann! Solche Stimme muß eine Lehrerin haben.«

In dem Augenblicke wurde die Thür geöffnet. »Leb' wohl, Marie, und sei ohne Sorge!« rief die Stimme, »heute Abend . . .«

Der Hauptmann bekam einen derben Stoß, denn er konnte sich nicht rasch genug zurückziehen. Er griff nach seinem Hute, der hinten überflog, und sah sehr verwundert aus, denn statt der Lehrerin stand ein junger Herr vor ihm, der ihn keineswegs freundlich ansah. »Entschuldigen Sie, mein Bester,« rief er, »entschuldigen Sie!«

»Was steht Ihnen zu Diensten?« fragte der Herr in barscher Weise.

Der Hauptmann verbeugte sich höflich. »Ich bitte nochmals,« sagte er, »ich suche – aber wahrscheinlich irre ich mich.«

»Ich weiß nicht, wen Sie suchen?« erwiderte der Herr.

»Wenn dieses Ihre Wohnung ist, mein Herr,« versetzte Seehausen, »so bin ich jedenfalls nicht recht hier.«

»Ich wohne nicht hier,« war die Antwort. »Dort ist die Eigenthümerin.«

Er deutete in das Zimmer hinein. Eine ältliche Frau mit gutmüthigem Gesicht, das sehr leidend aussah, stand am Ofen und betrachtete den Eintretenden, ohne etwas zu sagen. Sie war einfach wie eine Frau aus dem Volke gekleidet, und hatte eine streifige Kattunschürze vor ihr Kleid gebunden.

Das Zimmer war wohnlich eingerichtet mit Schrank und Commode, mit einem keinen Spiegel, Tisch und Stühlen. Am Ofen stand ein Großvaterstuhl, an der Wand hing eine Kuckucksuhr mit gelben Gewichten. Die Dielen waren äußerst rein und sauber, ein Gang von grauer Leinwand lief darüber hin und bis an die Kammerthür. Es sah ungefähr so aus, wie in einer ordentlichen Handwerkerwirthschaft.

Seehausen sah Alles. Er näherte sich der Frau, die ihn verlegen anblickte.

»Ich möchte mich bei Ihnen erkundigen,« sagte er, »ob hier vielleicht eine junge Dame wohnt, eine Lehrerin.«

Er hielt inne, denn er bemerkte, daß die Frau ihre Augen auf den Herrn richtete, der inzwischen ebenfalls zurückgekehrt und durch das Zimmer bis an das Fenster gegangen war, wo er durch die Scheiben sah.

»Wie soll sie denn heißen?« fragte sie.

»Fräulein Streit, ich glaube, Fräulein Christine Streit,« erwiderte Seehausen. »Wohnt sie bei Ihnen?«

»Ja, sie wohnt bei mir,« sagte die Frau zögernd.

»Ist sie vielleicht zu Hause?«

»Sie ist nicht zu Hause,« antwortete der Herr vom Fenster her, indem er sich umwandte. »Frau Wandel nimmt jedoch Bestellungen an.«

»Wenn Sie etwas zu bestellen haben, so will ich es ausrichten,« setzte die Frau hinzu.

»Ich hätte sie am liebsten selbst gesprochen,« sagte der Hauptmann. »Kommt sie bald nach Hause?«

»Das ist ungewiß.«

»Aber kommt sie nicht zur Mittagszeit?«

»Ich weiß es nicht; aber was Sie mir bestellen, soll nicht vergessen werden.«

»So,« sagte Seehausen bedächtig, und indem er seine kleinen stechenden Augen auf dem Gesicht der Frau ruhen ließ, sah er, daß sie ängstlich wurde und wieder nach dem Herrn blickte.

»Fräulein Streit kommt oft erst am Abend nach Hause,« begann dieser.

»Vielleicht sehen Sie selbst das Fräulein?« fragte der Hauptmann.

»Es ist möglich. Jedenfalls die Frau hier.«

»So sagen Sie ihr, daß die Frau Commercierräthin Wittenberg . . . Vielleicht kennen Sie die Frau Commercierräthin?«

»Ich habe von ihr gehört.«

»Behalten Sie gefälligst den Namen gut. Die Frau Commercierräthin wohnt in der Königsstraße, und das Fräulein wird von ihr heute Abends um sieben Uhr wo möglich, oder nach sieben Uhr erwartet.«

»Gut,« sagte die Frau, »ich werde es ausrichten.«

»Thun Sie das,« fuhr Seehausen fort, »und sagen Sie dem Fräulein, es würde angenehme Gesellschaft finden.«

»Das Fräulein wird Alles genau erfahren,« versicherte sie.

Seehausen hatte seinen Grund, jetzt länger zu bleiben. Er wiederholte der geduldigen Frau nochmals seinen Auftrag mit vieler Freundlichkeit und empfahl sich in höflicher Weise, ohne von dem Herrn dafür mehr zu erhalten, als eine halb abgewandte stumme Verbeugung.

»Das ist doch sonderbar,« murmelte er, als er die Treppe hinunterstieg. »Diesen Grobian muß ich schon irgendwo gesehen haben. Oho, Fräulein Tugendspiegel, steht es so mit Ihnen? Ein junger Herr macht ihr Morgenbesuche. Vielleicht war sie nicht einmal fort, stak in der Kammer, und dieser Lorberg, dieser Narr, der mich auffressen wollte über einen Spaß« – er fing lustig zu lachen an und stand dann an der Thür des Schneiders überlegend still.

»Hier könnte ich Erkundigungen einziehen,« sagte er, »aber solche Gevattern klatschen zu gern, es hat damit

noch Zeit. Ich will noch einen anderen Versuch machen, der besser zum Ziele führen kann.«

Er ging die Straße ein Stück hinunter und trat dann unter einen Thorweg, von wo aus er das Haus beobachten konnte. Nach einer Weile geschah, was er erwartete. Der junge Herr schlüpfte aus dem Hause und eilte schnell die Gasse hinauf. Nachdem Seehausen sich versichert hatte, daß er nicht zurück kehren würde, wandte er sich selbst dem alten Gebäude zu, stieg leise die Stufen nochmals hinauf, öffnete leise die Thür und steckte seinen Kopf hinein. Er blieb einige Augenblicke unbeweglich. Die alte Frau saß in dem Großvaterstuhl und schien in kummervollen Gedanken zu sein. Sie hatte ihre Hände gefaltet, senkte ihren Kopf tief nieder und seufzte laut auf. »Gott, mein Gott!« sagte sie, »wie soll es noch werden, wie soll es noch werden!«

Gleich darauf hob sie den Kopf auf; sie hatte ein Geräusch gehört und sah erschrocken Seehausen an, der jetzt ganz hereintrat.

Er bemerkte, daß sie geweint hatte, sie wischte die nassen Augen mit der verkehrten Hand. Er that, als bemerkte er es nicht.

»Meine gute Frau,« sagte er sanftmüthig, »verzeihen Sie, daß ich noch einmal wieder komme. Ich bin so besorgt, daß Sie den Namen vergessen könnten, daß ich es vorziehe, es Ihnen lieber aufzuschreiben. Bitte, geben Sie mir eine Feder und ein Stück Papier.«

»Damit kann ich Ihnen nicht dienen,« erwiderte die Frau, sich sammelnd, »aber ich werde es nicht vergessen, lieber Herr.«

»Wie?« fragte Seehausen lächelnd, »es gibt hier weder Papier noch Federn?«

»Ich habe nichts zu schreiben,« versetzte sie.

»Aber Fräulein Streit. Eine Lehrerin muß doch Schreibzeug haben.«

»Ja, die freilich,« antwortete sie sichtlich verwirrt, aber – das hat sie eingeschlossen.«

Der Hauptmann sah nach dem Spinde hin, in welchem ein Schlüssel stak. Es war aber überhaupt ein Kleiderschrank, auch die Commode unter dem Spiegel verwahrte schwerlich Schreibgeräthe. Nirgends war ein Buch zu sehen, kein Zeichen eines gelehrten Insassen zu entdecken.

»Das Fräulein arbeitet wohl sehr viel?« fragte er theilnehmend.

»Sehr viel,« wiederholte sie.

»Und ist sehr geschickt,« fuhr er fort. »Sehr gelehrt.«

»Das ist sie, gelernt hat sie genug,« sagte die Frau, dreister zustimmend.

»Sie kennen sie gewiß schon lange Zeit?«

»Sehr lange Zeit.«

»Und leben schon lange hier am Orte?«

»Ich bin hier geboren,« erwiderte sie.

»Also ist das Fräulein auch hier geboren?« fragte er.

Sie blickte ihn mißtrauisch an und sagte nach einigem Besinnen »Ja.«

Seehausen merkte, daß er nicht viel weiter kommen würde. Er faßte an seinen Kopf und rieb ihn.

»Ich bin rasch gegangen,« sprach er dabei, »ich leide häufig an Schwindel. Ein paar Minuten darf ich mich wohl ausruhen; vielleicht haben Sie ein Glas Wasser.«

Dabei setzte er sich in den Großvaterstuhl und legte den dicken rothen Kopf an, der sehr erhitzt aussah. Die Frau kam besorgt näher.

»Sie sind doch nicht unwohl?« fragte sie mitleidig und ängstlich.

»Nein, nein. Nur ein paar Tropfen Wasser.«

»Sogleich, lieber Herr, ich hole Ihnen ganz frisches,« sagte sie und eilte hinaus.

Als sie fort war, stand Seehausen auf, ging auf den Zehen nach der Kammerthür und sah hinein. Es stand nur ein schmales Bett darin, sammt wenigem Geräth. Kein Raum war weiter vorhanden, als die kleine Küche nebenan.

Er hatte Zeit zu seiner Untersuchung, denn er hörte die gute Frau auf dem Hofe Wasser pumpen. Bald war er wieder in der Stube und mit wohl ausgebildetem Spitzbuben-Talent öffnete er die Commode und den Kleiderschrank. In einem der Kästen sah er einen Damenhut mit schwarzem Schleier, in dem Schrank hing bei mehreren geringen Kleidungsstücken ein schwarzes Seidenkleid, und Seehausen zweifelte nicht, daß dies Fräulein Christinens Hauptschmuck und Putzstück sei; bei alledem war er voller Zweifel und Räthsel.

Als er die Frau kommen hörte, schlich er rasch zu dem Stuhle zurück, und sie fand ihn mit geschlossenen Augen, sehr ermüdet und sehr dankbar.

»Sie sind eine brave Frau, eine wahre Samariterin,« sagte er, als er ein wenig getrunken hatte; denn das verachtete Getränk widerstand ihm. »Wohnen Sie lange in dieser Wohnung?«

»Seit mehreren Jahren,« antwortete sie.

»Es sieht freundlich bei Ihnen aus, und Sie sind gut eingerichtet. Alles ist sauber, Alles rein.«

»Ich halte es so gut es angeht, lieber Herr.«

»Nur keine Unordnung, kein liederliches, leichtsinniges Wesen!« rief Seehausen mit abwehrender Bewegung. »Daher kommen so Viele auf keinen grünen Zweig.«

»Das ist leider wahr,« stimmte die Frau ihm freundlich bei, indem sie sich bückte und das graue Leinwandstück auf der Diele gerade zog, das unter ihres Gastes Füßen sich zerknittert hatte.

»Man erkennt es beim ersten Blick, wo Ordnung und Reinlichkeit wohnen,« moralisirte er weiter, »und freut sich darüber. Das Fräulein muß auch sehr ordentlich und gut sein.«

»Das ist sie,« antwortete die Frau. »So gut wie ein Engel.«

»Sittsam und tugendvoll,« fügte er hinzu. »Das trifft man heut zu Tage selten bei jungen Damen, die alle das Vergnügen lieben. Bälle, Lustbarkeiten, Gesellschaften.«

»Das liebt sie alles nicht.«

»Was liebt sie denn?«

»Musik und Gesang und Bücher lesen und solche Sachen.«

»So,« sagte er bedächtig umherblickend, »dann wundert es mich doch, daß ich kein Clavier sehe und auch kein Buch, keine Noten oder Hefte. Nichts von Allem.«

»Das macht, das macht,« erwiderte die Frau verlegen, »weil das Fräulein noch nicht lange wieder hier ist.«

»Sie war also verreis't. Richtig, ich glaube, daß ich davon hörte. Fräulein Susette sprach davon. Wo war sie denn?«

»O, wo war es denn,« versetzte sie, die Kammerthür zumachend, »ich denke, am Rhein wird's gewesen sein.«

»Das wissen Sie nicht? Bei wem war sie denn da?«

»Ich kann's nicht sagen,« erwiderte sie hastiger, und Seehausen merkte wohl, daß ihr dieses Examen unangenehm wurde; aber er wollte sie doch nicht loslassen.

»Fräulein Christine hat gewiß hier keine Verwandten,« fragte er einschmeichelnd weiter, »oder doch? Es war wohl Einer davon?«

»Wer?« erwiderte sie.

»Der junge Herr, den ich hier traf.«

»Der junge Herr? Ach der, richtig, der war hier. Warum glauben Sie das?« fügte sie hinzu.

»Ich dünkte, er hätte einige Aehnlichkeit mit dem Fräulein.«

»Aehnlichkeit? Gott bewahre!« rief sie erschrocken. »Gar keine Aehnlichkeit.«

»So,« sagte Seehausen. »Wir war es so, überhaupt sollte ich ihn kennen. Wie heißt er?«

»Ich weiß es nicht.«

»Sie wissen es nicht?« lächelte der Hauptmann. »Nun, mir ist auch nicht daran gelegen, doch vielleicht weiß ich mehr als Sie, meine liebe Frau Wandel.«

Sie blickte ihn forschend und mit unsicheren Augen an.

»Fräulein Streit hat Freunde, die sich sehr lebhaft für sie interessiren und wünschen, daß ihr, was sie hofft, gelingen möge.«

»Ich weiß nichts, ich weiß gar nichts,« antwortete die Frau mit vermehrter Unruhe.

»So,« lächelte Seehausen noch stärker. »Haben Sie nichts davon gehört? Auch nichts von einem gewissen Herrn von Lorberg?«

Bei diesem Namen stieg das Blut in das blasse, hagere Gesicht der armen Frau. Sie schlug ihre Hände zusammen, streckte sie dann mit Heftigkeit aus und hielt sich den Kopf auf beiden Seiten.

»Ich will nichts hören,« rief sie kreischend laut, »und ich will Ihnen auch nichts mehr antworten! Lassen Sie mich! gehen Sie! lassen Sie mich allein!«

»Aber, gute Frau,« sagte Seehausen aufstehend, und selbst erstaunt über ihre Heftigkeit.

»Ich will nicht!« rief sie von Neuem, »was fragen Sie mich danach? Lorberg! Es wäre besser – aber was geht es mich an! Ich will nichts mehr hören! gar nichts mehr hören!« wiederholte sie noch einmal, und er sah ein, daß er gehen mußte.

»Sie werden aber doch meinen Auftrag bestellen?« fragte er begütigend.

»Ja, das werde ich,« antwortete sie. »Sie kann thun, was sie will.«

»So leben Sie wohl. Ich habe es nicht böse gemeint, und wenn Sie meinem Rath folgen wollten, wenn Sie mir vertrauen wollten . . . «

Sie hatte die Thür aufgemacht, er stand schon halb draußen und wandte sich nochmals nach ihr um.

»Ich könnte bewirken, daß Ihnen große Vortheile erwachsen,« fuhr er leise lächelnd fort. »Sie sind um das Fräulein besorgt, andere Leute, Freunde, die es wohl mit ihr meinen, sind es auch, und wenn dieser Herr von Lorberg . . . «

Die Frau ließ ihn nicht weiter reden, sie warf die Thür so hastig zu, daß er zurückprallte. Er hörte, wie sie den Riegel vorschob.

Einige Augenblicke stand er überlegend noch, dann stieg er die Treppe hinab und verließ das Haus.

#### EILFTES KAPITEL.

Es war Abend geworden, und die Frau Commerci-enrätin Wittenberg ließ die Vorhänge in ihrem Wohnzimmer herunterziehen und die große Lampe anstecken. Dann setzte sie sich auf das Sopha und schaute in die Flamme. Sie war allein, aber sie hatte sich für die Gäste eingerichtet, welche sie erwartete. Ein Staatskleid hatte sie derentwegen nicht angelegt, aber am Gürtel hing ihr

an schwerer Goldkette ihre alterthümliche, dicht mit edlen Steinen besetzte Uhr, und auf dem Kopf trug sie eine Haube von sehr theuren breiten Kanten mit langen dunkelrothen Bändern, die bis auf den gelben muskelvollen Hals fielen und ihren kriegerischen drohenden Blicken einen erhöhten Ausdruck gaben. Vor ihr auf dem Tische lag ein großes Futteral von braunem Leder, mit Gold gepreßt, von der Art, wie sie dazu dienen, um einen vollständigen Schmuck zu verwahren, und wenn die Frau Commercierräthin darauf hinblickte, war's, als erweiche sich ihr hartes Gesicht ein wenig.

Nach einiger Zeit erschien Fräulein Susette. Sie kam so eben nach Hause. Die Cousine Reichenbach hatte sie schon am Vormittage abgeholt, um ihre zum Winter neu eingerichtete Wohnung zu bewundern. Die Tante hatte erlaubt, daß sie zum Mittag bliebe, aber sie hatte befohlen, daß Susette vor Abend nach Hause zurückkehren sollte, und mehrmals schon sah sie nach der Uhr, sichtlich unzufrieden über dies lange Ausbleiben.

Als Susette hereintrat, deckte die Frau Commercierräthin ihr Taschentuch über das Futteral auf dem Tische und wandte sich ihrer Lichte entgegen.

»Nun, da bist du ja endlich!« rief sie ihr entgegen.

»Verzeihung, Tantchen,« erwiderte Susette, herbeieilend und sie küssend, »ich konnte nicht eher fort, sollte durchaus mit ins Theater fahren, aber dazu war ich nicht in Toilette, und dir hattest es nicht erlaubt.«

»Es ist recht, mein Kind,« erwiderte die Tante. »Ich hatte es nicht erlaubt, und du wirst nicht thun, was ich nicht erlaubt habe.«

»Gewiß nicht, bestes Tantchen. Ich mußte aber dennoch bleiben, bis Doris ins Theater fuhr, denn sie wollte mich in ihrem Wagen nach Hause bringen. Was hat sie für eine Equipage, Tantchen! Einen neuen englischen Wagen, so köstlich, wie ich noch keinen gesehen, und dazu neue Pferde. Grauschimmel, ich weiß nicht, wie viel Louisd'or sie kosten. Reichenbach hat es mir ein Dutzend Mal erzählt. Ein reicher Baron wollte sie kaufen, ich glaube, Feldheim heißt er, es soll ein Verwandter von Lorberg sein, aber sie waren ihm zu theuer, er besann sich. Reichenbach hat sie ihm vor der Nase fortgeschnappt.«

»Ein Baron kann nicht bezahlen, was Reichenbach bezahlen kann,« sagte die Frau Commercierräthin. Denn wenn er von der Börse kommt, und er hat ein großes Geschäft gemacht, sind seine Taschen voll Gold.«

»Aber er kann morgen von der Börse kommen,« lachte Susette, indem sie Hut und Handschuhe ablegte, »und seine Taschen sind leer.«

»Du hast Recht, mein Kind,« erwiderte die Tante, »sie werfen das Geld leichtsinnig hin mit vollen Händen, weil's leichtsinnig verdient wird, verschwenden und verprassen sie es, nichts kann gut und theuer genug sein.«

»Doris ist wundervoll eingerichtet!« rief Susette. »Es gibt nichts, was sie nicht hätte, Reichenbach kauft das Prächtigste.«

»Hat dein Vater nicht auch das Allerprächtigste gekauft?« fiel die Tante ein, »hat er nicht englische Pferde gehabt und englische Wagen?«

»Sprich nicht davon, Tante!« sagte Susette, ihr um den Hals fallend. »Ich kann das alles entbehren.«

»Du sollst nichts entbehren, Kind,« erwiderte die Frau Commercierräthin mit Nachdruck, indem sie die Hand ihrer Nichte festhielt, »du sollst größer und beneideter dastehen, als alle, du sollst nur meinen Willen befolgen.«

»Der reiche Herr von Feldheim,« fuhr sie fort, »hat die englischen Pferde nicht gekauft, und daran hat er wohl gethan, denn es fährt sich mit deutschen Pferden und in einem deutschen Wagen eben so gut. Der Herr von Feldheim – ich habe auch von ihm gehört, er ist ein Verwandter von Lorberg, und dieser kann noch einmal erben von ihm, wenn der einzige Sohn sterben sollte – dieser Herr von Feldheim hat große Güter und große Einnahmen, dennoch kauft er keine herrlichen Sachen, wohnt in einem alten Hause und gibt keine glänzenden Diners.«

»Wir werden nächstens zu einem solchen bei Doris eingeladen werden, unterbrach sie Susette, auch Herr von Lorberg wird dabei sein.«

»Sie wollen ihm zeigen,« sagte die Tante spöttisch lachend, »was es heißt, bei dem Herrn Reichenbach zu essen. Sie haben über mich gelacht und über meine Gesellschaft die Achseln gezuckt, nun soll er sehen, wie es bei ihnen hergeht. Wir werden kommen, Susette, und der

Herr von Lorberg wird kommen, aber die Frau Commercierräthin Wittenberg wird doch keine anderen Gesellschaften geben, als wie sie es gewohnt ist, und der Baron von Lorberg wird auch keine Gesellschaften geben wie der große Getreide-Lieferant und Actien-Speculant, Herr Reichenbach.«

Es entstand eine Pause, die von der Frau Commercierräthin mit einem scharfen Gelächter ausgefüllt wurde.

»Ich glaube, liebe Tante,« sagte Susette dann, ebenfalls leichtfertig lachend, »Herr Richard von Lorberg wird überhaupt wohl nicht an Dinners denken.«

»Recht, mein Kind,« antwortete die Tante, »ich hoffe auch, er wird nicht daran denken, unnützer Weise Geld wegzuworfen, das er besser gebrauchen kann. Aber er wird leben, wie ein Mann von seinem Stande lebt, und sein Haus einrichten, wie es sich für ihn schickt; seine Frau wird haben, was sich für sie paßt, und wird wohnen und fahren, wie es der Frau Baronin von Lorberg zukommt.«

Die Frau Commercierräthin sagte dies mit eigenem Nachdruck und setzte dann hinzu:

»Ich sagte dir schon, Susette, daß ich den Herrn von Lorberg hochachte, denn sein Wesen ist anders, wie das Wesen solcher jungen Herren gewöhnlich ist. Er ist ernsthaft und ist bescheiden. Ist er nicht immer so gewesen, so ist er es jetzt, und was ihm fehlen sollte, um ihn in die rechte Lage zu bringen, das wirst du ihm geben.«

Susette blieb an dem Tische stehen und lächelte vor sich hin. »Alles recht schön, beste Tante,« sagte sie, »aber ...«

»Was meinst du mit deinem Aber?«

»Wir sind noch nicht so weit.«

»So werden wir dahin kommen,« sagte die Frau Commercienrätthin kaltblütig. »Ich habe an Lorberg geschrieben, morgen früh wird er hier sein, ich werde die Sache abmachen.«

»Aber, liebe Tante!« rief Susette, »du wirst doch nicht ...«

»Was werde ich nicht?«

»Wie soll ich sagen? Nun, kurz heraus: du wirst mich doch nicht anbieten?«

»Du närrisches Mädchen,« lachte die Tante, »was heißt anbieten! Ich weiß, wer ich bin und wer du bist. Ich werde ihn zu einer Erklärung bringen, und dann wird er kommen und wird mit meiner Erlaubniß fragen, ob du gesonnen bist, ihm die Ehre anzuthun und seine Frau zu werden.«

»Da werde ich laut auflachen müssen,« rief Susette, indem sie that, was sie ankündigte.

»Das wirst dir bleiben lassen,« fiel die Tante befehlend ein. »Du wirst dich benehmen, wie es sich schickt, und nicht etwa nach deiner jetzigen Art, die mir gar nicht gefällt. Seit einiger Zeit bist du ohne alle Rücksicht übermüthig.«

»Ich begehe doch nichts Böses, Tante, wenn ich mich gebe, wie ich bin,« sagte Susette.

»Du bist kein Kind mehr!« schalt die alte Dame, »und hast Verstand genug, um dich danach zu halten. Du wirst also nicht lachen, wenn der Herr von Lorberg fragt, ob du ihn liebst, wirst nicht ja schreien und in seine Arme laufen.«

»Das werde ich nicht thun, Tante.«

»Du wirst de Augen niederschlagen und du wirst roth werden.«

»Ich werde mir die Backen reiben, Tante, aber was werde ich weiter thun?«

»Du bist ein Taugenichts!« rief die Frau Commercierräthin, indem sie ihr einen kleinen Schlag gab. »Du wirst ihm die Hand drücken und wirst ihm zulächeln, und er wird sagen: meine liebe Susette! und du wirst lispeln: mein lieber Richard!«

»Und dann werde ich einen ungeheuren Schrei ausstoßen: Auf ewig dein, Geliebter! Komm zu unserer geliebten Tante, damit sie uns segne, ich hoffe, sie hat schon für ein angenehmes Brautgeschenk gesorgt.«

Bei diesen Worten nahm Fräulein Susette Daumen und Zeigefinger ihrer rechten Hand und zog mit einem flinken Zuge das Taschentuch von dem geheimnißvollen Futtermal fort.

»Halt!« schrie die Tante, belustigt von diesem Spaß, »halt, du Uebermuth! ich will es dir zeigen. Sieh her, Susette.

Sie öffnete den Behälter; es lag ein prächtiger, vollständiger Schmuck darin, so reich von Steinen schimmernd,

schwer und theuer, wie ihn Cousine Doris nur wünschen konnte.

»Das alles bekommst dir,« sagte die Frau Commercierräthin, »zu deiner Verlobung, keinen Tag, keine Stunde eher, aber bei deiner Verlobung wirst du ihn tragen, und alle, die gespottet haben, sollen ihren Flitterkram damit vergleichen.«

Mit stolzer Selbstbefriedigung warf die Frau Commercierräthin den Kopf in die Höhe und klappte das große Futteral wieder zu, denn eben trat der Bediente herein und meldete Fräulein Streit.

»Christine kommt!« rief Susette freudig überrascht.

»Ich habe sie eingeladen,« sagte die Tante, »weil ich mit ihr zu sprechen habe. Damit wir nicht gestört werden, Sorge für den Thee und laß uns allein.«

»Du hast mit Christinen zu sprechen, und ich soll nicht dabei sein?« fragte Susette.

»Du wirst thun, was ich sage,« versetzte die Tante, indem sie auf eine Seitenthür deutete, und Ton wie Haltung waren so bestimmt, daß Susette Hut und Shawl nahm und sich entfernte, denn sie wußte, daß jeder weitere Einwand vergebens sein würde.

Kaum hatte sie das Zimmer verlassen, als Christine Streit hereintrat. Die Frau Commercierräthin stand nicht auf, sie drehte sich nur nach ihr um, aber sie streckte ihr die Hand entgegen und lächelte ihr zu.

»Guten Abend, liebes Fräulein Christine,« sagte sie, »ich freue mich, daß Sie kommen, fast glaubte ich, Sie würden ausbleiben.«

»Es war mir nicht möglich, Ihrer Einladung früher zu folgen,« sagte Christine.

»Ich glaube es Ihnen,« erwiderte die Dame. »Wer für sein Brod arbeiten muß, hat keine Macht über seine Zeit. Setzen Sie sich zu mir, ich meine es gut mit Ihnen, darum eben möchte ich mit Ihnen sprechen, so aufrichtig, wie es ein Freund thut, wenn Sie es mir erlauben wollen.«

»Ich bin Ihnen dankbar verbunden für so viele Güte,« erwiderte Fräulein Christine.

Die Frau Commercierräthin räusperte sich, sie wußte nicht recht, wie sie anfangen sollte, das zu sagen, was sie sagen wollte. So unerschrocken und stolz, wie sie war, fühlte sie doch eine plötzliche Unsicherheit, über welche sie sich selbst verwunderte. Die arme Person saß in dem schwarzen Kleide ihr gegenüber wie eine Bildsäule und sah sie mit ihren großen dunklen Augen an, die unheimlich zu leuchten schienen. Es prägte sich etwas in ihrem Gesichte aus, was abschrecken konnte, über Dinge mit ihr zu reden, die ihr vielleicht nicht gefielen, oder eine Vertraulichkeit voraussetzten, in welcher die Frau Commercierräthin nicht zu ihr stand; denn das schwarze Fräulein sah nichts weniger als unterwürfig aus.

»Sie sind Susettens Freundin, mein liebes Fräulein,« sagte die Frau Commercierräthin endlich so sanft und freundlich, wie es ihr möglich war; dann hielt sie inne.

»Ich glaube, es zu sein,« erwiderte Christine.

»Nein, ich weiß, daß Sie es sind,« fuhr die Dame mit Nachdruck fort, »und das freut mich. Es ist mir lieb, daß Susette Ihre Bekanntschaft gemacht hat.«

Das schwarze Fräulein verneigte sich schweigend, die Frau Commercierräthin aber rief mit huldvoller Lebhaftigkeit:

»Es ist mir ganz einerlei, ob Susette eine Freundin hat, deren Vater General war, oder ein Schreiber, oder ein Beamter. Ich verachte die Vorurtheile, ich sehe nur auf den Menschen, ob er verständig und gebildet ist.«

»Die Vorurtheile der Geburt sind allerdings noch nicht in dem Grade überwunden, um überall ein so aufgeklärtes Urtheil zu hören,« entgegnete Christine.

»Eitelkeit ist die schlimmste Narrheit,« fiel die Dame ein, »aber darüber bin ich fort. Ich habe zu lange in der Welt gelebt, um nicht Thorheiten und Einbildungen zu verachten und das Reelle und Verständige zu schätzen. Und darum schätze ich Sie, mein liebes Fräulein, weil Sie reell und verständig sind.«

»Ich möchte zuweilen selbst daran zweifeln,« lächelte Fräulein Christine.

»Sie sind verständig, Sie sind nachdenkend und ernsthaft,« sagte die Frau Commercierräthin in ihrer befehlenden Weise. »Susette kann von Ihnen lernen.«

»Susette hat ein vortreffliches Herz und tiefes Gefühl.«

»Weil Sie sie loben, will ich es um so mehr glauben. Aber wir wollen jetzt davon schweigen. Ich habe ein Interesse genommen für Sie, weil Sie mir gefallen und weil ich von Ihnen nur Gutes gehört habe. Sie sind eine Waise.«

»Ich stehe sehr allein in der Welt,« antwortete Christine.

»Sie haben ehrenvoll für sich gesorgt und sorgen noch mit für die alte Frau, die Ihre Wärterin gewesen ist.«

»Ich glaube nur meine Pflicht zu erfüllen.«

»Es macht Ihnen Ehre!« rief die Frau Commercierräthin. »Aber sagen Sie mir, mein Kind, haben Sie auch schon daran gedacht, was Sie beginnen wollen, wenn Sie älter werden und wenn Sie krank werden, wenn Tage kommen, wo das Schicksal mit Ihnen spricht?«

»Ich muß wie die meisten Menschen Prüfungen erwarten und auf Gott vertrauen,« sagte Christine.

»Auf Gott muß man vertrauen, aber auch bei Zeiten nachdenken.«

»Haben Sie irgend eine sichere Aussicht?«

»Die habe ich nicht.«

»Haben Sie Vermögen?«

»Nein,« antwortete Christine.

»Dann haben Sie nichts,« erwiderte die Frau Commercierräthin. »Ein Mensch ohne Vermögen, und wenn der Geschickteste wäre, ist wie ein Rohr im Winde, das in jedem Augenblicke zerknickt werden kann. Ich spreche wie eine Mutter zu Ihnen, Fräulein Christine. Ist ein Mann ohne Vermögen schon ein Buch ohne Deckel, so ist ein Mädchen ohne Vermögen wie ein loses Blatt, das von jedem Wind in Nacht und Nebel geweht wird. Es hat keine Schwere und hat keine Stütze, um sich zu halten; darum gibt's für ein Mädchen, das verlassen und unselbstständig ist, nur Eine Hülfe, um sich zu sichern.«

»Ich glaube,« sagte Christine, »daß überhaupt die wenigsten Frauen Kraft genug haben, um selbstständig zu sein.«

»Ich sage, es gibt nur Eine Hülfe für anonyme Mädchen, um sich vor Noth und Elend zu schützen,« unterbrach sie die Frau Commercierräthin. »Sie müssen heirathen.«

»Ich denke, verehrteste Frau,« lächelte Christine, »daß dies überhaupt der Beruf unseres Geschlechtes ist.«

»Gut. Haben Sie Lust, zu heirathen?«

»Ich bin nicht abgeneigt,« erwiderte Christine vollkommen ruhig.

»So mache ich Ihnen einen Vorschlag, weil ich weiß, daß Sie verständig sind. Eine verständige Heirath muß ein armes Mädchen machen.«

»Das heißt, keine unpassende Heirath,« fügte Christine ein.

»Das heißt,« sagte die stolze Dame, indem ihre Stimme lauter und strenger wurde, »wenn man in solcher Lage ist, muß man sich keine unpassenden Dinge in den Kopf setzen. Susette wird ebenfalls heirathen. Das wissen Sie doch?«

»Ich weiß nichts,« versetzte Christine, »allein ich errathe Ihre Wünsche.«

»Sie wird den Freiherrn von Lorberg heirathen, und wir werden nächstens die Verlobung feiern. Was sagen Sie dazu?«

»Ich habe dazu gewiß viel weniger zu sagen,« lächelte Christine, »als Susette.«

»Das Nächste habe ich zu sagen!« antwortete die Frau Commercierräthin, und ihre runden grünlichen Augen fingen an zu blitzen. »Ich sage, sie wird ihn heirathen!«

Fräulein Christine erwiderte nichts darauf, die Frau Commercierräthin aber besann sich und begann in leutseligerem Tone: »Nun wäre es mein inniger Wunsch, wenn wir zwei Verlobungen und zwei Hochzeiten an demselben Tage feiern könnten. Sie haben keine Mutter, ich will sie Ihnen erfegen. Ich will zwei Töchter ausstatten. Susette wird für ihre geliebte Christine wie für eine Schwester sorgen.«

»Es ist also Ihr Ernst, verehrte Frau?« fragte Christine.

»Glauben Sie, daß ich mir einen Scherz erlauben könnte?«

»Dann müßte ich jedenfalls doch zunächst erfahren, welchen Herrn Ihre Güte mir bestimmt hat.«

»Einen Mann, der Ihnen gewiß gefallen wird,« sagte die Heirathsstifterin. Nicht etwa einen, der nichts hat als Geld, aber einen leeren Kopf. Keinen Einfaltspinsel oder Modenarren, auch keinen der von nichts zu reden weiß, als von den Coursen und vom neuesten Handelsbericht, oder von den neuesten Theaterstücken, der sich aber lächerlich macht, wenn er von ernsthaften Dingen spricht. Ich kann solche Wichte auch nicht leiden,« setzte sie mit Hoheit hinzu, »darum soll Susette den Freiherrn von Lorberg heirathen.«

»Das klingt allerdings sehr einladend,« erwiderte Fräulein Christine. »Aber darf ich nicht mehr von ihm erfahren?«

Die Frau Commercierräthin horchte nach der Thür und winkte ihr zu.

»Gewiß sollen Sie mehr von ihm erfahren,« sagte sie, »er wird sich Ihnen sogleich vorstellen, und Sie werden mit ihm zufrieden sein! Denn Sie sind ein verständiges Mädchen und wissen das Reelle zu schätzen.«

Ein leises Klopfen an der Thür begleitete ihre letzten Worte; gleich darauf trat Doctor Hellmuth herein, der eine tiefe Verbeugung machte und ein paar forschende Blicke auf die beiden Damen warf. Er hatte offenbar eben so wenig vermuthet, allein zu sein, wie Lorberg am Abend vorher. Denn er hatte sein bestes Kleid angezogen, mit den langen Schößen vom vorletzten Jahre, auch seinen Hals mit einer weißen Binde umgürtet und seine Hände in neue gelbe Handschuhe gesteckt, mit denen er sicherlich einen harten Kampf bestanden ehe er sie den widerstrebenden Fingern aufpressen konnte. Sie waren jedoch jedenfalls ein wenig zu kurz gerathen, denn er arbeitete noch immer daran, einen Knopf zuzuknöpfen, als er sich dem Tische näherte.

»Da kommt der Doctor!« rief ihm seine Beschützerin entgegen. »Guten Abend, mein lieber Ludwig – Sie müssen wissen, Fräulein Streit, ich nenne den Doctor Hellmuth Ludwig, weil wir alte Bekannte sind, und weil ich glaube, er nimmt es mir nicht übel. Oder nehmen Sie es übel, Ludwig?«

Der Doctor zog noch immer an dem Handschuh und suchte den Knopf zu knöpfen, während er mit seinem

Hut sein Manöver zu verdecken suchte. In seiner Verlegenheit lächelte er äußerst freundlich und verdoppelte seine Verbeugungen.

»Ich wüßte kaum, was mir angenehmer sein könnte, als dieses Zeichen Ihres Vertrauens,« stotterte er unterhänig.

»Er ist sehr gut, von Jugend auf ist er sehr gut und brav gewesen,« sagte die Commercierräthin zu Christinen. »Immer fleißig, immer die besten Zeugnisse. Mein seliger Commercierrath wollte ihn aufs Comptoir nehmen, damit er bald als Commis einen guten Platz bekäme, aber Gott bewahre! er war nicht dazu zu bewegen – bat so lange, bis wir ihn studiren ließen.«

Ein starkes Knarren unterbrach sie. Der Doctor hatte so lange an dem Handschuh gezogen, bis er riß. Der Hut fiel ihm aus den Fingern, dafür hielt er ein Stück gelbes Leder mit dem Knopf in seiner Rechten.

»Was haben Sie denn gemacht?« fragte die Dame.

»O, es ist nichts,« antwortete er, den Hut aufhebend, mit geröthetem Gesicht, indem er das Leder zusammendrückte und die Hand versteckte. »Ich habe – ich bin – dieser Handschuh . . . «

»Sie haben ihn zerrissen,« lachte sie. »Sie sind nicht daran gewöhnt, enge Handschuhe zu tragen.«

»Nein, daran bin ich wirklich sehr wenig gewöhnt,« antwortete er.

»Ein Mann nach der neuesten Mode ist der Doctor nicht, Fräulein Streit,« fuhr sie fort, »aber darauf kommt es nicht an.«

»Darauf kommt es in der That nicht an bei Männern, deren Werth nach einem anderen Maßstabe zu messen ist,« sagte Christine.

»Hören Sie, Ludwig, was das Fräulein sagt?« rief die Frau Commercierräthin triumphirend; »bedanken Sie sich bei ihr und ziehen Sie Ihre Handschuhe aus, wir erlauben es Ihnen. Nehmen Sie sich einen Stuhl und setzen Sie sich neben Fräulein Streit. Gelehrte Leute müssen neben einander sitzen, den sie passen zusammen.«

Der Doctor befolgte sogleich den ersten Theil dieser Gebote. Er streifte die Handschuhe von seinen Fingern und sah so erleichtert aus, wie ein Gefolterter, dem die Daumenschrauben abgenommen wurden; dann griff er nach einem Stuhle und bat mit einem verbindlichen Lächeln Fräulein Christine um Erlaubniß, bei ihr Platz nehmen zu dürfen.

»Ich bin sehr erfreut, Herr Doctor,« erwiderte sie, »über die Ehre, Sie kennen zu lernen, denn ich darf dabei wohl annehmen, daß Sie der Doctor Hellmuth sind, dessen Schrift so eben von der Akademie gekrönt wurde.«

»Was ist das?« fragte die Frau Commercierräthin. »Sie sind gekrönt, Ludwig?«

Das Gesicht des jungen Arztes glühte, aus seinen Augen leuchtete ein freudiger Stolz, der mit seiner übergroßen Bescheidenheit kämpfte. »Eine medicinische Abhandlung, welche ich der Akademie überreichte, hat den Preis erhalten,« sagte er so furchtsam, als wäre es strafbar.

»Unter einer großen Zahl von Abhandlungen,« fügte Fräulein Christine hinzu, »und durch einstimmiges Urtheil der Commission. Ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen Glück zu einem so ehrenvollen Siege, Herr Doctor.«

»Ist es möglich!« rief die Frau Commercierräthin als könnte sie nicht glauben, daß der blasse, hagere Doctor einen Preis erhalten könnte. »Woher wissen Sie es denn, Fräulein Streit?«

»Ich habe es so eben in einer Abendzeitung gelesen,« antwortete Christine, »wo der Herr Doctor als ein Mann von hoher wissenschaftlicher Befähigung anerkannt wurde.«

»Auch wir erkennen ihn an!« rief die Protectorin ihm huldvoll zu. »Es ist schade, daß der selige Commercierrath nicht mehr lebt, damit er sich freuen könnte, was mit seiner Hülfe aus Ihnen geworden ist, Ludwig. Aber ich freue mich für ihn mit.«

»Auch Susette wird sich freuen,« sagte Christine.

»Fräulein Susette ist nicht hier,« fügte der Doctor leise hinzu.

»Mit einer Tasse Thee wollen wir auf Ihr Wohl anstoßen, Ludwig,« rief die Frau Commercierräthin. »Wie hoch ist der Preis, den Sie gewonnen haben?«

»Der Geldwerth ist nicht bedeutend,« erwiderte der Hospital-Arzt demüthig, »obwohl vierzig Ducaten auch recht willkommen sind; allein es eröffnen sich mir dadurch manche andere Aussichten. Ich habe heute schon

eine Aufforderung bekommen, an der Universität Vorlesungen zu halten.«

»Was nehmen Sie dafür ein?« sagte sie.

»Zunächst allerdings,« – begann er stockend – »man gibt den Docenten keinen Gehalt – überhaupt, was dies betrifft – o,« sagte er mit festerem Tone, »ich kann keine Bevorzugung verlangen, aber es öffnet sich mir eine ehrenvolle Laufbahn, und ich denke,« fügte er mit einem stolzen Lächeln hinzu, darüber läßt sich Anderes zunächst vergessen.«

»Man muß nicht vergessen, was das Beste ist!« sagte die Frau Commercierräthin, »und ich sage zu jedem, der nichts Reelles in der Welt hat: suche vor allen Dingen deine Einnahmen zu sichern, denn davon hängt Alles ab. Was hilft ein Titel, was hilft das gelehrte Wesen, wenn die Einnahmen fehlen!«

Sie beugte sich über den Tisch fort und nickte dem Doctor zu. »Sie wissen doch noch, Ludwig, was ich Ihnen neulich sagte, wegen des Mittels, um aus Ihrer Lage zu kommen? Haben Sie darüber nachgedacht, wie es geschehen soll?«

»Ich?« antwortete Hellmuth verlegen lächelnd. »Nein, ich habe wirklich noch nicht darüber nachgedacht.«

»Wissen Sie, was ich ihm sagte, Fräulein Streit?« wandte sich die Commercierräthin an diese. »Ich sagte ihm, daß er heirathen müsse, und er müsse eine Frau nehmen, die ihm mit Rath und That zur Seite stünde; eine praktisch reelle Frau, die ihm Geld verschaffte. Und wenn's auch kein großes Stück Geld wäre, so doch eines,

um Equipage anzuschaffen und sich den Leuten zu empfehlen, dabei auch eine anständige Wohnung zu nehmen und eine noble Einrichtung; denn ein Arzt muß nobel eingerichtet sein, weil's ihm sonst Keiner glaubt, daß er was versteht.«

»Es gibt manche sehr nobel eingerichtete Aerzte,« lächelte der Doctor, seine Hände ängstlich reibend, »welche dennoch keine Patienten haben.«

»Dafür muß Ihre Frau sorgen,« fiel sie ein. »Die Frau muß von guter Familie sein, oder sie muß mit Familien bekannt sein, die im Stande sind, ihren Mann zu empfehlen. Sie muß Freunde haben, die zu noblen Kreisen gehören; was meinen Sie also, Ludwig, zu einer solchen Frau?«

»O, ich denke – ich meine – es wäre wirklich wohl zu bedenken,« sagte er.

»Und wenn ich eine solche Frau für Sie wüßte? – Nehmen Sie an, ich wüßte eine.«

»Ich würde« – er fing gewaltsam an zu lachen und sah scheu umher – »Sie wollen mit mir scherzen, und ich bedanke mich.«

»Sagen Sie es gerade heraus,« rief die Frau Commercierräthin, »würden Sie eine Frau aus meiner Hand nehmen, die ich für Sie ausgesucht habe?«

»Ich – o, ich! Sie wollten . . . «

Ein Gedanke lief plötzlich durch seinen Kopf, und wie ein Funke, der eine plötzliche Feuersbrunst verursacht,

setzte er sein Blut in Flammen. Seine ernsten Augen verloren ihren schwermüthigen Ausdruck, sein bleiches Gesicht färbte sich, mit den Blicken eines auf Glück Hoffenden forschte er in den Mienen seiner Gönnerin, was Täuschung, was Wahrheit sei; aber er konnte Nichts darin entdecken, das ihn entmuthigt hätte. Von wem konnte sie also sprechen? Was war hier vorgegangen? Welche Absichten hatte sie? Die stolze Frau sah ihn so gütig und einladend an, wie er sie nie gesehen.

»Sie wollten mir wirklich eine Frau zuführen?« lispelte er.

»Das will ich, Ludwig. Sie sollen glücklich werden.«

»Glücklich,« sagte er, und seine Augen fingen an zu glänzen. »Es ist also . . . «

»Es ist eine Dame, von der ich überzeugt bin, daß Sie glücklich mit ihr werden,« erwiderte sie, »und ich sage Ihnen noch mehr, ich liebe sie, wie mein eigenes Kind.«

»Wirklich? wirklich?« stammelte er. »Hochverehrteste Frau, wo – ich weiß nicht . . . «

»Geduld,« unterbrach ihn die Commercierräthin. »Ich sage, ich will Ihre Mutter sein und werde es immer bleiben. Ich werde für Alles sorgen, es soll an Nichts fehlen. Ich werde euch einrichten, daß ihr zufrieden sein sollt; baares Capital sollt ihr bekommen, baares Geld. Der Himmel hat mich gesegnet, ich habe auch einen Preis gewonnen, Ludwig, aber einen besseren, ohne alle Gelehrsamkeit, wie Sie. Statt Ihrer vierzig Ducaten will ich Ihnen von meinem Gewinn abgeben, daß Sie auftreten können, wie es sich gehört.«

»Ich bin auch ohne dies zufrieden,« sagte der Hospital-Arzt, »mit Allem zufrieden, was ich Ihnen danke, wenn Ihre Güte, Ihre großmüthige Güte mir gibt, was ich als das höchste Glück schätze – Susette! –«

Bei diesem Ausrufe wandte die Frau Commercierräthin den Kopf um, denn der Doctor streckte beide Hände aus, und sie erblickte Susetten an der Tapetenthür, wo sie vielleicht schon einige Zeit gestanden hatte.

»Was soll Susette?« fragte sie. »Was willst Du hier? Geh fort, Susette! Ich habe gesagt, daß ich Dich rufen lassen werde.«

Fräulein Susette kehrte sich nicht daran. Sie schlüpfte lachend näher und umarmte ihre Tante.

»Laß mich doch bleiben,« sagte sie; »ich weiß ja doch schon, was hier geschehen soll, und nehme den innigsten Antheil daran.«

»Was wollen Sie also von Susetten?« fragte die Tante, indem sie sich an den Doctor wandte.

Hellmuth drehte ängstlich die Hände zusammen, während sein Gesicht erblaßte.

»Nicht,« sagte er langsam, »Susette ist es nicht?«

»Was bilden Sie sich ein?« rief die stolze Frau. »Sag's ihm doch selbst, Susette, wen Du heirathen wirst.«

»Ich denke, Sie müssen es wissen, lieber Hellmuth,« sagte Susette, »wer sich um meine Hand bewirbt.«

»Und wenn Sie es nicht wissen,« setzte die Tante hinzu, »so will ich es Ihnen sagen: Der Baron Lorberg ist so gut wie verlobt mit ihr.«

Eine augenblickliche Stille folgte. »Sie sagten mir,« begann Hellmuth dann, vor sich niederblickend, »daß die Dame, von der Sie sprächen, Ihnen so lieb wie Ihr eigenes Kind sei.«

»Sie können doch nicht denken, daß ich Susetten damit gemeint habe!« rief die Frau Commerciendrätin, gereizt durch den Vorwurf, der in seiner Antwort lag.

»Ich wurde damit gemeint, Herr Doctor,« sagte Christine.

Er stand von dem Stuhle auf wie betäubt und ließ die Arme sinken; plötzlich aber ging er auf Susetten zu und nahm ihre Hand. Seine Schüchternheit und Verlegenheit hatte ein Ende. Bleich im Gesicht, doch mit großer Ruhe begann er zu sprechen:

»Man will Sie also verloben und verheirathen mit einem Manne, den man Ihnen, wie ich vermuthen muß, aufzuzwingen denkt, theure Susette. Sie werden sich nicht fügen. Erklären Sie das Ihrer Tante, sagen Sie ihr, daß Sie nicht wollen.«

»Warum sind Sie hierher gekommen, trotz Ihres Versprechens?« antwortete Susette.

»Ich bin gekommen, weil Ihre Tante mich zu sich beschied. Jetzt sehe ich, in welcher Absicht es geschah.«

Die Frau Commerciendrätin hörte voller Erstaunen zu. Nun aber richtete sie sich auf, das Raubvogelgesicht schien aufzuschwellen, und die runden Augen bekamen den röthlichen Glanz.

»Was unterstehen Sie sich!« schrie sie den verwegenen Hospital-Doctor heftig an, und als sei es unbegreiflich,

was sie gehört hatte, setzte sie ruhiger hinzu: »Ich glaube, Sie haben Ihren Verstand verloren, Ludwig, denn den müssen Sie verloren haben. Lassen Sie Susettens Hand los und kommen Sie her.«

Der Doctor ließ Susettens Hand nicht los und befolgte ebenso wenig das andere Gebot.

»Ich bin an Ihrer Seite, liebe Susette,« sagte er, »was auch geschehen möge, vertrauen Sie auf mich!«

»Hören Sie meine Bitte und meinen Rath,« antwortete Susette. »Gehen Sie, Hellmuth, und denken Sie daran, Ihre Zusagen künftig besser zu erfüllen.«

»Sie befehlen mir, zu gehen?«

»Gewiß, ich befehle es Ihnen.«

»Und sogleich! auf der Stelle!« schrie die zornige Tante. »Oder wollen Sie Vernunft annehmen? Sie haben nichts, Sie sind nichts, Sie werden niemals was werden! Ich biete Ihnen Hülfe an, biete Ihnen die Hand einer jungen liebreizenden Dame an, Sie dagegen . . . «

»Schweigen Sie, Madame!« sagte der Doctor mit solcher Festigkeit, daß sie verstummte. »Mich mögen Sie beleidigen, nicht aber diese Dame.«

»Ich kann es ganz so gut ertragen, wie Sie selbst, mein lieber Herr Doctor,« erwiderte Fräulein Christine sanftmüthig. »Fahren Sie fort, Frau Commerciendrätin.«

»Wissen Sie also,« sagte Hellmuth, »daß ich Susetten liebe und daß sie mich liebt! Ja, daß sie mich liebt!« wiederholte er, »und daß Sie uns nicht trennen, Susetten nicht verkaufen sollen, so lange ich es zu hindern vermag.«

Ein Hohngelächter folgte seiner Betheuerung. Die große Frau machte eine Bewegung, als wollte sie sich auf ihn stürzen, aber die Art, wie er sich ihr entgegenstellte, hielt sie davon zurück. Ihre Verachtung war unbeschreiblich. Sie erinnerte sich des armen Knaben, dem sie oft genug Ohrfeigen gegeben, der von ihren Almosen gelebt, der bis zu diesem Augenblicke in tiefster Demuth alle ihre Grobheiten eingesteckt hatte und der nun plötzlich mit unverschämter Ruhe ihr Dinge in's Gesicht sagte, die sie in die grimmigste Wuth versetzten.

»Ein solcher Wicht, ein solcher Habenichts!« schrie sie athemlos. »Was sagt er? Was untersteht er sich? Susette liebt ihn? Hieher, Susette! Auf der Stelle hieher! Er lügt! er beschimpft Dich! Sage es dem lächerlichen Menschen, daß Du ihn verachtest!«

»So gehen Sie doch, Hellmuth, gehen Sie auf der Stelle,« sagte Susette, zu ihrer Tante eilend, die sie umarmte. »Um des Himmels willen, beste Tante, beruhige Dich, man hört uns draußen!« bat sie eindringlich.

Die Frau Commerciendrähin klammerte ihren Arm fest, das Raubvogelgesicht stierte sie wüthend an.

»Du liebst ihn, hat er gesagt, wie darf er das sagen? Was ist wahr? – Rede, ich will es wissen!«

»Ich werde nicht eher gehen, als bis ich weiß, ob Sie mich begleiten wollen,« sagte der Doctor damit zugleich. »Antworten Sie Ihrer Tante damit, daß Sie mir ihre Hand reichen. Sie hat Recht, ich bin arm, theilen Sie meine Ar-muth, geliebte Freundin. Meine Ehre,« setzte er leiser,

doch mit nicht minderer Festigkeit hinzu, »zwingt mich zu einer entscheidenden Antwort.«

»Antwort soll sie Ihnen geben,« rief die Frau Commercierräthin, indem sie ruhiger zu sprechen suchte. »Du kannst wählen, Susette, ich stelle es Dir frei.«

Sie stemmte den Arm in die Seite und richtete sich auf. »Da steht also der Herr Doctor, der Dir die Ehre anthut, Dir seine Armuth anzubieten, und hier stehe ich. Du kennst mich doch.«

»Gewiß, beste Tante, von Kindheit an.«

»So weißt Du auch, daß ich Wort halte, und jetzt sage ich Dir, geh' mit dem Herrn Doctor, wenn Du willst, aber komm mir nicht wieder vor die Augen. Willst Du gehen oder bleiben?«

»Bleiben, Tante,« erwiderte Susette.

»Und willst meinen Willen befolgen?«

»Deinen Willen befolgen, Tante.«

Die hochmüthige Frau verzog hohnvoll ihr Gesicht, es strahlte unermeßlichen Schimpf und Spott aus. »Haben Sie es gehört, Herr Doctor Hellmuth?« fragte sie.

»Ich habe es gehört,« antwortete er mit Festigkeit.

»Dann werden Sie sich jetzt empfehlen,« fuhr sie, auf die Thür deutend, fort.

»Ich sage Ihnen Lebewohl,« versetzte er, sich verbeugend.

Die Frau Commercierräthin umarmte ihre Nichte. »Für immer!« rief sie ihm nach, »das merken Sie sich. Ich verbitte mir Ihren Besuch für alle Zeit. – Du hast

mir Freude gemacht, Susette, Du bist mein einziges Kind, meine Tochter.«

»Deine Tochter laß mich bleiben, beste Tante,« sagte Fräulein Susette.

»Alles sollst Du haben, was mein ist, Alles!« erwiderte die Tante gerührt. »Du sollst glücklich werden, Susette, und da nimm gleich, was ich Dir vorhin nicht geben wollte. Nimm den Schmuck,« – sie drückte ihr das große Etui in die Hände – »ich will Dir mehr kaufen; was Du haben willst, will ich Dir kaufen.«

»Dank, tausend Dank, gute, beste Tante!« rief Susette mit ihrer gewöhnlichen Lebendigkeit. »Was das schön ist, was das herrlich ist! Sieh' doch her, liebe Christine, sieh' diese köstlichen Steine!«

Sie wollte das Etui öffnen, aber die Frau Commercierräthin setzte ihre mächtige Hand darauf. Zugleich blickte sie über den Tisch fort und sah die Lehrerin an, welche noch immer auf ihrem Sitze saß.

»O, Sie sind noch hier?« fragte sie.

»Ich bin noch hier, Frau Commercierräthin.«

»Ich sehe keinen Grund mehr dazu.«

»In der That, ich ebenso wenig,« erwiderte Christine.

»Dann wäre es am besten, Sie folgten dem Herrn Doctor nach.«

»Leider hat mich der Undankbare sitzen lassen,« lächelte Christine.

»Sie scheinen sehr lustig gestimmt zu sein?« fragte die Commercierräthin gereizt.

»Im Gegentheil, ich bin sehr traurig gestimmt, da meine Hoffnungen sich nicht erfüllt haben.«

Die Frau Commerciendrätin wurde heftiger.

»Ich sehe nicht ein,« sagte sie, »warum ich mich jetzt noch um Ihre Hoffnungen bekümmern soll. Sie haben den unverschämten Menschen ermuntert.«

»Gewiß nicht, verehrteste Frau, obwohl ich den Herrn Doctor sehr hoch schätze.«

»Sie schätzen ihn hoch! rief die Dame mit funkelnden Augen, »und finden sein Benehmen gewiß sehr löblich!«

»Sehr achtungswerth, in der That, das ist meine Ueberzeugung.«

Die hochfahrende Frau trat ihr näher, die Lehrerin blieb in ihrer ruhigen Stellung. Ihre Blicke hefteten sich auf das zornige Gesicht, und wiederum fühlte die Frau Commerciendrätin Etwas, das ihr den Muth nahm, in solcher Weise fortzufahren. Ehe sie es überwinden konnte, stand das Fräulein auf und sagte mit höflicher Kälte:

»Ich möchte Ihnen keinen Anlaß geben, sich länger zu erzürnen. Daher erlauben Sie mir, zu gehen.«

»Mit vielem Vergnügen,« antwortete die Dame, »und da ich finde, daß Ihr Einfluß auf Susette keineswegs ein guter ist . . . «

»Lassen wir das,« fiel das Fräulein ein, »die Andeutung Ihrer Wünsche genügt mir. Gute Nacht, Susette.«

»Lebe wohl, liebe Christine,« erwiderte Susette so freundlich, als sei nichts vorgefallen. »Du siehst ein, meine gute Tante hat Recht.«

»Ich sehe es ein,« sagte das Fräulein lächelnd, »darum lebe wohl!«

»Lebe wohl, Christine!«

Die Frau Commerciendrätin hielt ihre Nichte am Handgelenk fest. Christine machte ihr eine Verbeugung, die sie nicht erwiderte. »Ich will mein Haus rein haben von solchen Personen, die nicht hinein gehören,« sagte sie, »und ich verbiete Dir hiermit jeden weitem Umgang mit dieser Mamsell.«

»Sie wird nicht wiederkommen, Tante,« sagte Susette, »Dazu ist sie zu stolz. Jetzt laß mich den Schmuck besehen, ich bin nicht länger zu halten.«

Sie eilte an den Tisch, wo das Etui lag. Das Gesicht der Frau Commerciendrätin erheiterte sich.

## ZWÖLFTES KAPITEL.

Richard von Lorberg hatte ein Billet an diesem Nachmittage erhalten, das ihn lebhaft beunruhigte. Es war mit steiler, dicker Schrift geschrieben, aber sehr verständlich, wenn auch nicht besonders orthographisch richtig:

»Mein lieber Herr von Lorberg,« stand darin, »kommen Sie doch morgen Vormittag um elf Uhr zu mir, ich habe mit Ihnen etwas Wichtiges abzumachen. Es weiß Keiner darum, aber Sie werden es wohl errathen, was ich meine, und darum bin ich Ihre getreue Freundin, die Commerciendrätin Wittenberg.«

Ein Anderer würde über dieses Billet entzückt gewesen sein, Richard von Lorberg war es jedoch nicht. Es

war so deutlich, was die Frau Commercierräthin Wittenberg mit ihm abzumachen hatte, daß nicht der leiseste Zweifel zurückbleiben konnte, und eben deßwegen vermehrte sich seine Unruhe. Als es Abend geworden, saß er noch in seinem dunkeln Zimmer und dachte über das, was kommen mußte, nach, wie ein Verurtheilter in seiner letzten Nacht. Es graute ihm vor der Unterredung mit seiner getreuen Freundin, als sei das Richtschwert in ihrer Hand, und wenn er sich die Scene ausmalte, welche ihn erwartete, fühlte er seine Stirne fieberhaft brennen und ein eisiges Elend in seiner Brust.

Und doch war es unmöglich, diesem Schicksale zu entgehen. Wohin er auch blickte, was er sich vorstellte, nach welchem Rettungsmittel er umhersuchte, immer sah er zuletzt das Raubvogelgesicht mit dem klappernden Geldbeutel in der einen Hand, an der anderen Susettchen, die in seine Arme hüpfte.

Er hätte niemals geglaubt, daß der Entschluß, eine ungeliebte Frau zu nehmen, so fürchterlich schwer werden könnte, daß Liebe zu heucheln, eine so schreckliche Sache sei. Oft hatte er sich das Ende seiner Heirathspeculation vorgestellt und darüber gewitzelt, jetzt fiel es ihm wie ein Feuerbrand auf eine offene Wunde. Er murmelte Verwünschungen über sich und über den Tag, wo er zu Seehausen ging; doch im nächsten Augenblicke schon mußte er seinem Verstande nachgiebig werden, denn dieser zeigte ihm, daß er dicht am Abgrunde stehe und keine andere Brücke hinüberführe, als die goldene, welche Susette ihm baute,

Nach einiger Zeit dachte er versöhnlicher daran und legte sich seine Zukunft zurecht, indem er mit allem möglichen Trost die widerwärtigen Gefühle unterdrückte, auch an Beispielen sein eigenes Beispiel erläuterte; plötzlich aber drang eine Gestalt in die Mitte dieses Zauberkreises, und wie fest er auch beide Hände über seine Augen deckte, er sah sie um so deutlicher. Da stand sie in ihrem schwarzen Kleide mit dem dunkeln lockigen Haar und blickte ihn mitleidig an. Ihre Augen leuchteten wie Sonnen, es war, als würde Alles hell um ihn, und aufspringend und seine Arme ausstreckend, rief er mit leiser, seufzender Stimme: »Christine! o, Christine!«

So blieb er stehen, ohne sich zu regen. Von der Straße fiel ein Lichtschein in das Zimmer, und eben schlug draußen eine Uhr. Der Gedanke, der ihn überkam, sprach sich in seinen hastigen Worten aus.

»Wo mag sie sein?« murmelte er. »Ich muß sie sehen, muß sie sprechen!« Alle Bedenken waren vergessen.

Er eilte durch die lebhaften Straßen, als hinge viel davon ab, denn er dachte daran, daß Christine, wenn sie bei Susetten sei, um diese Zeit gewöhnlich sie verließ. Dahin also lenkten sich seine Schritte, er wollte sie dort suchen, und es war ihm, als müsse er sie finden. Was er von ihr wollte? Er gab sich keinen genauen Aufschluß darüber. Er wollte bei ihr sein, es war ihm gleichgültig, ob man ihn bemerkte; er quälte sich allein mit der Sorge, daß er sie verfehlen könne.

In einer der belebtesten Straßen wurde er aufgehalten. Ein Menschenstrom aus einem nahen Theater kam

ihm entgegen, und vor einem stattlichen Hause hielt ein Wagen, aus welchem so eben ein alter Herr stieg, den sein Bedienter unterstützte.

An diesen Herrn rannte Richard von Lorberg an, indem er dem Gedränge ausweichen wollte. Es gab einen so harten Stoß, daß der alte Herr taumelte, vielleicht gefallen wäre, wenn Lorberg selbst ihn nicht festgehalten hätte, Sogleich aber ließ er ihn wieder los. Die nahe Laterne leuchtete ihm ins Gesicht, der alte Herr sah ihn zornig und vor Schmerz zuckend an.

»Ich bitte um Entschuldigung!« murmelte Lorberg, an seinen Hut fassend.

Der alte Herr drehte ihm den Rücken zu, ging weiter und stützte sich auf seinen Diener. »Fort aus der Nähe dieser Bettler und Taugenichtse!« rief er mit Heftigkeit, indem er sich dem Hause zuführen ließ.

Ohne eine Silbe zu erwidern, eilte Richard von Lorberg davon. Er kannte das Haus, es war das Casino, der Sammelplatz der vornehmen und reichen Leute. Ein ingrimmiger Hohn zuckte um seine Lippen, mit diesem Hohn lachte er auf.

»Einen Bettler nennt er mich! Wer hat mich denn zum Bettler gemacht? Ein Taugenichts! oh! an ihm liegt es nicht wenn ich nichts Aergeres geworden bin. Wartet ein Weilchen, und der Bettler wird Euch zeigen, was aus ihm herauskriecht. – Verfluchtes Geschlecht! wer treibt mich dazu? Verflucht, daß der schadenfrohe Zufall mich immer wieder mit Menschen zusammenführt, welche ich

unter allen, die da leben, am liebsten vermeiden möchte!«

Er überließ sich den Ausbrüchen seines Unmuthes, während er seinen Weg fortsetzte. Was mochten diese stolzen und feindlichen Verwandten dazu sagen, wenn er durch seine Heirath ein reicher Mann wurde? Sie würden ihn zu verspotten suchen, aber sie würden sich gewaltig ärgern. Er erwärmte sich an hohmüthigen Vorstellungen und Planen, wie er ihren Neid demüthigen wolle, und vergaß darüber, was er selbst opfern und erlangen müsse, um an diesen verhaßten Menschen Rache zu nehmen. Eben als er in die Königsstraße einbog, ging eine Dame an ihm vorüber, bei deren Anblick alle seine Träumereien zerstoben.

Es war Fräulein Christine, und sie stand still und wartete seine Anrede ab.

»Sie sind es, Herr von Lorberg,« sagte sie mit ihrer metallreichen Stimme, die sein Herz zum Klopfen brachte.

»Ja, Fräulein Streit,« erwiderte er. »Ich preise mein unverhofftes Glück.«

»Ist es wirklich so unverhofft?« fragte sie neckend.

»Werden Sie mir zürnen, wenn ich Nein antworte und für mein gehofftes Glück danke?«

»Gewiß nicht,« sagte, Christine, »habe ich doch selbst beinahe dasselbe erwartet.«

»Wirklich!« rief er, von diesem Bekenntniß überrascht und entzückt. »Aber warum erwarteten Sie es?«

»Je nun,« sagte sie, »eine eigentliche Rechenschaft bin ich außer Stande zu geben, es war mir jedoch, als müßten Sie wissen, daß die Frau Commercierräthin mich zu sich entbieten ließ, und als hätten Sie Verlangen mit mir zu sprechen.«

»Das habe ich allerdings, bestes Fräulein Christine,« erwiderte er, »sehr großes Verlangen. Ich habe Ihnen vieles zu sagen und zu fragen.«

»So fragen Sie,« antwortete Christine.

»Darf ich zunächst von mir sprechen?«

»Sprechen Sie.«

»War bei Ihrem Besuch heut von mir die Rede?«

»Es war von Ihnen sehr viel die Rede.«

»Darf ich fragen, was daraus hervorging?«

»Sie fragen sehr bestimmt und wünschen gewiß auch eine bestimmte Antwort. Gut, Herr von Lorberg, ich zögere nicht damit. Es wurde mir mitgetheilt, daß ein gewisser, sehr wohl gelittener Herr nächstens sich mit Fräulein Susette verloben würde.«

Das Blut stieg in Richards Kopf, er hüllte sich tiefer in seinen Mantel.

»Dieser Herr,« sagte er im leichtfertigen Tone, »hat also wirklich einige Hoffnungen dazu.«

»Die besten, welche er wünschen kann. Er wird aufs freundlichste erwartet.«

»Ganz vortrefflich! aber könnte er nicht einen Nebenbuhler haben?«

»Einen Nebenbuhler? Unmöglich wäre es nicht, sogar nicht ganz unwahrscheinlich.«

»Sie glauben es also?«

»Beinahe glaube ich es.«

»Sie kennen ihn?«

»So weit geht meine Beichte nicht.«

»Wenn ich Ihnen aber den Namen nenne, Fräulein Christine?«

»Dann werde ich ihn hören.«

»Heißt er etwa Hermann von Feldheim?« fragte er mit einiger Ueberwindung.

»Hermann von Feldheim?« lachte Fräulein Christine. Ich habe nie von einem solchen Nebenbuhler gehört. Welche Gründe haben Sie dafür?«

»Es ist ein Scherz,« erwiderte er. »Ich sah zufällig neulich eine Dame, welche Fräulein Susetten auffallend ähnelte, in Begleitung dieses Herrn.«

»Aber warum überzeugten Sie sich nicht eines Besseren?«

»Weil ich die Nähe dieses jungen Herrn, so sehr ich immer kann, vermeide.«

»Das muß ein schreckliches Wesen sein,« lachte die Lehrerin; doch welche Nebenbuhler auch ein liebenswürdiges und reiches Mädchen unumgänglich umschwärmen, der bewußte Herr hat keinen zu fürchten. Er wird mit leichter Mühe siegen.«

Richard schwieg einige Augenblicke. Eine unmuthige Empfindung bemächtigte sich seiner, er konnte den herzhaften Ton nicht länger behaupten.

»Das sagen Sie mir,« antwortete er, »als ob Sie mir ein ganz besonders großes Glück ankündigten!«

»Ist es dies etwa nicht?«

»Glück!« rief er, das Wort hervorstoßend, »was ist Glück? Wo ist etwas, das man so nennt, was nicht auch Unglück genannt werden könnte!«

Er gab diese Antwort so laut, daß ein Vorübergehender, der einen großen Regenschirm aufgespannt hatte, unter welchem er sich verbarg, denn es begannen Tropfen zu fallen, neugierig stehen blieb und mehr hören wollte; als Lorberg jedoch sich nach ihm umwandte, ging er weiter und verschwand.

»Nehmen Sie meinen Schirm, er wird uns beide schützen,« sagte Fräulein Christine, »dann werde ich Ihnen antworten, daß ich nicht Ihrer Meinung bin. Das wahre Glück des Menschenlebens, nicht der falsche Schimmer, den man häufig so nennt, zerstiebt nicht wie Welle und Wind, Herr von Lorberg.«

»Welches Glück meinen Sie, Fräulein Christine?«

»Ich meine das Glück, das aus den edlen Eigenschaften und Neigungen des Herzens stammt.«

»Also die Freundschaft, die Liebe.«

»Alles Gute und alles Schöne, das uns in die höchste Zufriedenheit mit uns selbst versetzt und alles vergessen läßt, was uns beschwert.«

Richard gab keine Antwort. »Wer vergessen könnte!« flüsterte er endlich.

»Göthe hat einmal gesagt,« fuhr sie fort, »daß, wenn er alles Glück seines langen und reichen Lebens zusammen zähle, er keine vierzehn Tage zusammenbringen könne. Aber das ist nach seiner Weise egoistisch gezählt. Das rein

empfundene Glück mag sich in Minuten zusammendrängen, doch ein Menschenleben ist wie ein Bild aus Licht und Schatten zusammengesetzt. Beide mischen sich und geben die Farben.«

»Was soll man also thun?«

»Man soll das Licht nicht ohne Schatten verlangen, doch soll ein Jeder eifrig dafür sorgen, daß in seinem Lebensbilde das Licht vorwalte.«

»Ist Ihnen diese schwierige Aufgabe gelungen?«

»Ich habe mich wenigstens immer darum bemüht und hoffe, daß es mir gelingen soll.«

Lorberg schwieg abermals, plötzlich jedoch sagte er lebhaft:

»Mir nicht, bei Gott! ich glaube nicht daran. Ich habe sehr wenig bis jetzt gesorgt, zu wenig Liebe und edle Freundschaft kennen gelernt, zu viel Böses auf meinen Wegen gefunden, und mit zu vielem Leichtsinn zu wenig gedacht und gestrebt.«

»In den Prüfungen des Lebens stärkt sich der gute Kern,« antwortete Christine.

»Oder er verdirbt,« versetzte Richard. »Ich wuchs auf wie ein wilder Baum. Mein Vater starb aus Kummer über vereitelte Hoffnungen, meine nächsten Verwandten waren seine schlimmsten Feinde.«

»Feinde muß man zu versöhnen suchen,« fiel sie ein.

»Nein, man muß das Gemeine und Falsche hassen und verachten.«

»Wer haßt, kann nicht glücklich sein, Herr von Lorberg.«

»Dann verzichte ich auf Glück! Und wenn ich der glücklichste Mensch auf Erden werden könnte um den Preis, mich mit diesen Verwandten auszusöhnen, ich würde es ohne Bedenken ausschlagen.«

»Sonderbar,« sagte Fräulein Christine, »also um alles Glück keine Versöhnung! Wenn nun aber dieser Haß sich dennoch in Liebe verwandelte, wenn – man hat ja sogar historische Beispiele dafür, in dem ingrimmigen Haß italienischer Familien – wenn sich also auch hier eine Capuletti fände, die den grimmigen Montechi versöhnte? «

»Und wäre sie die schönste in der Welt, Fräulein Christine,« sagte Richard von Lorberg, »ja, liebte ich sie, ich würde sie dennoch wie Unkraut aus meinem Herzen reißen. Mir schaudert vor dem Gedanken, den Sie aufwecken. Um keinen Preis könnte ich mich diesen Menschen in Liebe und Freundschaft nähern. Noch keine Stunde ist es her, wo ich mit dem alten Baron zusammentraf und neuen Schimpf davon trug. Glücklicher Weise,« setzte er hinzu, »hat er keine Tochter; aber es gibt unüberwindliche Abneigungen, Fräulein Christine, wie es angeborene Neigungen gibt. Indem ich mir jene unmögliche Tochter vorstelle, fange ich schon an, sie zu hassen, während ich – zürnen Sie nicht wenn ich es ausspreche – vom ersten Augenblick an, wo ich Sie erblickte, mich sympathetisch angezogen fühlte.«

»Sie fühlten keine Abneigung?« lachte sie.

»Wie wäre das möglich! Aber ich möchte wissen, liebes Fräulein, ob Sie nicht auch etwas von dieser Sympathie empfunden haben.«

»Solche Gefühle sind ja immer gegenseitig,« antwortete sie in derselben Weise. »Ich bin Ihre Freundin, Herr von Lorberg, und bitte Sie, dieses für kein leeres Wort zu halten. Susette ist mir nicht minder lieb. Sie ist ein Juwel, kein orientalischer Kiesel oder böhmisches Glas, sondern echt und von hohem Werthe. Möchte ich etwas zu Ihrem beiderseitigen Glücke beitragen können.«

Es war, als ob ein Strom von Eis über Richard von Lorberg hinstürzte.

»Ich danke Ihnen verbindlichst, mein theuerstes Fräulein,« sagte er, nicht ohne Ironie. »Aber worin besteht der hohe und reelle Werth des seltenen Juwels?«

»Daß bei ihm der Glanz nicht auf der Oberfläche liegt, sondern aus der Tiefe kommt,« antwortete sie; »nebenher auch ist dieser Edelstein in Gold gefaßt, es ist somit sehr klug und verständig, ihn zu besitzen.«

»Meinen Sie?« antwortete Richard. »So halten Sie Klugheit vielleicht für die erste aller Lebensregeln?«

»Ganz ohne Zweifel,« sagte Fräulein Christine. »Wenn man verständige und wohl überlegte Plane gemacht hat, muß die Klugheit dabei mehr gelten, als alle Phantasterei.«

»Phantasterei nennen Sie das?« lachte er. »Eine vortreffliche Bezeichnung. Sie werden also immer nach den Regeln der Klugheit handeln?«

»Das werde ich allerdings, Herr von Lorberg.«

»Das ist selten, verehrtes Fräulein. Frauen sind sonst weit eher geneigt, ihren Gefühlen den Vorzug zu geben.«

»Es ist der Vorzug geistiger Bildung, so habe ich mir sagen lassen,« erwiderte sie, »daß die Gefühle sich dem Verstande unterordnen.«

»Dann, mein sehr verständiges Fräulein, würden Sie Ihrem Herzen wohl niemals erlauben, seinen Empfindungen zu folgen, wenn die Klugheit dagegen Einwendungen erhöhe?«

»Wir gerathen auf eigenthümliche Abhandlungen,« lachte Fräulein Christine, »doch wenn ich Ihnen die Wahrheit gestehen soll, muß ich zugeben, daß Sie Recht haben.«

»Wirklich, Fräulein Christine, ich hätte ein so kaltes Herz nicht bei Ihnen vermuthet.«

»Und ich, mein empfindsamer Herr Baron, hätte mehr überlegende Kaltblütigkeit bei Ihnen erwartet.«

»O, wünschen Sie etwa, daß auch die Liebe kaltblütig sein soll?«

»Was mich betrifft,« sagte sie, »so möchte ich nicht blind leidenschaftlich geliebt werden.«

»Also doch mit Leidenschaft?«

»Soweit diese wahr und erhaben ist, also keine Leidenschaft.«

Richard von Lorberg preßte seine Lippen zusammen, sein Kopf brannte wie Feuer, er war kaum mehr im Stande, seine Aufregung und seine Gereiztheit zu verbergen. Er fühlte sich getäuscht und verletzt, verspottet, wie es ihm schien; auf jeden Fall fand er nichts von dem, was sehnsüchtige Erwartung ihm vorgespiegelt.

»O wirklich,« sagte er ironisch lachend, »Sie werden sich vor Mißgriffen bewahren und gewiß dereinst eine sehr verständige Wahl treffen.«

»Ich danke Ihnen für diesen prophetischen Ausspruch, Herr von Lorberg,« erwiderte sie. »Ich verabscheue nichts so sehr, als leichtsinnige Heirathen und leichtsinnige Männer.«

»Sehr richtig, theuerstes Fräulein, das ist sehr verständig! Man muß sein Herz nur an Wesen hängen, die vom Herrn gesegnet sind mit dem, was uns Noth thut.«

»Das ist die Sicherheit alles Lebens- und Familienglücks,« bekräftigte sie, »ich muß Susettens würdiger Tante darin beipflichten.«

Richard bebte bei dieser Erinnerung. »Sollte man es glauben,« rief er voll Hohn, »daß Ihr edler Sinn so sehr nach Reichthum trachtet?«

»Warum sollte ich das nicht thun?« sagte Christine, »Reichthum ist der Quell alles Guten, man muß ihn nur zu gebrauchen wissen.«

»Sie werden diese Kunst ganz gewiß verstehen.«

»Das hoffe ich,« erwiderte sie. »Zunächst aber wünsche ich es Ihnen und sage Ihnen Lebewohl, denn hier wohne ich mit meinem Glück.«

Sie standen in der engen Straße vor dem dunklen armen Häuschen, und Richard von Lorberg lachte auf.

»Das paßt in der That noch nicht zu unseren Hoffnungen auf die Zukunft,« sagte er.

»Morgen geht eine neue Sonne auf,« versetzte sie. »Ich kann warten.«

»Aber wenn sie nichts erfüllt, Fräulein Christine?«

»Dann war die Hoffnung vielleicht schon Glück. Gute Nacht, Herr Baron. Erzählen Sie Susetten morgen unsere Verhandlungen und was ich von der Klugheit halte.«

Sie schlüpfte durch die Thür, er stand noch einige Augenblicke still.

»Ja, ich will es ihr erzählen,« spote er, »und will selbst klug und weise werden, darauf verlassen Sie sich, mein höchst verständiges Fräulein.«

Er blickte nach den Fenstern hinauf, wo ein schwacher Lichtschein zu dämmern begann. Große Regentropfen schlugen dabei in sein heißes Gesicht.

»Zu Susetten, zu Susetten!« murmelte er, den Mantel um sich schlagend. »Gute Nacht, weise Freundin, Dein Rath ist gut!« Und mit großen Schritten entfernte er sich.

Nach einiger Zeit regte es sich unter dem Thorweg in der Nähe. Ein Mann, der in dem düstersten Winkel gestanden hatte, trat hervor, spannte seinen großen Regenschirm auf und ging langsam bis zu dem Hause, wo die Lehrerin wohnte. Einige Minuten lang beobachtete er die Fenster und die Thür, dann trat er dicht an das Haus und sah durch eine Ritze in einem der Läden in die Stube des Schneiders. Hierauf machte er den Schirm geräuschlos zu, legte seine Hand auf das Thürschloß, überlegte, horchte noch ein paar Augenblicke und trat dann auf den dunklen Flur.

Mit leisen Schritten tappte er vorwärts. Durch die Fenster über der Hausthür fiel der Schimmer einer Straßenlaterne herein. Er konnte die Treppe erkennen, und blieb

an dieser stehen, gleich darauf aber ging er weiter und begab sich in den Hof des Hauses. Der Regen fiel jetzt dicht vom Himmel, aber in der Kammer der Wittwe im ersten Stockwerke war es hell. Die Leiter stand an der Stelle, wo sie bei Tage gestanden hatte, und der Mann nahm sie fort, legte sie leise an die Hinterwand des Hauses und stieg vorsichtig die Stufen hinauf. Endlich stand er so hoch, daß er in die Kammer sehen konnte. Behutsam streckte er den Kopf vor und schielte um die Ecke des Vorhanges, der niedergelassen war, doch nicht vollständig schloß. Er konnte den inneren Raum deutlich überblicken. Gierig hingen seine Augen daran fest. Bewegungslos schmiegte er sich so an die Mauer; sein Ohr seitwärts geneigt, um besser zu hören, den Athem angehalten, als könnte dieser ihn verrathen.

Nach zehn Minuten etwa stieg er die Leiter hinunter, trug sie an ihren Platz, ergriff seinen Schirm, den er am Stalle geborgen, und schlich durch das Haus zurück auf die Straße, schüttelte das Wasser von seinem breitkrämpigen Hut und sah sich um. Die Straße war völlig öde, der Regen allein plätscherte von den Dachrinnen. Indem er sich zurückzog und wieder in den tiefen Thorweg trat, öffnete sich die Hausthür drüben, und mit leichten, schnellen Schritten eilte Jemand an ihm vorüber, auf den sich seine funkelnden Augen hefteten. Er sah ihm nach wie ein Raubthier, das seine Beute sorglos an seinem Versteck vorüber ziehen sieht und es noch nicht für Zeit erachtet, ihr in den Nacken zu springen. Vorsichtig trat er

hervor, und wie er hinter ihm her schlich, ließ sich unter dem rothen Regenschirm ein heiseres Gelächter hören.

### DREIZEHNTES KAPITEL.

Jakob Wolf hatte am folgenden Tage wieder einen Besuch des alten Herrn von Feldheim. Der alte Herr saß auf dem Leder-Sopha, und der Agent stand vor ihm mit aufgesträubter Tolle in dienstfertiger Haltung, die Hände in einander reibend und aufmerksam hörend, was ihm mitgetheilt wurde.

Herr von Feldheim war in übler Laune. Sein hohles Gesicht wurde dadurch noch schärfer und härter, und seine langsamen Augen bewegten sich ein wenig rascher und lebhafter. Er hatte dem Agenten erzählt, was ihm gestern widerfahren, und seine langen blutlosen Lippen zitterten über das Aergerniß, während er sich bemühte, so kalt als möglich darüber zu sprechen. Jakob Wolf drückte sein Mitgefühl durch heftiges Achselzucken und Kopfschütteln aus, zuletzt aber sagte er:

»Es ist ein unbesonnener Mensch, das wird er bleiben, so lange er lebt; aber mit Willen hat er es gewiß nicht gethan, darauf verlassen Sie sich.«

»Warum soll ich mich darauf verlassen?« fragte Herr von Feldheim unwillig.

Jakob Wolf hielt mit seiner Antwort zurück. Er wackelte nur mit dem schwarzen Haarbusch und fing an zu lachen. »Sie denken noch immer viel zu gut von ihm,« sagte der alte Herr.

»Ich odenke schlecht von ihm!« rief der Agent, »denn warum sollte ich gut von ihm denken? aber in diesem Falle bin ich überzeugt, es geschah gegen seinen Willen.«

»Sie müssen also Gründe dafür haben.«

»Gründe?« versetzte Jakob Wolf mit seiner unbesiegbaren Offenheit, »es reicht ein einziger Grund hin. Weil ich weiß, er wäre lieber gegen ein glühendes Eisen gelaufen, darum glaube ich es.«

Herr von Feldheim schwieg einen Augenblick, dann sagte er:

»So wollte ich, er wäre gegen ein solches Eisen gelaufen; allein ich besorge, es könnte noch öfter geschehen, daß meine kranken Füße an dessen Stelle treten. Darum ist es gut, wenn wir uns Beide davor hüten.«

»Vorsicht ist zu allen Dingen gut,« sagte Jakob Wolf, der einen Scherz daraus machte.

»Sie haben ihn lange nicht gesehen?« fragte Herr von Feldheim, indem er seine müden Augen langsam aufmachte.

»Ich habe lange nicht die Ehre gehabt.«

»Auch nichts von ihm erfahren?«

»Er wird leben, wie er gelebt hat.«

Es entstand eine Pause. Der alte Herr sah vor sich nieder, dann hob er abermals den Kopf auf und sagte in ruhigem, aber entschiedenem Tone: »Er muß fort von hier.«

»Es wäre gewiß gut,« erwiderte Jakob Wolf.

»Sie sollen ihm den Vorschlag dazu machen,« fuhr Herr von Feldheim fort. »Ich will ihm sein Gut abkaufen.«

»Das Gut Weißenstein?« lachte der kleine Agent. »Es gehört ihm nichts mehr davon.«

»Ich will es kaufen,« sagte der alte Herr, »bin entschlossen dazu, habe es mir überlegt. Ich will Weißenstein mit Allem, was darauf haftet, übernehmen und will ihm zwanzigtausend Thaler zahlen, unter einer Bedingung.«

»Das ist eine Großmuth!« rief Jakob Wolf. »Aber was ist die Bedingung?«

»Er soll das Land verlassen, soll diesen ganzen Erdtheil verlassen, auswandern und sich verpflichten, nie wieder zurückzukehren.«

Der Agent riß seine vorquellenden Augen auf.

»Es ist ein Vorschlag,« sagte er, »ein annehmbarer, edler Vorschlag, damit wird geschlichtet Alles in Güte. Ein Mensch, der nichts zu verlieren hat, braucht sich nicht lange zu besinnen. Aber er ist eigensinnig. Es ist unerhört!«

»Hier geht er zu Grunde und macht sich und uns Allen Schande,« fiel Herr von Feldheim ein. »Ich will diesem Ende vorbeugen, überdies – wie mein Anblick ihm zuwider ist, so mir der seinige. Ich will meine Füße und mich selbst vor ihm sicher stellen, Herr Wolf,« sagte er, langsam lächelnd, »und will dafür jedes zulässige Opfer bringen. Sagen Sie ihm, daß ich fünfundzwanzigtausend Thaler geben will, sogleich geben will, wenn er meine Bedingungen annimmt.«

»Das ist viel, sehr viel!« rief Jakob Wolf, »aber er hat Schulden, und ich glaube, er wird nicht gehen, ohne daß er sie bezahlt.«

Herr von Feldheim besann sich einige Minuten lang, dann hob er den langen Kopf wieder auf und sagte mit derselben Gelassenheit: »Er soll Ihnen ein Verzeichniß seiner Schulden einreichen, sie sollen bezahlt werden.«

»Ich bin gerührt!« rief Jakob Wolf, »ich bin erstaunt!«

»Es muß schnell geschehen,« fuhr der alte Herr fort, »binnen acht Tagen muß es abgemacht sein. Sind Sie nicht sicher, daß er meine Vorschläge annehmen wird?«

Das Gesicht des Agenten sah bedenklich aus. »Ich weiß nicht,« erwiderte er, »es kann sein, es kann aber auch nicht sein.«

Was er eigentlich im Sinne hatte, verschwieg er, weil er nicht wußte, wie es mit den Heirathsplanen des Freiherrn stand, aber er fügte hinzu: »Ich habe ihn sagen hören, daß, wenn er sich vom Tode retten könnte durch eine Wohlthat, die er von Ihnen annähme, er lieber tausend Mal sterben wollte.«

»Der Unwürdige – Unbesonnene!« verbesserte sich Herr von Feldheim mit einem verächtlichen Zucken seiner langen Lippen und indem sich seine Hand langsam zusammenballte. Im nächsten Augenblicke aber war diese Aufregung vorüber, und er sagte mit seiner gelassenen Würde: »Er wird meinen Vorschlag annehmen, wenn er sich einen Rest von Verstand und Nachdenken bewahrt hat; im Fall er jedoch so vernunftlos sein sollte, die Hand, welche ihn retten will, zurückzustoßen, werde ich ihn dazu zwingen.«

»Sehr gut!« erwiderte Jakob Wolf.

»Dann,« fuhr der alte Herr fort, »werden Sie von ihm die Zahlung der beiden Obligationen von siebentausend Thalern fordern. Sie werden Gelegenheit haben, wohl noch mehrere aufzukaufen, und werden es zum gerichtlichen Verfahren bringen. Weißenstein wird subhastirt und zum Verkauf kommen, und er wird ein Bettler sein, den man in den Schuldthurm sperrt.«

»Man wird sich die Mühe nicht geben und die Kosten umsonst bezahlen,« sagte Jakob Wolf.

»So hat er zu wählen. Läßt er es dahin kommen, so hat er keine Schonung zu erwarten. Sie werden ihn verfolgen bis an's Ende. Ich übergebe Ihnen diese Angelegenheit.«

»Ich danke für Ihr hochgeschätztes Vertrauen, gnädiger Herr,« antwortete Jakob Wolf, seine Hände reibend und mit einer ganzen Reihe tiefer Verbeugungen, aber ich muß gehorsamst bitten, mich zurück zu ziehen.«

»Sie wollen nicht?« fragte der alte Herr.

»Ich möchte von Herzen gern, allein ich kann nicht.«

»Warum können Sie nicht?«

»Ich habe hier etwas,« erwiderte Jakob Wolf, indem er seinen linken Arm krümmte und mit den fünf Fingern auf seine Brust klopfte. »Es ist ein alter Schaden, gnädiger Herr, er läßt sich nicht mehr curiren.«

»Wollen Sie damit sagen,« fragte Herr von Feldheim, »daß Ihnen Ihr Herz befiehlt, diesem Verschwender zu helfen?«

»Nicht zu helfen!« rief der kleine Agent, mit beiden Armen solche Zumuthung abwehrend, »Gott bewahre mich

davor, nur nicht zu verfolgen. Ich habe seinen Vater gekannt, gut gekannt, gnädiger Herr,« fuhr er fort, »er würde sich im Grabe umkehren; ich kenne den jungen Herrn von jung an, und wie er ist, leichtsinnig, verschwenderisch, voll großer Fehler, hat er doch auch sein Gutes und – wenigstens ich, Herr von Feldheim, ich – obwohl ich bin wenig in seinen Augen, ein Mann von schlechtem Blut, nichts als der Agent Jakob Wolf; habe ich ihm doch neulich gesagt: ›Ich will nicht Der sein, der seine Hand gegen Sie aufhebt,‹ und er hat mir gesagt: ›Wolf, Sie sind ein grober Wolf, aber will dankbar sein, so lange ich lebe.«

»Wenn Sie sentimental sein wollen,« sagte der alte Herr, »so werde einen Anderen finden, der das nicht ist.«

»Richtig, gnädiger Herr!« erwiderte Jakob Wolf. »Sie werden einen Anderen finden, und ich werde Ihnen einen Anderen vorschlagen; wenn Sie mir die Erlaubniß geben.«

Herr von Feldheim hien dies nicht zu beachten. Er stützte den Kopf in seine Hand und antwortete nicht. »Ist mein Sohn nicht bei Ihnen gewesen?« fragte er endlich.

»Er ist nicht bei mir gewesen,« antwortete Jakob Wolf, »aber wenn ich mir erlauben darf eine Bemerkung, gnädiger Herr: Lassen Sie in dieser Sache den jungen Herrn nicht mitreden, der so voll Haß und Bitterkeit gegen seinen Vetter ist.«

»Ich habe das auch nicht im Sinne,« sagte Herr von Feldheim, »meine Frage hat eine andere Ursache. Mein Sohn ist im Besitz eines Capitals, das von einem Gütchen herkommt, welches seiner Mutter gehörte. Vor einiger

Zeit ließ ich es verkaufen und gab ihm das Geld, um es nach seinem Gefallen anzulegen. Junge Leute müssen bei Zeiten mit Geld umzugehen lernen. Ich habe noch nicht danach gefragt und mag zunächst nicht fragen, aber ich glaube aus einer Andeutung zu entnehmen, daß er Ihren Rath darüber gehört hat.«

»Der junge Herr hat meinen Rath bis jetzt nicht in Anspruch genommen,« versicherte der Agent.

»Das ist sonderbar,« erwiderte Herr von Feldheim. »Dann wird er bald kommen, denn ich glanbe nicht, daß er lange damit zögern wird.«

»Junge Herren bringen zuweilen ihr Geld unter, ohne einen Agenten von der Börse nöthig zu haben,« lachte Jakob Wolf, indem er ein pffiffiges Gesicht machte.

»Glauben Sie nicht, daß mein Sohn auf solchen Wegen ist,« sagte Herr von Feldheim. »Er hat sehr geringe Bedürfnisse, ich möchte sagen: er ist zu sehr ein Feind von unnützen Geldausgaben und zu streng gegen sich selbst.«

»Es kann kommen mit Einem Male, und ehe man es denkt,« wandte Jakob Wolf ein.

»Davon ist nichts zu besorgen,« erwiderte der alte Herr, »auch ist diese Summe zu groß, um etwa für leichtsinnige Vergnügungen verwandt zu werden.«

»Man kann große Summen los werden im Spiel oder bei jungen Damen!« rief der hartnäckige Wolf.

»Mein Sohn spielt nicht,« sagte Herr von Feldheim nachdrücklich, und was seine Neigung für junge Damen betrifft,« – ein Lächeln lief durch sein hohles Gesicht, –

»so glaube ich nicht, daß er zwölftausend Thaler daran verschwendet.«

Jakob Wolf warf den schwarzen Haarbusch zurück.  
»Zwölftausend Thaler!« rief er. »Gottes Wunder!«

»So viel wird es sein,« versetzte Herr von Feldheim,  
»wenn er Alles zusammengehalten hat.«

»Baares Geld?«

»Meistentheils Bankscheine.«

»Es ist wunderbar! Bei Gott, es ist wunderbar!« sagte der kleine Mann, sich steif aufrichtend und an die Decke schauend.

»Was nennen Sie wunderbar?«

»Was der junge Herr damit gemacht hat.«

»Das wissen wir ja Beide nicht,« erwiderte Herr von Feldheim mit seinem kalten Lächeln; ich hoffe, wir werden es bald erfahren.«

»Ich denke es auch.«

»Aber ich gebe Ihnen Recht, Herr Wolf, mein Sohn soll nichts von meinen Absichten mit Lorberg erfahren; er würde es nicht billigen, wenn ich den Verschwender nochmals unterstützte. Jung und von lebendigem Rechtsgefühl, ist sein Widerwille gegen diesen unangenehmen Verwandten sehr stark. Er darf also nichts davon wissen, bis Jener fortgeschafft ist. Wenn Sie durchaus nicht diese für mich so wichtige Sache betreiben mögen, so nennen Sie mir einen Mann, der die Unterhandlung nachdrücklich übernimmt.«

Jakob Wolf fuhr mit der Hand durch seinen Haarbush, wahrscheinlich um sich Zeit zu nehmen mit seiner Antwort. Dann aber stützte er sich vertraulich auf die Lehne des Sophas und sprach mit zuversichtlichem Schmunzeln:

»Ich weiß Einen, der es können wird am allerbesten. Sie werden Manches dagegen einwenden, gnädiger Herr, aber es kann es Keiner besser thun.«

»Wen meinen Sie?« fragte der alte Herr.

»Den Hauptmann Seehausen,« sagte der Agent. »Lassen Sie mich augreden, ehe Sie mich verwerfen. Herr von Lorberg kennt den Hauptmann, oder der Hauptmann kennt ihn. Sie haben Freundschaft gemacht. Der Hauptmann kennt alle Verhältnisse. Er ist obenein ein Verwandter, ist also am besten geeignet, einen Vergleich zu unterhandeln, und dabei ist er ein gewandter Mann, ein Talent für schwierige Geschäfte, schlau, überredend, schmeichelnd, in keinem Falle verlegen.«

»Und zu allen Schurkereien brauchbar,« murmelte der alte Herr vor sich hin.

»Wie ein Jagdhund, der sein Wild nicht losläßt!« rief Jakob Wolf. »Für Geld erschrickt er vor nichts, und wenn Lorberg nicht in Güte will . . . Aber da ist er ja selbst!« unterbrach er sich, indem er den Kopf aufschnellte. »Der Herr Hauptmann Seehausen kommt, als ob wir ihn gerufen hätten, gerade zur richtigen Zeit.«

Es war in der That der würdige Hauptmann, der so eben herein trat, und besser konnte das Bild, das Jakob Wolf von ihm gegeben, nicht verwahrheitet werden, als

durch seine unerwartete Erscheinung. Ohne die geringste Verlegenheit wandte er sich sogleich mit einer gewissen noblen Dreistigkeit an die beiden Herren, indem er sich mit weltmännischem Anstand verbeugte.

Seine kleinen Augen blitzten unter den zusammengedrückten Lidern, und wahr oder falsch drückte das dicke Gesicht einen hohen Grad von Freude über dieses Zusammentreffen mit schmeichelnder Geschmeidigkeit aus.

»Man Kann bei mir nicht sagen: *Lupus in fabula!*« lachte er in seiner heisern Art aus dem Kehlkopf. »Dennoch möchte ich mit Vergnügen dieser Wolf sein.« Er grinste zärtlich den kleinen Agenten an, wandte sich aber dann von ihm zu dem alten Herrn auf dem Sopha und hob vor Erstaunen seine Arme in wagerechte Lage. »Sie sind es, mein bester Herr von Feldheim!« rief er, sich verbeugend. »Ich irre mich doch nicht! Gewiß nicht?«

»Nein,« sagte der alte Herr, indem er langsam und ernsthaft den Kopf neigte.

»Ich bin entzückt über diese unerwartete Freude,« erwiderte der Hauptmann. »Sie sehen sehr wohl aus, vortrefflich, ich kann wohl sagen, daß Sie jünger geworden sind, seit ich nicht die Ehre hatte, Sie zu sehen. Und das ist leider schon ziemlich lange her.«

»Ich erinnere mich nicht,« erwiderte der alte Herr mit vornehmer Kälte, indem er nach seinem Hute griff.

»Man vergißt mit der Zeit Menschen und Dinge, wenn diese sich nicht selbst wieder in's Gedächtniß zurückrufen,« lachte Seehausen. »Ich preise diese Stunde, mein theurer Herr von Feldheim, wo es mir vergönnt ist, mich

Ihnen wieder zu nähern, und wenn ich recht gehört habe, ward mir sogar das Glück zu Theil, von Ihnen erwartet zu werden.«

Ein unbeschreiblicher Widerwille faßte den alten Herrn bei der Annäherung dieses Mannes, den er auf's stärkste verachtete und ganz vor Kurzem erst als Vagabunden behandelt hatte. Aehnlich einem solchen sah Seehausen auch aus. Sein Rock war allerdings nicht zerissen, und obenein gab er sich das Ansehen eines Mannes aus der bessern Gesellschaft, aber um so weniger vermochte er, den Anstrich des Gemeinen oder Heruntergekommenen von sich abzuschütteln. Er hatte sich mit dem alten Frack herausgeputzt, den er besaß, und seinen Paletot darüber gezogen, der nachlässig an seinem Leibe schlotterte und mit Fett- und Staubflecken reichlich bedeckt war. Ebenso schäbig sah sein Halstuch und seine Wäsche aus, und doch hatte er sichtlich Sorgfalt darauf verwandt; der weiße fuselige Kragen um sein rothes Gesicht und die wüsten Leidenschaften, welche sich in diesem mit dem Gemisch von Schlaueit und erlogener Treuherzigkeit lagerten, konnten den alten Herrn wohl zu dem Verlangen bewegen, sich nicht mit ihm einzulassen.

»Ich habe Sie nicht erwartet, Herr von Seehausen,« sagte er, indem er aufstand.

»Das ist schade, sehr schade!« antwortete der Hauptmann, süß zu ihm aufblickend. »Denn in diesem Falle hätten sich unsere Wünsche begegnet, es hätte eine Sympathie schöner Seelen zwischen uns Statt gefunden.«

»Ich glaube nicht, daß dieses der Fall sein kann,« entgegnete Herr von Feldheim, ohne eine Miene zu verziehen. »Somit muß ich mich Ihnen empfehlen.«

»Müssen Sie?« fragte Seehausen, »das bedaure ich unendlich. »Sie haben mir also nichts zu sagen?«

»Nein,« sagte der alte Herr.

»Dann bestimmen Sie mir gefällig eine Zeit, wo ich Sie sprechen kann, mein bester Herr von Feldheim, denn habe Ihnen Mehreres zu sagen.«

»Ich habe so wenig Zeit,« antwortete der alte Herr, »daß ich Ihrem Wunsche nicht zu entsprechen vermag.«

»Nicht? das ist sehr schade. Besinnen Sie sich, vielleicht geht es doch.«

Das lauernde Lächeln in dem dicken Gesichte, das sich gegen ihn hin beugte, und die funkelnden kleinen Augen jagten dem alten Herrn ein eigenthümliches Gefühl ein.

»Ich wüßte nicht,« sagte er stockend, »und dann,« – sich umwendend fügte er hinzu: »ich meine auch, Herr von Seehausen, daß wir keine Unterredung nöthig haben.«

»Doch, Herr von Feldheim, doch,« lächelte der Hauptmann, »es betrifft eine sehr wichtige Angelegenheit.«

»Vielleicht wichtig für Sie.«

»Für mich? Nicht im Geringsten! Gar nicht, wenn ich so sagen darf, das heißt, wenn ich den Antheil abrechne, den ich daran nehme als Freund und Verwandter, mein lieber Cousin.«

Bei dem Namen Cousin zog der alte Herr seine langen Lippen fest zusammen, und seine Augen sahen so starr

auf den verwegenen Hauptmann, als wollte er ihn dafür durchbohren. Aber Seehausen lächelte mit vollkommener Gemüthsruhe, und geschmeidig sich verbeugend sagte er:

»Wie Sie wollen. Ich bedaure von Herzen, wenn Sie keine Zeit haben sollten. Es würde mir sehr leid thun! Aber wie Sie wollen.«

Die unheimliche Empfindung kehrte bei dem alten Herrn zurück. Er überlegte einige Augenblicke, denn er fühlte ein dringendes Verlangen, zu wissen, was Seehausen ihm zu sagen habe. Es fiel ihm ein, was Jakob Wolf gesagt hatte, daß Lorberg mit diesem Menschen in intimem Verkehr stehe, daß er um Alles wisse, was jenen betreffe, und er war überzeugt, daß Seehausen seinen Vertrauten verrathen wolle.

»Betrifft es etwa – Familienverhältnisse?« fragte er.

»Es könnte wohl sein,« versetzte Seehausen, bedächtig nickend.

»Lorberg, wie ich voraussetze.«

»Ich sehe, Sie sind auf dem richtigen Wege.«

Jakob Wolf hatte bisher schweigend seine Beobachtungen gemacht, jetzt erhob er seine Stimme.

»Lassen Sie ihn sprechen, den Herrn Hauptmann, gnädiger Herr!« rief er, »hören Sie zu, was er zu sagen weiß. Es wird doch sein das Beste.«

Der alte Herr war längst derselben Meinung. Von diesem Vagabunden sich begleiten lassen mochte er jedoch auf keinen Fall, ebenso wenig mochte er sich wieder niedersetzen. Er wollte Zeit haben, nochmals zu überlege.

Zudem schien es ihm besser, den Hauptmann allein zu hören, als in Gegenwart des Agenten, dem er nach dessen Aeußerungen über Lorberg nicht mehr traute.

»In einer Stunde werde ich zu Hause sein,« sagte er.

»Ich werde nicht ermangeln, Ihnen meine Aufwartung zu machen, mein bester Cousin,« erwiderte Seehausen, anmuthig grinsend, indem er dem alten Herrn seine Hand darbot.

Ohne ein Zeichen, daß er diese bemerkte, sah Herr von Feldheim darauf hin, dann machte er eine langsame Wendung und ging zur Thür hinaus, ohne weiter ein Wort zu sagen.

Seehausen stemmte seinen Arm in die Seite und wandte sich zu Jakob Wolf um, der sich in seine Höhle hinter das Gitter zurückgezogen hatte. Hier stand er auf seine Papierscheere gestützt, und es war, als ob er von der verächtlichen Begegnung des alten Herrn mehr empfände, als der würdige Hauptmann. Seine vorquellenden Augen sahen gereizt aus, er schüttelte den schwarzen Haarbusch und rief lauter als zuträglich:

»Ich sehe nicht ein, warum er so hochmüthig ist bei seinen Geschäften, da er doch nöthig hat diese Hülfe.«

»Lassen Sie ihn laufen,« lachte Seehausen heiser aus dem Kehlkopf, indem er dem Agenten lustig zuwinkte, »ich hole ihn ein, mein lieber Wolf. Lassen Sie ihn laufen, sage ich, es wird gar nicht lange dauern, so sind wir die besten Freunde.«

»Es wird eine getreue Freundschaft werden!« spottete Jakob Wolf. »Wenn ich wäre in Ihrer Stelle, ich ginge nicht in sein Haus.«

»Warum nicht?«

»Weil Sie nicht wissen, wie Sie wieder herauskommen.«

Der Hauptmann streichelte sich behaglich sein Kinn. »Mein würdiger Freund,« sagte er, »ich hoffe, Ihnen bald den Beweis zu geben, daß ich am Leben bleibe, denn ich werde mich an Sie wenden.«

»Bemühen Sie sich nicht zu sehr!« schrie der grobe Wolf.

»Ich werde Ihre Hülfe in Anspruch nehmen,« fuhr Seehausen fort.

»Helfen! helfen!« schrie Jakob Wolf. »Es steht geschrieben: hilf dir selbst, so hat dir Gott geholfen.«

»Zunächst, mein Bester,« sagte Seehausen mit Seelenruhe, indem er nach dem Courszettel griff, »wie stehen Franzosen und Oesterreicher? Was halten Sie vom darmstädter Credit und was ist Ihre Meinung über Nordbahn? Glauben Sie, daß man sich einlassen kann? Ich denke, es läßt sich gerade jetzt ein Schlag machen.«

»Schläge kann man jeden Augenblick bekommen,« versicherte Jakob Wolf, der jetzt beinahe ebenso voll Verachtung war, wie der alte Herr, nur daß er nicht so ernsthaft aussah, wie dieser, sondern höhnisch seine dicken Lippen aufwarf.

Der Hauptmann ließ sich jedoch davon ebenso wenig stören. »Ich werde Franzosen kaufen,« sagte er. »Diese

Credit-Mobiliars sind eine kostbare Erfindung; in keinem Papier sind solche Chancen möglich. Ich habe eine Zärtlichkeit für diese Papiere, bester Freund.«

»Weil der größte Schwindel damit getrieben wird,« erwiderte Jakob Wolf, als sagte er etwas Artiges.

»Kaufen Sie für mich. Natürlich auf Lieferung, *Ultimo* abzunehmen.«

»Wie viel?«

»Ich nehme Zweihunderttausend,« antwortete der Hauptmann, die Hand in seine Taschen steckend, wie ein echter Börsenmann.

»Sehr wohl!« rief Jakob Wolf. »Ich will's notiren. Holen Sie gefälligst die Deckung heraus.«

Seehausen kehrte gelassen seine Taschen um, welche vollständig leer waren.

»Kaufen Sie für mich,« sagte er nochmals. »Wollen Sie nicht?«

»Es thut mir leid! Es paßt mir nicht! sagte Jakob Wolf mit seinem angenehmsten Grinsen.

»So,« sagte Seehausen, »dann werde ich mich an Andere Leute wenden, denen es besser paßt.«

»Thun Sie's!« rief der Agent, »thun Sie's gleich. Halten Sie sich nicht auf, Herr Hauptmann, damit der Auftrag nicht zu spät an die Börse kommt.«

»Ach, ein guter Rath!« lachte Seehausen vergnüglich. »Ich werde nicht zu spät kommen, mein lieber Freund. Aber noch eine Frage« – er kehrte wieder um – »wo kauft man die besten eisernen Geldschränke?«

Jakob Wolf grinste unendlich belustigt. »Sie müssen doch diebessicher sein?« fragte er.

»Das ist die Hauptsache.«

»So kaufen Sie sich Ihre Taschen!« lachte Jakob Wolf, ausgelassen belustigt. »Es ist unmöglich, daß ein Dieb da das Geringste findet.«

»Auch gut,« sprach Seehausen, ihn zärtlich anblinzeln. »Meine Taschen sollen festhalten, was drinnen ist, mein lieber Freund. Mit diesem Grundsatz wünsche ich Ihnen guten Morgen.«

»Es ist ein Habenichts, ein Lump, ein Nichtsnutz,« sagte Jakob Wolf, als er allein war, »aber es ist ein großes Talent, und es ist schade um ihn, daß er nicht kaufen kann die zweimalhunderttausend Franzosen, ich glaube, sie würden sich vermehren. Aber was ist es mit dem jungen Feldheim?« murmelte er vor sich hin, »was ist's mit den zwölftausend Thalern und mit den Bankscheinen?«

Er stützte sich auf die Ecke seines Schreibpultes und fing an, sich die Stirn zu reiben, bis er plötzlich beide Arme in die Luft streckte und mit den Füßen stampfte:

»Was geht's mich an?« schrie er dabei, »was habe ich daran mir den Kopf zu zerbrechen mit Menschen, die mir nichts einbringen? Laß sie machen, was sie wollen; laß sie thun, was sie wollen; laß sie sein, was sie wollen; ich will nichts damit zu schaffen haben.«

Während der Agent sich in dieser Weise beruhigte, schlenderte der Hauptmann gemüthlich durch die Straßen und vertrieb sich die Zeit damit, daß er vor manchen

der glänzenden Gewölbe stehen blieb und allerlei modische und elegante Dinge betrachtete, mit denen sich seine Gedanken beschäftigten. Er verweilte vor einigen Schaufenstern der größten Goldschmiede und Juweliere und beäugelte die darin ausgestellten Geschmeide so anhaltend, daß die Eigenthümer ihn bedenklich beobachteten. Ein großes Uhrenlager hatte dieselbe Anziehungskraft, ebenso einige andere voll reicher, Stoffe und Geräthe aller Art. Die schäbige Gestalt musterte die theuren Waaren so aufmerksam, als gälte es, eine Auswahl zu treffen, und einige Male ging dies sogar so weit, daß Seehausen hineintrat und sich nach den Preisen erkundigte, die ihm mit zweideutigem Lächeln oder betrachtenden Blicken mitgetheilt wurden.

So setzte er seinen Weg fort und langte genau nach einer Stunde auf dem aristokratischen Platze an, wo das Haus des Herrn von Feldheim stand. Er kannte es recht gut, und nachdem er an den Fenstern vorübergegangen war und nichts entdeckt hatte, trat er an die Thür und zog an dem Metallknopfe. Nach einer Minute sprang der Drücker auf, ein alter Thürhüter steckte den Kopf aus der Klappe, die zu seinem Stübchen führte.

»Was wollen Sie?« fragte er ziemlich unhöflich.

Der Hauptmann nahm sehr freundlich seinen Hut ab, wogegen der Portier auf den Drücker trat, daß die Thür wieder aufsprang, und mit barscher Stimme hinzufügte: »Es wird hier nichts gegeben.«

»Was bin ich für ein Dummkopf gewesen, höflich zu sein!« sagte der Hauptmann zu sich selbst. Er setzte seinen Hut auf und sah den Cerberus in seiner Hütte durchbohrend an. »Melden Sie mich auf der Stelle dem Herrn von Feldheim!« sagte er. »Ich heiße von Seehausen.«

»Sie sind der Herr Hauptmann von Seehausen?« fragte der Thürhüter noch immer ungläubig.

»Der bin ich. Eilen Sie!«

»Ja so,« begann der alte Mann höflicher. »Der Herr hat befohlen – aber wer konnte das denken! Ich werde sogleich den Bedienten rufen.«

Seehausen ging mit stolzen Schritten an ihm vorüber und blickte in den Hof. Ein Stallknecht beschäftigte sich damit, ein Paar schöne Pferde zu schirren, ein neuer Wagen wurde aus der Remise gezogen, ein Mädchen klopfte einige alte, aber sehr schöne Teppiche aus, und in der großen Souterainküche loderte Feuer. Im Uebrigen war das weite Haus schweigsam, der lange Seitenflügel schien gänzlich unbewohnt, Gras keimte überall zwischen den Steinen hervor. Der Hauptmann sah Alles, aber seine Aufmerksamkeit blieb besonders den Pferden gewidmet, welche er mit Kennermienen betrachtete, bis er von einem Bedienten unterbrochen wurde, der ihn ersuchte, ihm zu folgen. Der Bediente trug einen blauen Rock mit breiten Silbertressen, schwarze Kniehosen und Stiefeletten. Auf den großen Knöpfen seines Rockes war das Wappen des Herrn von Feldheim gepreßt. Er ging durch einen langen Corridor voran und öffnete darin eine Flügelthür, welche in einen geräumigen Saal führte, und quer durch

diesen fort führte er den Hauptmann durch mehrere Zimmer bis zu dem, das der alte Herr zu seinem Empfange bestimmt haben mußte.

Vielleicht wollte er durch eine gewisse Pracht- und Machtentwicklung den unwillkommenen Gast ehrerbietiger stimmen; allein darin täuschte er sich. Der Hauptmann sah mit Gleichgültigkeit auf diese hohen verstaubten Wände, verblichenen Tapeten und veralteten Geräthe. Aus jedem dieser Gemächer hätten allerdings fast zwei nach neuer Manier gemacht werden können, und die Decken besaßen kostbare Stuccatur-Medaillons und Blumengewinde, die Fußböden waren getäfelt, sogar mit eingelegter Arbeit. Seehausen lächelte über die Raumverschwendung und machte allerlei andere Bemerkungen, die sein Gespött erregten.

In dem letzten Zimmer, das dem Hauptmann geöffnet wurde, befand sich ein zweiter Diener, ganz so gekleidet wie der, welcher ihn hierher geführt hatte, und mit dem Ersuchen, einige Augenblicke zu verziehen, verschwand dieser in einer Seitenthür, während der andere sich zurückzog. Der Hauptmann nickte belustigt vor sich hin und trat an ein Fenster.

»Er macht es sich sauer, ehe er mich vor seinem hohen Antlitz erscheinen läßt,« murmete er, »aber ich will es ihm bezahlen. Ich will ihn so demüthig machen, daß er niemals wieder wagen soll, mich als großer Herr zu behandeln.«

Indem er dies sagte, öffnete sich die Eingangsthür in der Tiefe des Zimmers, und Seehausen sah einen jungen

Mann hereintreten, der in seiner Hand einen Brief hielt, welchen er so eben empfangen haben mußte. Er brach diesen hastig auf, blickte hinein und ließ ihn mit dem Arm, der ihn hielt, niedersinken. Vor sich hinblickend, sagte er langsam und so deutlich, daß dem Hauptmann in der Fensterecke kein Wort entging: »Also doch – er ist gekommen, und ich habe verloren! Alles ist aus.«

Mit diesen Worten drückte er das Papier zusammen. Ein schmerzliches Lächeln lief über sein blasses Gesicht, und es war dem Hauptmann, der sich an die Ecke des Pfeilers drückte, als höre er einen Seufzer. Plötzlich aber schien er sich zu ermuthigen. Er richtete den Kopf lebhaft auf und sagte mit fester Stimme:

»Mag es denn sein, komme, was kommen muß!« und eben so rasch entfernte er sich.

»Komme, was kommen muß,« flüsterte Seehausen mit einem häßlichen Lachen. »Ein prächtiges Wort! Ein wahres Wort! Es kommt das Schicksal, ehe man's denkt, und ich bin schon da.«

Eben öffnete der eintretende Bediente die Flügelthür, machte eine Verbeugung und ersuchte den Herrn Hauptmann, einzutreten. Ohne alle Umstände befolgte Seehausen diese Einladung. Es war ihm so wohlig zu Muthe, als ginge er in einen Austernkeller zu einem angenehmen Frühstück. Seine Augen blitzten voll Schelmerei auf den alten Herrn, der in einem rothen Lehnssessel an einem Tische saß, vor sich auf schwerer altmodischer Silberplatte einen Silberbecher voll Chocolate, und neben diesem

einen eben so schweren Silberkorb, in welchem Bisquitstücke lagen.

Mit zwangloser Unbefangenheit ging Seehausen auf den alten Herrn zu, und ohne eine Spur von vermehrter Achtung redete er ihn laut und vertraulich an, während der Diener noch an der Thür verweilte.

»Da bin ich, mein lieber Cousin,« sagte er. »Verzeihen Sie, wenn ich ein wenig zu spät komme. Dieses gute Haus ist wirklich noch in seinem alten Zustande. Es läßt sich viel daraus machen, aber es muß ganz neu eingerichtet werden.«

»Es ist so, wie ich es wünsche,« antwortete Herr von Feldheim, indem er seinen Verdruß verbarg.

Der Hauptmann lachte heiser auf, und ohne eine Einladung abzuwarten, setzte er sich auf einen Stuhl nieder, der zunächst am Tische stand und den er noch näher zog.

»Sie überlassen das Ihren Nachfolgern,« sagte er. »Wenn es Lorberg gehörte, der würde ein anderes Leben hineinbringen. Ich habe so eben Ihre Pferde gesehen. Sie taugen nicht viel. Die Schimmel hätten Sie kaufen sollen, die Reichenbach Ihnen weggenommen hat.«

Herr von Feldheim antwortete nicht darauf, er nippte aus dem Becher Chocolate. Seehausen griff in den Korb und nahm ein Stück Bisquit. »Es ist mir zu süß,« sagte er, »aber ich danke Ihnen, mein lieber Cousin, daß Sie mir keine Chocolate angeboten haben. Ich habe sie niemals trinken können. Ein Glas guter Wein und etwas Kräftiges ist für meinen nordischen Magen zuträglicher.«

Das hohle Gesicht des alten Herrn hatte eine röthliche Färbung angenommen; er richtete es langsam auf den unverschämten Mann, der, begehrllich lachend, durchaus nicht davor erschrak.

»Ich pflege meine Freunde ohne Erinnerung zu bewirthen,« begann der alte Herr, »in diesent Falle aber . . . «

»Ah, ich verstehe; Sie meinen, ich gehöre nicht zu Ihren Freunden,« fiel Seehausen ein. »Thut nichts! thut durchaus nichts.«

»Sie haben mich zu sprechen gewünscht,« erwiderte der alte Herr, »um mir eine Mittheilung zu machen.«

»So stellen wir uns auf den Geschäfts-Standpunkt,« sagte Seehausen. »Meinetwegen, wenn Sie es so wollen: ich glaubte, daß unsere Verhältnisse uns näher bringen würden.«

»Ich wüßte nicht, welche Verhältnisse zwischen mir und Ihnen beständen,« erwiderte der alte Herr mit eisiger Kälte.

»Nicht?« lächelte Seehausen, »verzeihen Sie meinen Irrthum. Gut denn, mein bester Herr von Feldheim, bei alledem bewahre ich meine hochachtungsvollen Gefühle.«

»Wollen Sie mir mittheilen, was Ihnen zu Diensten steht?« fragte der alte Herr.

»Mir zu Diensten? Nichts, gar nichts! Ich komme zu Ihnen, um Ihnen einen wichtigen Dienst zu leisten, Sie wissen, daß ich ein Commissions-Geschäft betreibe.«

Er hielt inne, legte seine Hände zusammen auf die Kniespitze seiner übergeschlagenen Beine und blickte den alten Herrn lauernd an.

»Ich habe davon gehört,« antwortete dieser.

»Ein sehr mühsames Geschäft, ein höchst undankbares und arbeitsvolles Geschäft,« fuhr Seehausen mit einem bedauerlichen Achselzucken fort. »Geringer Lohn, viele Verantwortlichkeit bei gewissenhafter Redlichkeit, die nirgend so nothwendig ist.«

Der alte Herr bewegte eigenthümlich ausdrucksvoll seine langen Lippen und preßte diese zusammen, er sagte jedoch nichts.

»Leider gibt es überall Heuchler und Betrüger,« fuhr Seehausen fort, der diese Bewegung richtig auslegte, »und zuweilen da, wo man es am wenigsten glaubt. Der Inhaber eines Commissionsgeschäftes hat Gelegenheit, tiefe Blicke in die Menschheit zu thun. Zu ihm kommen Viele, die ihm ihre Geheimnisse anvertrauen, die ihm Aufträge ertheilen und Mittheilungen machen, deren Wahrheit man abschwören würde, wenn man nicht davon überzeugt sein müßte.«

Der alte Herr wandte sich nach der großen Bronze-Uhr um, die auf der Marmor-Fassung des Kamines stand.

»Eine sehr schöne Uhr,« sagte Seehausen, »aber Rocco, und so auch der Kamin, doch kommen Kamine jetzt wieder in die Mode. Ich bin gleich da, wo wir sein wollen, theuerster Herr von Feldheim, bitte, seien Sie nicht ungeduldig. Sie müßten ein Commissions-Geschäft anfangen,

um geduldig zu werden, denn Sie glauben nicht, welche Geduld dazu gehört.«

Er rieb seine Hände schelmisch zusammen und betrachtete die gewaltsame kalte Haltung des alten Herrn mit Wohlgefallen.

»Was Sie mir zu sagen haben, muß sehr kurz sein,« sagte Herr von Feldheim, »wenn ich es erfahren soll.«

»Gut, so werde ich kurz sein; aber ich denke nicht, daß ich nicht kurz gewesen wäre. Kürze und Bestimmtheit ist die Seele aller Geschäfte.«

Die Ungeduld des alten Herrn wuchs bis zu einem krampfhaften Zusammenziehen seiner Hände. Seehausen streckte seinen dicken Kopf geschmeidig vor, zog seine Stirn in Falten und flüsterte ihm zu:

»Es ist doch Niemand im Nebenzimmer, der uns hören könnte?«

»Nein,« sagte der alte Herr.

»So fahre ich fort. Vor einigen Tagen also ist mir etwas mitgeteilt worden – eben weil ich streng gewissenhaft bin –, was für Sie von größter Wichtigkeit ist.«

»Von wem?« fragte Herr von Feldheim, als Seehausen aufhörte.

»Das ist – zunächst ein Geheimniß.«

»Also die Sache! Was ist es?«

Der Commissions-Geschäfts-Inhaber zuckte lächelnd die Schultern.

»Geheimnisse,« sagte er schlau lächelnd, »sind eben so gut Waaren wie alle anderen Dinge. Ich kann nicht läugnen, daß diese Waare verkauft werden soll.«

»Dann kann ich keinen Gebrauch davon machen,« erwiderte der alte Herr, indem er den Rest der Chocolate trank.

»Das würde mich aufs innigste betrüben,« sagte Seehausen wehmüthig.

»Sie machen eine neue Speculation auf mich, welche jedoch nicht besser geräth, als die alten,« fuhr Herr von Feldheim fort, indem er wiederum verächtlich mit den Lippen zuckte.

»Es ist eine mäßige Summe,« fiel der Hauptmann ein.

»Keinen Pfennig!« rief der alte Herr, und indem er aufstand, seinen mageren langen Arm und den langen, dünnen Zeigefinger daran ausstreckte und auf die Thür deutete, sagte er in befehlendem Tone: »Gehen Sie!«

Seehausen rührte sich nicht. »Es ist traurig,« seufzte er heuchlerisch, wenn ein redliches Herz, das für einen theuren Verwandten schlägt, sich verkannt sieht. O, bemühen Sie sich nicht weiter, ich werde Sie verlassen,« fuhr er fort, da der alte Herr seine Hand nach dem Klingelgriff ausstreckte, »aber der Himmel ist mein Zeuge, ich habe das Beste gewollt. Lorberg wird mit Vergnügen geben, was man von ihm fordert, und bald werden Sie bereuen, meine redliche Freundschaft verkannt zu haben.«

Bei dem Namen Lorberg zuckte der alte Herr zusammen. Seehausen verbeugte sich halb trotzig, halb bedauerlich vor ihm und ging nach der Thür.

»Wenn Herr von Lorberg ein so guter Käufer wäre,« sagte der alte Herr hinter ihm her,« so würden Sie ihm längst Ihr Geheimniß zugetragen haben.«

»Nein,« antwortete Seehausen, der an der Thür still stand, »Sie irren sich, »denn ich hasse diesen hochmüthigen leichtsinnigen Menschen.«

»Sie hassen ihn?«

»Ich möchte diesem Verschwender und unwürdigen Verwandten keinen Beistand leisten, möchte Sie, mein lieber Cousin, vor Schicksalen bewahren, die Sie unfehlbar treffen müssen.«

»Was würde mich treffen?« fragte der alte Herr mit ungewisser Stimme.

Seehausen ließ den Griff an der Thür los, kehrte zurück und trat ihm näher. Er blickte nach allen Seiten umher, als wolle er sich versichern, daß Niemand es höre, dann neigte er sich zu dem Ohre des alten Herrn und murmelte heiser und leise hinein: »Ein schmachvoller Proceß und vielleicht – das Zuchthaus!«

Eine lange Stille folgte diesem Gemurmeln. Der alte Herr stand wie erstarrt. Er wankte nicht, er schien zu Stein geworden und in dem Boden fest gewurzelt. Wie eine Mumie sah er aus, die in einem Museum mit offenen Augen in ihrem Kasten an der Wand steht. Leblos, gelb, grau und faltig saß der hohle Kopf auf dem langen Halse, und so erschreckend war sein Anblick, daß Seehausen selbst eine Art Rührung oder Bestürzung empfand.

»Beruhigen Sie sich, mein lieber Cousin,« sagte er ihn umfassend, noch ist es nicht so weit und soll mit Gottes Hülfe auch nicht dahin kommen.«

Die Umarmung schien das geronnene Blut des alten Herrn wieder in Bewegung zu bringen. Er stieß die Arme des Hauptmanns zurück, als hätte eine Schlange ihn berührt, und that einen tiefen Athemzug.

»Oeffnen Sie die Thür,« sagte er aus tiefer Brust.

Seehausen steckte den Kopf hinaus. »Es ist Niemand draußen,« sagte er. Der alte Herr ergriff mit seinen Händen die hohe Lehne des Stuhls, er sah die Silberplatte auf dem Tische an und fragte tonlos: »Was ist der Preis?«

»Es ist keine bedeutende Summe,« antwortete Seehausen, »für Sie eine Lappalie, aber dennoch – ich wollte, daß ich sie verringern könnte, es geht jedoch nicht. Zwanzigtausend Thaler!«

Das hohle, lange Gesicht des alten Herrn färbte sich heller, und seine Augen erhielten einen Ausdruck von Angst und Aerger. Seine langen Lippen fingen an zu zittern. »Unmöglich,« flüsterte er.

»Fester Preis!« antwortete Seehausen wehmüthig mit den Achseln zuckend.

»Ich kann mich nicht in solcher Weise –« begann der alte Herr, dann brach er ab und setzte hinzu: »Ich weiß überhaupt nicht einmal, womit Sie mir drohen, auch fürchte ich nichts, keinerlei Verleumdung.«

»Nicht?« sagte Seehausen süß lächelnd, »nun denn, mein hochgeschätzter Cousin, so lassen Sie es dreist darauf ankommen, dann bin ich belogen worden, und es ist nichts als Lug und Trug. Wer ein gutes Gewissen hat, kann jede nichtswürdige Anklage getrosten Muthes erwarten. Daß Lorberg sich darauf einläßt, ist allerdings

außer Zweifel, denn er wird Alles anwenden, nichts unversucht lassen, weil er Alles gewinnen kann; aber er wird schmähdlich zu Schanden werden, und das soll mir tausend Mal lieber sein, als diese zwanzigtausend Thaler. Was will er denn beweisen, wo ein einziger augenscheinlicher Beweis sogleich zur Stelle geschafft werden kann? Ihr Sohn, haha!« – sein heiseres Gelächter wurde von frechen Blicken begleitet – »er kann's jeden Augenblick genügend darthun . . . Ich habe eigentlich niemals daran geglaubt, bester Cousin, aber es wurde mir auf Ehre und Seligkeit zugeschworen, daß dieser junge Erbe . . .«

»Halt!« rief Herr von Feldheim in einem Grabestone, und sein dünnes Haar schien sich aufzusträuben, seine Augen öffneten sich, wie vor etwas Entsetzlichem. »Es ist eine schandbare Verleumdung, wie ich merke, gegen meinen Sohn und gegen mich angesponnen,« sagte er in abgebrochenen Sätzen. »Ich habe sie nicht zu scheuen, allein – ein Proceß dieser Art – der öffentliche Scandal – meines Sohnes Ruf und Jugend . . .«

»Sehr recht – sehr wahr!« unterbrach ihn Seehausen. »Man hat Rücksichten zu nehmen.«

»Ich nehme diese Rücksichten,« sagte der alte Herr, »indem ich die von Ihnen geforderte Summe zahlen will, allein wenn man glaubt, etwa ein System daraus zu machen, um – mich auszuplündern . . .«

»Seien Sie ruhig, bester Cousin, ganz ruhig,« fiel Seehausen ein, »ich verpflichte mich mit meiner Ehre, daß diese Sache für immer abgemacht ist.«

Herr von Feldheim blieb davon unbewegt. »Es mag geschehen, was da will,« sagte er, »Niemand hat von mir weiter etwas zu erwarten.«

Seehausen grins'te ihn boshaft an, während er mit dem Schein größter Aufrichtigkeit und Gutmüthigkeit die widerstrebende Hand des alten Herrn fest hielt.

»Wer da künftig Sie wieder anzapfen will,« sagte er, »der soll es mit mir zu thun bekommen. Sehr leid thut es mir, daß ich Ihnen dieses Mal nicht helfen kann, theuerster Cousin. Doch Sie sehen daran meine Freundschaft, und ich will Ihnen diese noch in anderer Weise darthun. Ich werde Ihnen Alles mittheilen, was ich von – nun, von Ihrem Herrn Sohn oder besser gesagt . . . «

Weiter ließ ihn der alte Herr nicht reden:

»Nicht ein Wort mehr davon!« sagte er befehlend. »Sie sollen das Geld haben, damit begnügen Sie sich. Ich muß bitten, über alles zu schweigen, was meinen Sohn betrifft.«

»Wie es Ihnen beliebt, ganz wie Ihnen beliebt,« erwiderte Seehausen, geschmeidig lächelnd. »Ich kann schweigen und will schweigen.«

Der alte Herr faßte an sein langes Kinn und besann sich.

»War es mir nicht,« fuhr er fort, »als theilten Sie mir mit, daß dieser Lorberg – daß Sie seine Bekanntschaft aufgegeben hätten?«

»Noch nicht so ganz,« erwiderte Seehausen, indem berechnete, daß es vielleicht vortheilhafter für ihn sei, dies zu behaupten. »Ich habe ihn kennen gelernt und denke,

wir haben noch eine Rechnung abzumachen, ehe wir uns gänzlich auseinander setzen. Im Uebrigen wollte ich, er wäre ein paar Tausend Meilen weit von mir, etwa da, wo der Pfeffer wächst.«

»Wenn das geschehen könnte,« versetzte der alte Herr, seine Augen langsam aufhebend, die er auf Seehausen heftete, »so . . .«

Seehausen begriff sogleich, was diese Beistimmung und dieses So zu bedeuten hatten.

»Ei freilich,« lächelte er und aus dem Kehlkopf hervor flüsterte er ihm heiser zu: »Es wäre das Allerbeste, denn Sie würden – es würde alle Verleumdung von selbst aufhören müssen.«

Der alte Herr bekam sich noch einmal, ohne eine Miene in dem hohlen Gesicht zu verziehen.

»Setzen Sie sich,« sagte er dann, indem er einladend seine Hand bewegte.

»Mit Vergnügen, mein bester Cousin; lassen Sie uns plaudern, ich habe Zeit,« antwortete Seehausen.

»Sie trinken gern ein gutes Glas Wein dabei?«

»Oho!« lachte Seehausen vertraulich, »machen Sie keine Umstände mit mir. Ich habe nichts dagegen, wenn's auch zwei oder drei sind.

Herr von Feldheim zog an der Klingelschnur, und es dauerte nicht lange, so saß der würdige Hauptmann bei einer Flasche, der er sein volles Lob zu Theil werden ließ.

VIERZEHNTE KAPITEL.

Richard von Lorberg kleidete sich sorgfältig an; sein Diener hatte am Morgen eine Antwort zu der Frau Commercienrätthin getragen, in welcher er höflich anzeigte, wie unendlich erfreut er über ihre Einladung sei, der er pünktlich Folge leisten würde. Zugleich war der Diener beauftragt worden, bei einem bekannten Kunstgärtner vorüber zu gehen, einen Blumenstrauß für drei Thaler binden zu lassen und ihn ebenfalls bei der Frau Commercienrätthin abzugeben. Lorberg gab dazu seine Karte und schrieb darauf an Fräulein Susette einige Worte; die Karte war in den Strauß zu stecken.

Als Richard dann in der weißen Binde vor den Spiegel trat, sah er lange schweigend hinein. Er gehörte nicht zu den eitlen jungen Männern, wenigstens gab er nichts auf den Ausputz seiner Person. Er wußte, daß er gut ausah und daß sein Schneider keine Mühe mit ihm hatte. Darum verachtete er die geckenhafte Modesucht und lächerliche Wichtigkeit, mit denen Leute seiner Art nicht selten ihren Anzug behandeln. Als er aber heute sich betrachtete, war er verstimmt. Es kam ihm vor, als sei er alt geworden, als lägen seine Augen ihm tief im Kopfe, als sei seine Stirn faltig und grob und eine Veränderung mit ihm vorgegangen, die ihn über Nacht häßlich gemacht hätte.

Er hatte in dieser Nacht wenig geschlafen, mit seinen Gedanken sich so sehr beschäftigt, daß das Bett ihm glühend wurde und er aufstehen mußte; aber auch das hatte

nichts geholfen. Eine schlaflose Nacht kann einem jungen kräftigen Manne nicht viel anhaben, wenn er nur wohl-gelaunt in den Morgen sehen kann; das aber war bei Richard von Lorberg nicht der Fall. Er war am Morgen noch unruhiger im Gemüthe als während der Nacht; wie von Fieberhitze befallen brannten ihm Kopf und Hände. Bei alledem hatte er das Billet an die Frau Commercierräthin geschrieben, auch die Karte mit den süßen Grüßen an Fräulein Susette. Er sagte sich, daß er dies thun müsse, daß er es wolle, daß nichts ihn davon abhalten könne, aber er that es indem er sich selbst verhöhnte.

Als er jetzt vor dem Spiegel stand, richtete sich dieser Hohn auch gegen sein eigenes Fleisch und Gebein. Seine Farbe, sein Aussehen, auch sein Anzug, Alles erregte seinen Unwillen; endlich faßte er mit Heftigkeit die weiße Halsbinde, riß sie ab, warf sie in den Winkel und band eine schwarze um.

Eben kam der Diener und brachte die Nachricht, daß der Wagen warte.

»Aber, gnädiger Herr,« sagte er erschrocken, »Sie haben ja den ältesten Rock an.«

»Sehe ich schlecht aus?« sagte Lorberg.

»Wenn aufrichtig sagen soll, gehörig schlecht, Herr Baron.«

»Also nicht zum Verlieben, Franz?«

Franz machte ein pfißiges Gesicht und schüttelte den Kopf.

»Gott bewahre, gnädiger Herr! Ziehen Sie den neuen Rock an.«

»Um so besser,« antwortete Richard. »Geh, mach den Wagen auf.«

»Wenn er doch nur den neuen Rock angezogen hätte!« seufzte Franz, als sein Herr fort war. »Es ist unnatürlich, auf diese Weise sich ins Unglück zu stürzen. Was soll denn aus uns werden, wenn wir jetzt nicht heirathen und alle unsere Mühen vergebens gewesen sind? Von allen Seiten laufen sie uns das Haus ein und wollen Geld haben, und das einzige Mittel dazu ist diese alte Commercierräthin mit ihrer kleinen dicken Nichte. Aber er zieht nicht einmal den neuen Rock an! Es ist wahr,« murmelte Franz schwermüthig, »es ist ein schreckliches Mittel, aber es geht doch nicht anders. Wenn wir sie nicht kriegen, wissen wir nicht mehr, was wir anfangen sollen. Davonlaufen müssen wir, oder sie fassen uns. Wenn er doch nur den neuen Rock angezogen hätte! Dieser Leichtsinn! Dieser unnatürliche Leichtsinn!«

Die Frau Commercierräthin hatte inzwischen ihre Anordnungen getroffen. Sie saß vor ihrem Schreibtische mit dem großen Rechenbuche, legte verschiedene Papiere zusammen und obenauf ein feines Blatt, das sie mit Zufriedenheit betrachtete und wieder faltete. Bei einem Geräusch sah sie sich um und erblickte Susetten, welche freudig auf sie zu hüpfte und ihre Arme ausbreitete.

»Nun, liebe Tante,« sagte sie, »ich bin bereit, jetzt kann er kommen.«

Die Tante ließ die grellen Augen unwillig auf ihr ruhen. Fräulein Susette hatte sich anmuthig geschmückt; einen feurig rothen Shawl um den Hals gebunden und

den Blumenstrauß, den sie empfangen, an die Brust gesteckt.

»Du siehst wahrhaftig aus wie ein Papagey!« rief die Frau Commercierräthin.

»Eine Braut muß ein Papagey sein,« lachte Susette.

»Und als ob ein Kropf an Deinem Halse säße!«

»Es ist die neueste Mode, Tante. Uebrigens sind die Kröpfe in der Schweiz eine Schönheit. Doris trägt auch einen rothen Shawl.«

»Eine Schönheit bist Du nicht,« sagte die Frau Commercierräthin ärgerlich.

»Aber liebenswürdig, Tante, über alle Maßen.«

»Binde den fatalen Shawl auf der Stelle ab und mache keine Possen!« rief die Tante in strengem Tone. »Es ist eine ernste Stunde.«

»Das kann ich nicht einsehen,« erwiderte Susette. »Warum soll es eine ernste Stunde sein? Ernst könnte sie nur sein, theure Tante, wenn ich das Gefühl hätte, meinem Unglück entgegen zu gehen; wenn Du etwa denken könntest, mich einem traurigen Schicksal zu überliefern; wenn ich weinen müßte über mein geheimes Leid im Herzen; wenn der Mann, dem ich meine Hand reichen sollte, mich etwa heimlich verachtete und glauben müßte, es würde sich bald genug an ihm und mir rächen.«

Die Frau Commercierräthin erhielt die gefährliche, dunkelgelbe Farbe, welche jedes Mal eintrat, sobald sie sich aufregte. Die runden Augen fingen an zu blitzen, das Raubvogelgesicht streckte sich vor. Sie legte ihre Hände

auf die Stuhllehne und sah ihre Nichte grimmig an. Susette lachte, ihr Lachen war so starr, wie an einer Wachsmaske.

»Jetzt höre, was ich Dir befehle,« begann die stolze Frau. »Ich verbitte mir von jetzt alle diese Narrheiten. Verstehst Du?«

»Ja, Tante.«

»Du kannst vernünftig sein, das weiß ich. Also sei es.«

»Es wird zuletzt wohl nichts weiter übrig bleiben,« antwortete Susette.

»Bring mich nicht auf!« rief die Tante. »Ich will nicht noch einmal den Aerger haben, den ich gestern gehabt habe; ich will nicht mehr sprechen von allem, was geschehen ist, aber jetzt hat es ein Ende damit. Ein Mädchen braucht nicht schön zu sein, sie kann ihren Mann fesseln durch andere Eigenschaften. Wenn er einsieht, er hat eine Frau, die er achten muß, kann er sie nicht verachten.«

»Das Geld gibt immer Achtung!« sagte Susette, indem sie damit einen oft gehörten Ausspruch ihrer Tante wiederholte.

»Das Geld gibt Achtung, wenn's von der Klugheit begleitet wird,« versetzte die Tante, »und ein kluger Mann weiß eine kluge Frau zu schätzen.«

»Wenn aber der Mann nicht klug ist, Tante?« fiel Susette ein.

»So muß die Frau um so klüger sein,« erwiderte die Commercierräthin ungeduldig.

In dem Augenblicke hörte sie die Klingel, und mit einiger Hast stand sie auf und fügte hinzu:

»Daß er Dich nimmt, beweist, daß er klug ist, aber werde dafür sorgen, daß er es bleibt. Und jetzt geh und zeige Dich vernünftig und bleibe hier im Nebenzimmer, bis ich Dich rufe.«

Als Susette verschwunden war, hob die Tante ihren Arm auf und drohte hinter ihr her:

»Ich werde doch mit Dir noch fertig werden!« sagte sie; »jetzt will ich dem jungen Herrn da klaren Wein einschenken.«

Der Bediente meldete den Baron von Lorberg, und gleich darauf trat dieser selbst herein. Die Frau Commercierräthin ging ihm entgegen, lächelte ihm zu und bot ihm die Hand.

»Sie haben befohlen,« sagte Richard.

»Ich habe gebeten,« fiel sie ein, »und es ist mir lieb, Sie zu sehen; aber ich finde, Sie sehen heute nicht gut aus.«

»Ich habe eine etwas unruhige Nacht gehabt,« antwortete er nicht ohne Verlegenheit.

Ihre runden Augen glänzten ihn an. »Was war es denn?« fragte sie. »Eine Herzensbeklemmung?«

»Sehr wahrscheinlich,« lächelte er.

Ihre Augen glänzten noch heller, indem sie auflachte und ihn verständlich und wohlgefällig anblickte.

»Dafür gibt es Mittel,« sagte sie. »Kommen Sie her, setzen Sie sich zu mir. Ich habe allerlei mit Ihnen zu sprechen und möchte Ihren Rath und Ihre Meinung hören.«

Er setzte sich, und sie deutete auf ihr Rechenbuch und die nebenliegenden Papiere.

»Was ich für Mühe und Sorgen habe,« begann sie, »um Ordnung zu halten, ist nicht zu sagen. Ich habe das große Haus auf dem Halse, noch ein paar Grundstücke und mehr dazu; dabei hat's der Himmel so gewollt, daß ich den Gewinn gemacht habe, von dem Sie wissen. Letzte Woche ist er ausgezahlt worden, gerade an dem Tage, wo Sie am Abend so freundlich waren, Susetten Gesellschaft zu leisten. Ich habe das Geld auf die Bank gelegt, um es bei der Hand zu haben, wenn es gebraucht wird; denn es ist möglich, daß es bald gebraucht wird, weil ich beschlossen habe, es soll Susettens Heirathsgut sein, und weil es mir vorkommt, als würde es nicht lange in der Bank liegen bleiben.«

Richard von Lorberg hatte diese Mittheilung schweigend angehört, bei dem letzten Theile derselben aber, als die Frau Commercierräthin ihn unverkennbar beziehungsweise anschaute, verfärbte er sich und verbeugte sich, als wollte er beistimmen.

»Nun reden Sie!« rief die Dame huldvoll. »Ich habe nur diese Eine Nichte; wenigstens nur die eine, die mich angeht, und die ich wie mein eigen Kind betrachte. Ich will sie glücklich sehen an der Hand eines Mannes, der sie glücklich macht, und wenn ich das weiß, will ich alles thun, was kann, um ihr Glück zu sichern.«

Richard von Lorberg hatte Zeit gehabt seine Gedanken zu sammeln, auch war er hinlänglich vorbereitet auf

das, was er sagen wollte, nur diese plötzliche Entwicklung hatte ihn überrascht.

»Theuerste Frau Commercierräthin,« sagte er, »Sie erteilen mir eine Erlaubniß, die meine Hoffnung erhöht. Ich wage zu glauben, daß Sie meine Neigung bemerkten, und wenn ich – ja, wenn ich Ihnen bekennen darf . . . «

»Sie werden mir nichts bekennen, was ich nicht schon weiß,« unterbrach sie ihn. »Wir wollen die Vorrede abkürzen, Herr von Lorberg. Sie begehren die Hand meiner Nichte.«

»Ja, gnädige Frau, wenn hoffen darf . . . «

»Ich gebe Sie Ihnen. Es ist mein Wunsch!« fiel sie ein.

»Wenn ich hoffen darf, daß Fräulein Susette mir gern folgt,« fuhr er fort.

»Das versteht sich!« sagte die Frau Commercierräthin. »Das wollen wir gleich sehen. Susette!«

Er hielt ihre Hand fest und sagte bittend:

»Noch einige Minuten hören Sie mich. Ich muß zunächst ein Bekenntniß ablegen, um der Wahrheit die Ehre zu geben und keinen Verdacht von Täuschung auf mich zu laden. Mein Vater hinterließ mir die Anwartschaft auf eine reiche Erbschaft, dagegen aber . . . «

»Ich weiß Alles! Habe Alles erfahren! Es ist nichts damit,« schaltete sie ein.

»Mein Vermögen ist daher . . . «

»Hören Sie auf!« rief seine gütige Beschützerin, »wir fragen nicht danach, aber Ihre Aufrichtigkeit freut mich um so mehr. Jetzt werde ich Ihnen meine Meinung sagen. Sie haben Schulden.«

»Ja, Frau Commercierräthin.«

»Ihre Schulden werden Sie bezahlen.«

»Das ist mein fester Vorsatz.«

»Schreiben Sie Alles auf, es soll gemacht werden. Wie steht es mit Ihrem Gute?«

»Es ist allerdings sehr schwer verschuldet,« sagte Richard von Lorberg, »allein wenn Ihre Güte mich in den Stand setzt, das Nothwendige zu thun . . . «

»Ihre Frau wird die Hypotheken kaufen,« fiel sie ein.

»Dann denke ich mein Leben gänzlich zu ändern,« sagte er, »ein Landmann zu werden und durch Fleiß und ausdauernde Thätigkeit manche Fehler gut zu machen.«

Die Frau Commercierräthin nickte vergnügt dazu.

»Der Baron von Lorberg,« erwiderte sie, den Kopf aufwerfend, »wohnt mit seiner jungen Frau im Sommer auf seinem Schlosse, im Winter aber wohnt er bei mir in der Stadt, und wir machen eine glückliche Familie.«

Ein leiser Schauer schüttelte ihn, aber die Frau Commercierräthin breitete ihre Arme aus, und er fiel hinein. Zugleich schrie sie laut nach Susetten, und Susette war da, wo sie sein sollte.

»Komm her, mein liebes Kind,« sagte die Frau Commercierräthin, Richard bei der Hand haltend, »hier ist jemand, der eine Frage an Dich zu richten hat, aber die Frage ist überflüssig und die Antwort ebenfalls. Hier ist der Herr von Lorberg, Dein Bräutigam!«

Was nun geschah, ging traumartig an Richard von Lorberg vorüber. Er befand sich in einem Sinnentaumel, der ihn halb unzurechnungsfähig machte. Susette schwatzte

und lachte mit ihrer Tante um die Wette, und er selbst machte es nicht besser. Es wurde von tausend Dingen gesprochen, von Verlobung, von Hochzeit, von Einrichtungen und Ausstattungen, von großer Freude und großen Ueberraschungen, von Festen, Einladungen und Reisen. Endlich war von der Veröffentlichung dieses Bündnisses die Rede, und damit kehrte einige Besinnung bei Lorberg zurück. Das Licht verschwand, das ihm bisher geleuchtet. In scheuer Erwartung verneigte er sich, als die Tante sich an ihn wandte und ihn anredete.

»Mein lieber Lorberg,« sagte sie, »oder mein lieber Nefte,« fügte sie wohlgefällig hinzu, »Sie werden nun allerdings am liebsten wollen, daß wir auf der Stelle die Karten stechen lassen und die Verlobungsanzeige in die Zeitungen rücken.«

»Allerdings, meine beste – Tante,« erwiderte Richard, »ich hoffe . . . «

»Dieses Mal hoffen Sie nichts!« versetzte die Frau Commercierräthin in ihrer entschiedenen Tonart. »Ich habe Ihnen einen Vorschlag zu machen, den ich mir überlegt habe. Susette muß sich gedulden und Sie auch, mein Herr Nefte. Zunächst soll es Niemand erfahren, was hier vorgegangen ist.«

»Aber, Tante!« rief Fräulein Susette erstaunt.

»Beste Frau Tante!« sagte Richard mit einem Athemzuge der Freiheit.

»Ich habe meine Gründe!« antwortete die Frau Commercierräthin, »reden Sie nichts hinein. Der Herr Nefte hat eine Reise auf sein Gut nöthig, wo gewiß Vieles in

dem lange nicht bewohnten Schlosse mangelt und schadhaft geworden ist, also in Stand gesetzt werden muß, um seiner jungen Frau zu gefallen. Dahin soll er also auf ein paar Wochen gehen, und gewiß gibt es auch dort anderweitig mancherlei zu hören, zu sehen und vorzubereiten, was ihm nützlich sein kann.«

Sie betonte diese Worte nachdrücklich und lächelte bedeutungsvoll. Richard fühlte sich wie ein Begnadigter, und doch sollte er heucheln. Er wandte sich an Fräulein Susette, aber es kam ihm vor, als lese er in deren Augen ganz dieselbe Heuchelei. Sie blickten sich beide an wie betrübte Erben am Sarge eines Geizhalses.

»Es ist sehr hart, sich unterwerfen zu sollen,« sagte Richard.

»Sehr hart,« lispelte Susette.

»Wir müssen dagegen noch einmal unsere Einwendungen erheben.«

»Wir erheben Einwendungen, Tante.«

»Nichts davon, es bleibt dabei!« rief die Frau Commercierräthin. »Während dieser Zeit treffen wir ungestört unsere Vorbereitungen, mein Kind. Wir sagen den neugierigen Leuten: der Herr Baron ist zur Jagd auf seinen Gütern, wir wissen nicht, wann er zurückkommen wird. Während dessen machen wir unsere Einkäufe und der Herr Neffe bringt alle seine Affairen in Ordnung.«

Sie nickte dabei wieder sehr bedeutungsvoll, und ihre Blicke irrten nach den Geldpapieren hin, die neben dem großen Rechenbuche lagen.

»Es wird uns nichts helfen, beste Susette,« sagte Richard bedauerlich.

»Nein, es wird uns nichts helfen,« seufzte sie.

»Wir werden der gütigen Tante gehorchen müssen.«

»Ja, wir werden gehorchen müssen.«

»So wollen wir uns mit Hoffnungen trösten.«

»Mit glücklichen Hoffnungen, daß sich erfüllt, was wir wünschen.«

Er lächelte gewaltsam dazu. »O, gewiß,« sagte er, »ich kehre bald zurück.«

»Und dann geben wir eine große Gesellschaft,« fiel die Frau Commercierräthin ein. »Niemand soll es ahnen; Alle sollen überrascht werden, wenn ich es feierlich proclamire.«

»Doris wird erstaunt sein!« lachte Susette.

»Es werden Viele erstaunt sein,« rief die Tante, stolz den Kopf aufwerfend, aber sie sollen Dich alle beneiden. Du hast Deine Wahl getroffen, mein Kind, ich habe Dir meinen Segen gegeben, Keiner soll darüber Bemerkungen machen, werden manche sein, die sich wundern; aber sie sollen sich wundern. Reiche Leute giebts genug an der Börse. Du sollst kein Börsen-Artikel werden.«

Es war für Richard von Lorberg nicht besonders angenehm, diese Bemerkungen zu hören, allein er verschluckte sie, so gut es ging; auch waren sie wohl gemeint, nur der Widerschein der hochmüthigen Gedanken seiner Beschützerin. Nach einiger Zeit wurde ein Frühstück aufgetragen. Die Frau Commercierräthin ließ aus der tiefsten Ecke ihres Weinkellers eine Flasche Ungarweins

heraufbringen, von dem nur einige wenige Exemplare vorhanden waren, welche der selige Commerciendrath ihr noch auf seinem Sterbebette dringend empfohlen hatte, sie für festliche Gelegenheiten aufzusparen und nicht etwa beim Leichengeleite leichtsinnig Preis zu geben. Jetzt ließ die Tante darin das junge Paar leben, und der feurige Wein öffnete ihr das Herz zu vermehrter Vertraulichkeit. Was sie zu keinem Menschen in der Welt gethan, that sie zu ihrem erwählten Neffen. Sie machte ihm Mittheilungen über ihr Vermögen, ließ ihn in ihr großes Rechenbuch sehen, und Richard von Lorberg erblickte darin Zahlen, die seine kühnsten Erwartungen überstiegen. Es war kein Zweifel, daß die Frau Commerciendrathin Wittenberg ein großes Vermögen besaß, kein Zweifel auch, daß dieses einst ihm zufallen werde, wenn er sich ihr Wohlwollen zu erhalten verstand, und sie gab ihm Beweise dieses Wohlwollens, noch ehe er sie verließ.

Als sie Susette einen Auftrag gegeben, der diese entfernte, steckte sie ein Papier in die Brusttasche seines Rockes. »Das nehmen Sie mit,« sagte sie, »es ist für Sie bestimmt. Reicht es nicht, so kann später mehr nachfolgen. Ich will, daß Sie mit Ihren Finanzen vor allen Dingen und zunächst in Ordnung kommen; es soll Niemand von Ihnen sagen, daß Ihre Umstände nicht in Ordnung seien, und von Susetten soll man auch nicht sagen . . .«

»Aber theuerste Tante,« unterbrach er sie, »wie soll ich . . .«

»Es ist gut!« rief sie, ihr Raubvogelgesicht vorstreckend und ihn anleuchtend. »Sagen Sie kein Wort weiter, wir

wollen Beide darüber schweigen. Was vorbei ist, ist vorbei, Sie werden künftig ein besserer Mensch sein. Wenn ich das nicht wüßte, nicht sähe, wie Sie ernsthaft und besonnen geworden sind, würde ich mich bedenken müssen, Ihnen Susetten zu geben.«

Nach einiger Zeit empfahl er sich mit dem Versprechen, bald zurück zu kehren und den Nachmittag und Abend mit den beiden Frauen zu verleben: »um Susetten zu trösten,« sagte die Tante. Am folgenden Tage aber schon sollte er reisen, denn je eher fort, um so eher wieder hier, entschied sie. »Bleiben Sie länger, so werden wir unser Geheimniß verrathen.«

»Dann werde ich reisen müssen,« sagte er zu Susetten.

»Und ich werde allein bleiben,« klagte sie.

»Sie werden an mich denken,« fuhr er fort.

»Das werde ich zu allen Stunden!« rief sie mit so vieler Lebendigkeit, daß er davor erschrak.

Es war ihm sonderbar zu Muthe, als er aus dem Hause trat. Glück und Unglück, Hoffnung und Niedergeschlagenheit, Erwartung und Gewißheit füllten seinen Kopf. Er war gegangen mit dem Muthe eines Menschen, der entschlossen ist, dem Schicksal, dem er nicht entgehen kann, zu trotzen, er kehrte zurück mit dem leichtsinnigen Trost, daß er Zeit gewonnen habe, daß also noch nicht Alles entschieden sei, und daß er noch frei sein könne, wenn er wolle; aber gleich darauf fühlte er, daß er keinen Willen mehr habe, denn er fühlte die Kette hinter sich klirren, deren Ende die alte Frau mit dem Raubvogelgesicht

in der Hand hielt. Der Haken saß in seiner Brusttasche, in dem Stück Papier, das sie ihm dort hingeschoben.

Er konnte sich nicht enthalten, hinein zu blicken. Es war eine Anweisung auf die Bank auf fünftausend Thaler. Das war eine Hülfe, die ihm nothwendig war. Er konnte dieses Papier nicht zurück geben, er konnte nicht los von diesem Ringe, hinter dem noch andere folgten. Mit erwärmender Begier dachte er an die Zahlen, welche er in dem Rechenbuche gesehen, dachte er an die Freuden, welche seiner warteten, wenn die Kasse der Tante sich öffnete, wenn alle seine Schulden getilgt seien, wenn Weißenstein ihm wieder gesichert war, wenn alle die bange Zweifel über seine Zukunft nicht mehr vorhanden. Er konnte nicht los von diesen Vorstellungen und fühlte im Voraus etwas von der Eigenthümlichkeit des Reichthums, der sich verlockend vor ihm zeigte; er fühlte die Lust am Besitze, und doch wiberstanden ihm noch immer die Mittel, um dazu zu gelangen.

Das Benehmen der Frau Commercierräthin hatte bei aller Zärtlichkeit für ihn doch nicht wenig Demüthigendes, sie begann bereits, ihn ganz eben so abhängig von ihrer Großmuth zu betrachten, wie Susetten; er konnte leicht voraussehen, was in der Folge geschehen würde. Als sie ihm sagte, daß man von ihm nicht glauben solle, seine Finanzen seien zerrüttet, und von Susetten nicht glauben, daß sie einen solchen Mann nähme, hatte er sie rasch unterbrochen, denn er wußte, was nachfolgen würde. Ihre ganze Berechnung war ihm klar genug. Die geldstolzen Getreide-, Spiritus- und Börsenjobber sollten

nicht sagen, daß Susette sich einen verarmten und verschuldeten Edelmann genommen, und daß sie selbst ihr diesen ausgesucht habe. Er sollte in der Stille seine Gläubiger abfinden, sollte auf seinem Gute Ordnung schaffen. Es sollte heißen, er richte sein Schloß ein, und sie wollten ihren Geldbeutel öffnen, um die Spötter zum Schweigen zu bringen. Ihrer eigenen Eitelkeit brachte sie diese Opfer, aber sie wurden nicht umsonst gebracht. Die hochmüthige Frau verlangte dafür eine Herrschaft und Oberaufsicht, an welche er mit dem äußersten Widerwillen dachte. Was er annahm, traf das Richtige aber einen Grund der Frau Commerciendrathin, ihn auf einige Zeit zu entfernen, kannte er nicht, und doch wirkte dieser zu meist dabei mit. Sie hatte ihn jetzt festgemacht, aber er sollte allen Anfechtungen des schwarzen Fräuleins entzogen werden. Er sollte fort auf's Land, damit er sie nicht sähe, nicht etwa leichtsinnige Streiche machte. Sie war nicht sicher davor und traute der ränkevollen Lehrerin noch weniger als ihm. Darum war es das Beste, ihn zu entfernen, um seine Thorheit in Vergessenheit zu bringen. Zunächst aber war Richard von Lorberg frei, und dieser Gedanke überwog bei ihm alle anderen. Er wollte, was ihn bedrängte, rasch abthun, sodann auf sein Gut reisen, dort bleiben so lang als möglich, alles Weitere werde sich finden. Mit dem Leichtsinne der Jugend überließ er sich dem Augenblicke und verschob den Ernst auf spätere Zeit. Rasch eilte er durch die Straßen, allein plötzlich wurden seine Schritte langsamer, als er in einiger Entfernung vor sich Seehausen stehen sah, der mit einer

zweiten Person sprach, welche keine andere war, als der Agent Jakob Wolf.

Seehausen schien sehr lustiger Laune zu sein. Sein rothes, dickes Gesicht sah ausnehmend gemein aus. Der Hut saß ihm auf einem Ohr, der schmutzige Paletot flatterte schäbig und zerrissen um seine Beine.

Es war zu spät um ungesehen zu entkommen. Der Hauptmann hatte seinen Verwandten schon bemerkt, und wahrscheinlich machte er den Agenten aufmerksam, der, wie es schien, Seehausen von einem Vorhaben abzuhalten suchte; denn er hielt ihn fest und redete auf ihn ein.

»Gut,« sagte Seehausen, »ich will es auf der Stelle thun. Eine Frage steht frei. Ist's nicht wahr, Vetterchen?«

Damit grins'te er Richard entgegen und streckte ihm vertraulich eine Hand hin. In derselben Weise, wie der alte Herr von Feldheim, schien auch Richard diese Begrüßung nicht zu bemerken.

»Welche Frage wollen Sie an mich thun?« redete er ihn an.

»Wollen Sie Weißenstein verkaufen?«

»Wer will es kaufen?«

»Ich will es kaufen.«

»Sie?« fragte Lorberg, ihn betrachtend.

»Gute Bedingungen,« sagte Seehausen. »Alle Hypotheken übernommen, alle Schulden bezahlt, dazu ein anständiges Capital in Ihre Hände, Vetterchen.«

»Wenn Sie etwas kaufen wollen,« erwiderte Richard von Lorberg, der seine Blicke über Seehausen gleiten

ließ, »so gibt es, sollte ich denken, nothwendigere Dinge.«

Mit diesen Worten wandte er sich um, und er hörte Jakob Wolf's lautes Gelächter, aber auch Seehausen's heisere Stimme, die hinter ihm her schrie:

»Danke, Vetterchen, danke! Aber ich habe Ihnen noch mehr zu sagen.«

»Ich will nichts mehr von Ihnen hören,« erwiderte Richard indem er sich rasch entfernte.

#### FÜNFZEHNTE KAPITEL.

Erst zu Ende des October kehrte Lorberg von seiner Reise zurück; denn es waren aus den zwei Wochen, welche er auf seinem Gute zubringen wollte, mehr als noch einmal so viele geworden. Er fand mancherlei Beschäftigung, die seine Zeit ausfüllte, denn die Frau Commerciendrathin hatte vollkommen Recht, daß hier viel zu schaffen und zu ordnen sein würde. Das Wohnhaus, welches Schloß genannt wurde, befand sich in schlechtem Zustande und bedurfte mehrerer Ausbesserungen und Erneuerungen, um es in leidlichen Zustand zu setzen; daneben aber lernte er die wirthschaftlichen Verhältnisse kennen und konnte sich durch eigenes Anschauen von vielem unterrichten, was ihm bisher völlig fremd geblieben. Seit langer Zeit war er nicht hier gewesen, und damals war er ein leichtsinniger junger Herr, der nur Vergnüglichkeiten suchte, an nichts dachte, als wie er seinen Pächtern Geld und Vorschüsse abnehmen könnte, und sich so rasch als möglich wieder damit entfernte.

Jetzt kam er mit anderen Grundsätzen, aber es war auch hier kein Geld mehr zu holen. Pacht und Gefälle waren längst mit Beschlag belegt, und die Pächter wußten besser denn viele Leute in der großen Stadt, wie übel es mit dem Herrn Baron stand. Das Nächste, was Richard von Lorberg auffiel, war daher auch die geringe Achtung, mit welcher er behandelt wurde. Es half ihm sehr wenig, daß er sich freundlich und theilnehmend bezeigte, im Gegentheil hielt man dies für die sichersten Zeichen seiner Heruntergekommenheit, die ihn demüthig machte. Es war überall verbreitet, daß das große Gut nächstens zum gerichtlichen Verkauf kommen würde, und einige Male kamen sogar Leute, welche es im Voraus besichtigten, um sich eine Meinung zu verschaffen. Der Pächter des Hauptgutes, dessen Pachtzeit im nächsten Jahre abließ, hatte jedoch selbst Lust, es zu kaufen, er war somit um so mehr bemüht, Alles aufs tiefste herunter zu setzen und ein abschreckendes Bild von dem jämmerlichen Boden und dessen mühsamer und unfruchtbarer Bestellung zu geben. Daß er arm gekommen und jetzt ein wohlhabender Mann geworden, verschwieg er, um so mehr klagte er über seine Verluste und wie er Gott danken werde, wenn er endlich von der Pacht erlös't sei.

Richard hatte Gelegenheit, ein Gespräch dieser Art mit anzuhören, bei dem auch von ihm selbst die Rede war.

»Es ist also gänzlich vorbei mit ihm?« fragte der Fremde.

»Alles vorbei,« sagte der Pächter, »Alles durchgebracht.«

»Aber was wird denn aus ihm werden?«

»Ja, was wird aus ihm werden! Wenn er Gutes thun will, kann, der das Gut kauft, ihn vielleicht aus Mitleid behalten.«

»Das wäre eine schlimme Zugabe!« lachte der Fremde. »Einen solchen Verschwender, der nicht arbeiten will!«

»Nun, das lernt sich schon, wenn der Hunger dahinter ist,« meinte der Pächter. »Im Uebrigen ist er anständig genug, und gut schießen kann er auch, als Jäger ist er also immer zu gebrauchen.«

»Wenn ich in seiner Stelle wäre,« sagte der Fremde, »ich ginge nach Amerika. Dahin gehören solche Nichtsthuer, da müssen sie arbeiten.«

»Es wird ihm auch wohl zuletzt nichts weiter übrig bleiben,« erwiderte der Pächter. »Die ganze Schuld hat er aber nicht. Sein Vater war auch so, der dachte nicht an Sparen; freilich damals war noch immer von der großen Erbschaft die Rede, aus der nachher nichts geworden ist.«

Richard mochte nichts weiter hören. Mit glühendem Gesichte schlich er sich fort und lief durch Felder und Büsche, wie von der Stimme gejagt, die hinter ihm her schrie: Verschwender! Elender! Fort nach Amerika!

Um so wirksamer kamen darauf seine Entschlüsse, alle diese üblen Meinungen zu Schanden zu machen, und um so nachhaltiger wurde der Ernst, mit dem er zu handeln begann. Von der bedeutenden Summe, mit welcher die Frau Commercierräthin ihn ausgestattet, war noch ein Theil in seinen Händen, und er wandte ihn an, um das

Haus zu verbessern und allerlei Einrichtungen zu treffen. Der Pächter erstaunte darüber, inzwischen fiel ihm ein, daß dies darum geschehe, um beim Verkauf einen höheren Preis zu erzielen und so vielleicht noch zu einem Reisegelde zu gelangen. Im Stillen aber lachte er den einfältigen Baron aus und freute sich über diesen Eifer, der ihm selbst zu Gute kommen müßte. Richard setzte inzwischen seine Beobachtungen fort und war bald im Stande, zu beurtheilen, daß der Pächter bedeutenden Gewinn mache. Der Boden war größtentheils gut, und Manches konnte gethan werden, um den Ertrag bedeutend zu erhöhen. Er machte vielerlei Plane und Entwürfe, was geschehen solle, sobald Weißenstein ihm wieder gehöre und er die nöthigen Mittel besitze. Er fand auch einige Bücher und Schriften über die verschiedenen Zweige der Landwirthschaft im Hause, und es machte ihm Vergnügen, diese zu lesen und über ihre praktische Anwendung nachzudenken. Das Eine fügte sich zum Anderen. Je mehr er sich in diese Gedanken einlebte, um so mehr kann er darauf, sie zu verwirklichen, und diese Verwirklichung war sein Phantom, sie lag in seiner Hand; er sah mit jedem Tage mehr ein, welche Thorheit es sei, noch jetzt dagegen Einwendungen zu machen. Vor der Zukunft, die sein Pächter als gewiß schilderte, sah er sich gesichert. Eine Hand voll Geld hatte die Leute umher schon weit höflicher gemacht und den Spott von ihren Gesichtern verscheucht; wie dann erst, wenn er mit voller Tasche hier einzog! Alle würden schnell wieder demüthig werden, und selbst der Adel in der Nachbarschaft

würde schwerlich Umstände machen, Susetten mit voller Anerkennung in seinen Kreisen zu empfangen.

»Weil sie Geld hat!« sagte er hohnvoll lachend, und ihm fiel der würdige Hauptmann ein mit seinem Wahlspruch: Leben ist die Hauptsache! »Ja wohl, leben ist die Hauptsache, und ich will leben,« sagte er, »doch in anderer Weise als bisher. Mit meiner Vergangenheit habe ich für immer abgeschlossen, und mit meiner Zukunft will ich mich versöhnen. Was mir vom Schicksale nicht gewährt wurde, will ich vergessen, was es mir gibt, will ich zum Besten benutzen und wie ein Mann handeln – wie ein Mann, der klug ist, wie Jakob Wolf sagt.«

So handelte er denn als ein kluger Mann, indem er an die Frau Commercierräthin einen ziemlich ausführlichen Brief schrieb, der mit vieler Liebenswürdigkeit im Ton zugleich eine klare Schilderung der Verhältnisse gab, wie er diese auf seinem Gute gefunden. Dem guten Humor mischte sich au der Ernst bei. Er erwähnte etwas von seinen Vorsätzen sowohl, als von seinen Hoffnungen, und schloß dann mit der Bitte, ihm zu verzeihen, wenn er länger bleibe, als er gewollt, wobei Niemand so viel verlöre, als er selbst. Dem Brief lag ein anderer an Fräulein Susette bei, und dieser hatte Richard von Lorberg bei Weitem mehr Schwierigkeiten gemacht.

Er konnte schon den Anfang nicht finden; dann überlas er jeden Satz, und halb fertig, zerriß er ein halbes Dutzend Bogen. Endlich war er zu Ende; allein nun kam ihm das Ganze zu kalt und förmlich vor, und er begann

einen anderen, über den er bald einen wüthenden Strich machte, weil er viel zu heiß gerathen war.

»Lügen kann ich nicht,« murmelte er vor sich hin. »Ich kann ihr nichts betheuern, was mir ins Ohr schreit: Heuchler! Vielleicht,« fuhr er dann vor sich niedersehend fort, »geht es künftig besser. Man sagt ja, daß in den meisten Ehen die Liebe erst nach der Hochzeit kommt, daß sie in Grunde eine Gewohnheitssache ist.«

In diesem Augenblicke dachte er an etwas, woran er sich gelobt hatte, nicht mehr zu denken, und heftig aufspringend rief er aus:

»Es ist nicht wahr! Liebe ist ein Blitz, der plötzlich in ein Menschenherz dringt, so auch in mein Herz. Aber ich war vernünftig genug, das Feuer zu löschen, ehe es um sich greifen konnte, – oder sie, sie selbst hat es ausgelöscht,« fügte er ruhiger hinzu, »und das war wohl gethan, ich bin davon befreit.«

Die Briefe wurden abgeschickt, und nach einiger Zeit kam Antwort. Die Frau Commercierräthin drückte ihr Wohlgefallen aus und machte einige Scherze über die neugierigen Fragen, welche an sie gerichtet worden und was sie darauf erwidert hätte.

»Nehmen Sie sich Zeit,« sagte sie dann am Schlusse, »und machen Sie alles in Ruhe ab. Wenn irgend noch etwas nöthig ist, so sagen Sie es mir, und Sie sollen es haben. Susette ist mein Kind, mein Schwiegersohn soll glänzend dastehen vor der ganzen Welt. Sobald Sie wiederkommen, wollen wir allen Neugierigen die Augen aufmachen.«

Susette hatte ebenfalls geantwortet, aber leider in einer Weise, die nicht geeignet war, die Falten von seiner Stirn zu bringen. Der ganze Brief bestand aus überschwänglichen Redensarten, Klagen über ihre Einsamkeit, welche wie Spöttereien klangen. Dann gleich hinterher erzählte sie von verschiedenen Festen und Gesellschaften bei ihrer Cousine Doris und an anderen Orten. Hinterher folgten Mittheilungen über die neuesten Moden, welche ganz reizend jetzt zur Winter-Saison eingetroffen, eben so die Mittheilung, daß die herrliche Tante Erlaubniß ertheilt habe, daß sie sich malen lassen solle, endlich die Meldung, daß sie Sehnsucht empfinde, wie noch nie, und daß sie so ungeduldig sei, daß sie kaum länger aushalten könne. Zuletzt schrieb sie von einem Wunder, das sich ereignet habe, doch davon werde die Tante wohl berichten, und eigentlich müsse man es mit eigenen Augen sehen, um es zu glauben. Deßhalb also möge er bald zurückkehren und niemals vergessen seine hoffende Susette.

Von dem Wunder hatte die Frau Commercierräthin nichts erwähnt, aber daß Susette nicht vergessen werde, dafür hatte sie selbst gesorgt. Richard von Lorberg bestrebte sich nach Möglichkeit, ihr Angedenken von sich abzuhalten, das dieaer Brief allzu lebendig in Erinnerung gebracht hatte. Er riß ihn in Stücke und warf diese in den Ofen. Dann sah er still lachend zu, wie das Feuer sie verzehrte, und sagte zu sich selbst:

»Ich werde mich hüten, mich damit zu quälen! In tausend Ehen lebt man möglichst weit von einander, warum

soll es in der meinen anders sein? Glücklicherweise bin ich besser gestellt, als viele Unglückliche, die mit dem unwillkommenen Lebensgefährten Zimmer, Tisch und Bett theilen müssen. Wäre das der Fall, bei Gott! nichts sollte mich dazu vermögen, denn es muß eine Hölle sein, mit einem Wesen von widerstrebender Natur so eng zusammengeschmiedet zu verzweifeln; allein mein Gefängniß ist weit, ich kann es mir möglichst bequem darin machen, also läßt es sich ertragen.«

»Zwingende Nothwendigkeiten,« fuhr er dann fort, »muß man hinnehmen, wie sie sind. Hiermit schwöre ich ab, mich weiter darum zu bekümmern. Mag sie treiben, was sie will, verkehrt sein, wie es ihr beliebt. Der Essig,« rief er auflachend, »der in keiner Ehe fehlen soll, ist hier in etwas zu reichlichem Maße vorhanden, aber es ist ja auch hinlänglich Zucker da, um das saure Gericht zu versüßen.«

Noch einige Wochen hielt er es aus, dann kamen die herbstlichen Regentürme, und wohl oder übel mußte er jetzt an Rückkehr denken. Die benachbarten Gutsherren hatte er nicht aufgesucht, ein Schaamgefühl hielt ihn davon ab. Er wußte zu gut, wie man von ihm dachte, und hatte keine Lust, Gastrollen zu Familien-Klatschereien zu geben und dazu herauszufordern. Seine Einsamkeit betrachtete er als eine Buße, und obenein wurde sie ihm nicht lang; weit eher fürchtete er sich, sie aufzugeben, und je näher der Tag kam, wo dieses geschehen mußte, um so unruhiger dachte er daran.

Es war jedoch nothwendig, und mit diesem Zauberworte beschwichtigte er längst allen Widerspruch. Was die Tante befohlen hatte, war erfüllt, was er thun und ordnen wollte, war geordnet, es blieb jetzt nicht mehr übrig, als zurückzukehren in die Gesellschaft der Frau Commercierräthin. Dazu kam denn auch bald eine directe Aufforderung.

Richard hatte zu verschiedenen Malen seiner Gönnerin Wildsendungen in ihre Küche gemacht und dadurch einen Entschuldigungszettel eingesandt, indem er sich als leidenschaftlicher Jäger darstellte, der die eingetretene Jagdzeit, so viel es anging, zu benutzen suchte. Er hatte auch ganz richtig speculirt, wenn er annahm, daß die Eitelkeit der Frau Commercierräthin dies sehr hoch aufnehmen und sie sich sehr geschmeichelt fühlen würde, wenn sie zu der stolzen Cousine Reichenbach und anderen guten Leuten sagen konnte:

»Heute schickte mir oder Baron Lorberg von seiner Jagd einen Rehbock und ein ganzes Dutzend Hühner.«

Aus ihrer Antwort ging die Richtigkeit seiner Voraussetzung hervor. Beim letzten Male aber schrieb sie: »Lassen Sie es für diesmal genug sein und kommen Sie zurück. Wir wollen nun nicht länger zögern, denn ich habe jetzt meine Gründe, daß wir Ihre Verlobung recht bald öffentlich erklären. Ich erwarte Sie also, und Susette ebenfalls. Was Neues sich zugetragen hat, sollen Sie selbst sehen und hören. Sie werden sich wundern darüber, ich thue es auch, aber meine Meinung hat sich nicht verändert.«

Was dieses Neue und Verwunderungswerthe sei, erfuhr Richard somit abermals nicht. Er beruhigte sich darüber; denn was es auch sein mochte, so glaubte er es immer noch früh genug zu hören. Indeß zögerte er nicht, den Willen der Frau, die über ihn zu bestimmen hatte, zu befolgen, und er selbst fühlte zuweilen ein Verlangen danach, daß schnell geschehe, was geschehen mußte; »wie ein Kranker,« sagte er sich selbst, »der lieber die Medicin mit Einem Male nimmt, als mit dem Theelöffel.«

So traf er in der Stadt ein, wohlgerüstet und bereit, seine Rolle als ein guter Schauspieler auszuführen. Da aber der Abend schon gekommen war, konnte er sich nicht entschließen, sofort der Frau Commerciendrathin oder Susetten oder Beiden seinen Besuch zu machen. Sonst hat ein Bräutigam gewöhnlich Sehnsucht nach dem Wiedersehen, Richard von Lorberg fühlte nichts davon. Er entschuldigte sich vor sich selbst mit vielen Einwänden, und als diese von anderen widerlegt wurden, beendete er seine Zweifel damit, daß ihm eine Vermittlung einfiel. Es fiel ihm ein, daß eine neue Oper gegeben wurde; wahrscheinlich war Susette dort, und wenn dies der Fall, wollte er sich ihr in dieser großen öffentlichen Gesellschaft zuerst vorstellen. Damit entging er manchem, was ihm Furcht einsagte; zugleich war es ein Schritt zur offenen Kundgebung seines Verhältnisses, endlich eine Ueberraschung, die gewiß auch der Tante angenehm sein mußte. Sich selbst überredend, daß dies das Beste sei, was er thun könne, machte er sich auf den Weg, während oder

heimliche Wunsch nicht verschwinden wollte, daß seine Voraussetzungen nicht zutreffen möchten.

Das Haus war sehr gefüllt. Die Vorstellung hatte längst begonnen, kaum gelang es ihm, noch einen Platz zu erhalten. Bald darauf trat ein Zwischenact ein, und er durchmusterte mit größerer Genauigkeit den glänzenden Damenkreis in den Logen des ersten Ranges, ohne die zu entdecken, nach welcher er suchte. Er versteckte sich und sein Gesicht, als er einige Bekannte auf der anderen Seite bemerkte, junge Herren aus der Gesellschaft, denen er verschwunden war und die den lange Vermißten und Wiedergefundenen gewiß in Beschlag genommen hätten. Indem er sich jedoch ihren Beobachtungen zu entziehen suchte, bemerkte er, daß er in einer anderen Loge Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit geworden sei. Ein Herr erhob sich dort von seinem Platze, nahm einer Dame, die vor ihm saß, das große Doppelglas aus der Hand und richtete es auf ihn. Die Dame selbst legte sich in den Polstersessel zurück und sprach zu dem Herrn. Sie war sehr reich gekleidet und geschmückt; um den Arm, den sie auf die Brüstung oder Loge gelegt hatte, funkelte ein breites Goldband mit einem großen Steine, über ihrem Kopf schwankte der kostbare Schweif eines Paradiesvogels. Richard von Lorberg konnte ihr Gesicht nicht genau erkennen. Es schien jung und schön zu sein; er glaubte es gesehen zu haben, ohne sich zu erinnern, wo es gewesen. Der Herr hinter ihr trug einen Orden auf der Brust, seine weiße Halsbinde, die langen weißen Manchetten

und blaßgelben Handschuhe leuchteten aus der Dämmung der Loge. Inzwischen öffnete sich der Vorhang von Neuem, die Aufmerksamkeit richtete sich auf die Darstellung. Richard von Lorberg vergaß darüber und über die Dinge, welche ihn näher angingen, die Dame und ihren Begleiter; nach einiger Zeit jedoch wurde die Loge leise geöffnet, und der Logendiener trat herein und flüsterte ihm zu, daß ihn Jemand zu sprechen wünsche. Als er ihm folgte, stand der Herr mit der weißen Binde draußen. Die Hände auf den Rücken gelegt, wandte er sich so eben zu ihm um und trat ihm näher. Ungläubig verzweifelnd vor dem, was er sah, schien Richard zu erstarren, allein der Herr breitete seine Arme aus, und seine heisere Stimme war eine zu wohl bekannte, um länger sich der Wahrheit zu verschließen.

»Herzlich willkommen, mein theuerster Vetter!« rief er. »Wir haben Sie schon seit mehreren Tagen erwartet.«

»Seehausen!« antwortete Richard ganz fassungslos in seinem Erstaunen. »Sie sind es!«

»Gewiß bin ich es,« erwiderte der Hauptmann, ihn an der Hand fortführend. »Die Oper ist gleich aus, und wir verlieren nichts daran. Meine Frau erwartet uns.«

»Sie war es? In der Loge gegenüber!«

»Flora erkannte Sie sogleich. Warten Sie hier einen Augenblick.«

Er ging in die Loge. Lorberg war so überrascht, daß er noch immer zu träumen glaubte. Das Eine fiel ihm ein, was Susette von einem Wunder geschrieben, die Tante von einer besonderen Neuigkeit, die ihre Meinung nicht

ändern könnte. Das mußte es sein, aber wie war es möglich?!

Er behielt keine Zeit, darüber nachzudenken, denn plötzlich sah er Frau von Seehausen. Wie ganz anders als damals in dem Morgenaufzuge! jetzt in Seide und Sammt, in Gold und Steinen. Er war so verwirrt, daß er ihre freundliche Anrede kaum erwidern konnte. Seehausen kam ihm zu Hülfe.

»Geben Sie ihr den Arm, Vetterchen,« sagte er, die kleinen Augen vor Vergnügen zukneifend. »Geschwind, kommen Sie, ich gehe voran.«

Er ging die Treppe hinab. Frau von Seehausen richtete einige Fragen über sein Befinden und seine Abwesenheit an Richard; er wußte nicht, was er antwortete. Unten fanden sie einen Bedienten mit Mänteln. Frau von Seehausen wurde in einen Ueberwurf von Seidenplüsch eingehüllt. Dann lief der Bediente vorauf und öffnete den Schlag eines Wagens, oder vor dem Eingange hielt. Bei der Miene, sich zurückzuziehen, hielt Seehausen seinen Verwandten fest.

»Nichts da, Vetterchen,« lachte er, »Sie dürfen nicht fort! wir soupiren zusammen; ein paar Freunde werden unsere Gesellschaft vermehren. – Wie gefallen Ihnen meine Pferde? Ich habe sie von Reichenbach vor ein paar Tagen gekauft. Es sind dieselben Schimmel, die Feldheim zu theuer waren. Allerliebste Thiere, he!«

Richard saß im Fond neben der hübschen Cousine, die sich so behaglich in die Seidenpolster legte, als sei sie darin geboren. Er hatte noch immer kein Verständniß

darüber, wie alles, was er sah und hörte, möglich sei, so daß er nur einzelne Worte zurückgab, die deutlich seine Befangenheit ausdrückten. Der Hauptmann lachte endlich lustig darüber auf. Sein dicker, rother Kopf leuchtete wie ein Rubin aus der weißen Halsbinde.

»Ich sehe es Ihnen an, Lorberg,« grins'te er voll Wohlgefallen, »daß Sie geneigt sind, an irgend eine Hexerei zu glauben; es geht aber Alles mit rechten Dingen zu.«

»Bei alledem,« erwiderte Richard, »ist die glückliche Veränderung der Umstände, in welchen ich Sie finde, wunderbar zu nennen.«

»Gar nicht!« lachte Seehausen, »nicht im Geringsten. Geld, Vetterchen, Geld macht Alles! Ein paar glückliche Geschäfte haben das ganze Wunder bewirkt. Hehe! der Doctor Hellmuth fällt mir dabei ein. Der innere Werth, das ist die Hauptsache, sagt dieser weise Philosoph. Das Geld macht aber ohne den geringsten wirklichen Werth aus dem Bettler in einem Augenblick einen Mann, dem Alles zu Diensten steht, und es ist merkwürdig, was die Menschen darüber vergessen können. Unsere geliebte Tante hat jetzt viel Wohlgefallen an uns, wir haben uns allgemeine Hochachtung erworben; allein Alles ist eitel, Alles ist nichtig, wenn der innere Werth uns nicht darüber erhebt. Wir bleiben die alten Freunde, Vetterchen, darin hat sich nichts verändert.«

Richard erwiderte nichts darauf, er zog es vor, lieber nach Susetten und der Commercierräthin zu fragen, und erhielt über Beide gute Nachrichten.

»Sie sind noch nicht bei ihnen gewesen?« fragte Seehausen.

»Ich hielt es so spät nicht mehr für schicklich.«

»Susette war heut Nachmittag bei uns,« sagte Frau von Seehausen; »sie sieht ein wenig angegriffen aus.«

»Aufregung! Sehnsucht!« rief der Hauptmann. »Ich denke, wir werden jetzt angenehme Zeiten erleben, mein theuerster Richard.« Er nickte Lorberg zu, rief aber zugleich: »Da sind wir ja schon, die Schimmel sind capitale Läufer. Ich bin natürlich ausgezogen aus meiner alten Wohnung in der Königsstraße, wie Sie sehen, aber ich hoffe, diese wird Ihnen nicht weniger gefallen. Ich für mein Theil wäre geblieben, aber meinem Engel zu Liebe mußte ich mir einen anderen Tempel des häuslichen Glückes suchen.«

Der Wagen hielt in einer der neuen Straßen im Thiergarten vor einem großen, schönen Hause. Die Treppe war mit Decken belegt, von Gas-Candelabern erleuchtet. Eine lackirte Flügelthür führte in einen großen Corridor, und als sie in diesen eintraten, wurde eine innere Thür geöffnet. Aus dem Zimmer zur Rechten fiel heller Lichtschein, und Frau von Seehausen eilte einer Dame entgegen, welche daraus hervortrat und sie umarmte.

»Wie spät kommt ihr,« rief die Dame, »ihr laßt uns ja entsetzlich warten!«

»Verzeihe, meine theuerste Doris, es war nicht unsere Schuld,« erwiderte Frau von Seehausen. »Wir hatten eine interessante Ueberraschung.«

»In der langweiligen Oper? Aber Du siehst entzückend aus, schöne Flora!«

»In der langweiligen Oper fanden wir unseren liebenswürdigen Cousin.«

Richard hatte hinter dem breiten Rücken seines Veters und dem langen Bedienten, der seinem Herrn den Mantel abnahm, unbeachtet zuhören können, und welche neue Ueberraschung war es für ihn, zu sehen, wie innig vertraut die hochmüthige Frau Reichenbach mit der verachteten Cousine war. Eben reckte der kleine Kunstkenner von der Fonds- und Kornbörse die spitze Nase und den hohen Kragen um die Thürecke und rief dem Vagabunden, den er noch beim Feste der Frau Commercierräthin so arg verspottet hatte, spaßhaft zärtliche Grüße zu.

Das Geld ändert Alles! Es ist wunderbar, was die Menschen darüber vergessen! Dieser spottende Ausruf Seehausen's hallte in Richard wieder; es war alles wahr und gewiß, was er sah, er konnte nicht daran zweifeln. Er wurde der geistreichen Cousine vorgestellt, Herr Reichenbach schüttelte ihm die Hände, dann wurde er heringeführt und mit Fragen überschüttet. Er mußte sich zu den Damen setzen und Rechenschaft geben, wo er gewesen, was er getrieben; aber man wußte schon, daß er auf sein Gut gereis't,« große Jagden dort gehalten und der Frau Commercierräthin artige Geschenke an Wild zugesandt.

Herr Reichenbach neigte sich dabei an des Hauptmanns Ohr und fragte leise etwas hinein, was der Hauptmann eben so leise beantwortete. Herr Reichenbach fragte: »Was hat jeder Hase ihr gekostet?« und der Hauptmann sagte darauf: »Sie hätte wenigstens fünfhundert dafür auf dem Markte kaufen können.«

»Wann soll denn nun die Verlobung sein? fragte Herr Reichenbach weiter, während die beiden Damen Richard von Lorberg beschäftigten.

»Wir werden es bald genug erfahren,« antwortete Seehausen. »Die ganze Ausstattung ist bestellt und gekauft. Das große Geheimniß läßt sich nicht länger mehr verschweigen.«

»Gott,« sagte Herr Reichenbach, »die alte Frau hat den Verstand verloren!«

»Vielleicht bekommt sie ihn wieder,« lachte Seehausen.

»Wie so?« fragte Herr Reichenbach, und da der Hauptmann mit den Schultern zuckte und er schlau genug war, zu begreifen, was in den verschmitzten Augen seines Freundes geschrieben stand, fügte er hinzu: »Es wäre zu wünschen; ich begreife überhaupt nicht, wie sie auf diesen Baron gekommen ist. Nicht einmal von Kunst versteht er was.«

Seehausen zog ein eigenthümliches Gesicht und sagte ihm ins Ohr:

»Wie dieser Baron auf sie gekommen ist, begreife ich um so besser. Aber da kommen eben die Austern, mein lieber Reichenbach, heut Abend erst aus Hamburg angelangt; fettere und größere haben Sie noch nie gegessen.«

Herrn Reichenbach's Augen leuchteten in den Nebensalon, wo der Tisch bereit stand, und seine Lippen zogen sich kußhaft zusammen, während er seine Hände begierig in einander rieb und Lorberg mit unverkennbarer Verachtung ansah.

Dieser nichtsnutzige Baron unterhielt die Damen mit spaßhaften Gespenster Geschichten, ohne die geringste Achtung vor dem Appetit ehrlicher Leute, welche vergebens allerlei Zeichen ihrer Ungeduld gaben.

Er erzählte den Damen, daß es in dem alten verfallenen Hause, welches er sein Schloß nannte, geisterhaft umgehe und Niemand es sich nehmen lasse, daß eine Ahnfrau dort ihr Wesen treibe, welche bei wichtigen Familien-Ereignissen sich jedesmal zeige.

»Ist es denn wahr?« lachte die geistreiche Cousine.

»Es soll wahr sein,« erwiderte er.

»Ist sie Ihnen nicht erschienen?« fragte Frau von Seehausen.

»Gewiß, in der letzten Nacht war sie da. Als ich aufwachte, sah ich sie an meinem Bette sitzen.«

»Das ist ja fürchterlich!« rief die geistreiche Cousine. »Warum erschien sie Ihnen?«

»Sie erscheint nur,« erwiderte Richard, »wenn einer ihrer Nachkommen geboren wird oder sterben soll, oder auch, wenn er sich verheirathet; aber dann nur, wenn er sich glücklich verheirathet.«

»Und da Sie schon geboren sind und keine Lust zum Sterben haben,« sagte Seehausen, »so bedeutet es eine glückliche Heirath.«

»Das sind auch meine Gedanken,« lachte Richard, indem er die Blicke erwiderte, mit denen er betrachtet wurde.

»Was die Geister versprechen, wird immer wahr, Vetterchen!« rief der Hauptmann, zärtlich grinsend.

»Wir wollen darauf anstoßen, gleich darauf anstoßen, wie es gute, alte deutsche Sitte ist!« schrie Herr Reichenbach, der nicht länger warten konnte und sich auf Frau von Seehausen stützte, die er in den Salon führte.

Lorberg folgte mit der geistreichen Cousine, und die kleine Gesellschaft hielt ein luxuriöses Mahl, bei welchem es sehr heiter herging. Seehausen's schöne Wohnung war glänzend eingerichtet, der Speise-Salon aufs eleganteste decorirt. Es brannten große, reich vergoldete Lampen, von Silber war das gesammte Tischgeräth, das feinste Porcellan-Geschirr, der feinste Damast in Fülle vorhanden. Richard dachte an die abgestoßenen Gläser, an die Scherben und an das zerrissene Schlaf-Sopha mit den schmutzigen Kindern. Er fragte nach diesen.

»Ihre Bonne hat sie schon zu Bett gebracht,« lächelte Frau von Seehausen.

»Morgen sollen Sie diese theuren Pfänder unseres Glückes sehen,« sagte Seehausen. »Aber Ihr Glas, Lorberg, nehmen Sie Ihr Glas. Ich hoffe, dieser Wein soll Ihnen nicht weniger gefallen, als damals. Hehe! wissen Sie noch, wo uns Susette überraschte?«

Ein allgemeines Gelächter folgte dieser Frage nach.

»Keine Ueberraschung mehr!« schrie Seehausen dazwischen. »Die Ahnfrau soll ein glückliches Zeichen gewesen sein, daß wir bald ein glückliches Brautpaar an diesem Tische sitzen sehen.«

Der Humor, mit welchem Richard durch seine Erklärung über die glückliche Heirath, die ihm verheißen worden, die Anspielungen über seine Reise, über seine Rückkehr und über die Freude der Frau Commercierräthin beantwortete, war trotzige Selbstverspottung gewesen. Er sah, daß nichts mehr zu verheimlichen blieb, daß dieser Kreis theurer Verwandten vollkommen wußte, wie es stand, war daher besser, ihnen entgegenzukommen, als länger auszuweichen. In dieser Stimmung gab er auch jetzt seine Antworten; es wurde viel darüber gelacht, und die geistreiche Cousine brachte witzige Bemerkungen und Schlagwörter hinein, welche von den Anderen aufgefangen und weiter verarbeitet wurden. Richard selbst war dabei voran. Sein Gehirn brannte, er war aufgelegt zu einer halb tollen Lustigkeit, zum Witz, zur Ironie, zum Uebermuth, die ihn zum liebenswürdigen Gesellschafter machten. Seehausen's feine Weine wurden nicht geschont; sein Souper war köstlich; Herr Reichenbach mußte eingestehen, daß man es nicht besser bei ihm haben könnte.

So vergingen die Stunden bis nach Mitternacht, bis endlich keine Ermunterung zum längeren Bleiben mehr helfen wollte. Der Wagen des Herrn Reichenbach wartete längst vor dem Hause. Richard durfte nicht gehen, er wurde mitgenommen.

»Wir werden künftig eine Familie sein!« schrie Herr Reichenbach zärtlich, indem er ihn an sich drückte.

»Wir werden künftig eine Familie sein!« lachte Lorberg auf, als er allein war; »ich werde dieses unermeßliche Glück aber kaum ertragen können.«

#### SECHSZEHNTE KAPITEL.

Am nächsten Morgen machte er seinen Besuch bei der Frau Commerciénrätin, die ihn mit aller Herzlichkeit empfing, welche sie für ihn von Anfang an gezeigt hatte. Lorberg empfand bei ihr das Gefühl, daß sie es gut mit ihm meine, ein Gefühl der Dankbarkeit, dem sich sein Herz nicht verschloß. Was auch auf Rechnung ihrer Eitelkeit gesetzt werden mußte, welche selbstsüchtige Plane und Absichten sie verfolgte, immer blieb genug übrig für die Zuneigung, die sie in ihrer Weise ihm zuwandte. Das las er in ihren Mienen und Blicken, und er erwiderte es um so mehr, je sicherer er wußte, daß alle die Freundschaft, welche ihm erst gestern Seehausen und seine Gesellschaft bezeigt eine leere und falsche sei, die augenblicklich in ihrem rechten Lichte erscheinen würde, sobald die Umstände dies nöthig machten.

Fräulein Susette war nicht zu Hause, die Tante theilte ihm aber lächelnd zu seinem Troste mit, daß sie bald kommen würde, und wenn sie jetzt nicht da sei, so sei sie doch immer mit ihm beschäftigt. Er konnte sich den Sinn nicht recht erklären, aber er begnügte sich damit, und da es genug zu besprechen und zu berichten gab, so saß er

lange Zeit neben der alten Dame, die aufmerksam zuhörte, was er ihr darstellte, und ihren praktischen Verstand durch ihre Antworten bewies. Als er ihr mittheilte, was ihm gestern begegnet sei und wo und wie er Seehausen gefunden habe, nahm ihr Gesicht den raubvogelartigen Ausdruck an.

»Ich habe es Ihnen nicht schreiben wollen,« sagte sie, »denn ich weiß selbst nicht, wie es gekommen ist, aber so wie Sie fort waren, geschah die Merkwürdigkeit. Woher er das Geld bekommen hat, ist ein Geheimniß, wie viel es ist, weiß eben so wenig Einer. Hat er einen Schatz gefunden oder einen Dummkopf betrogen, ich kann's nicht sagen. Aber es sind Manche, die da glauben, er habe wirklich große Mittel, Andere glauben's nicht, und dazu gehöre ich, denn warum spielt er wagehalsig an oder Börse? Angefangen hat er großartig. In drei mal vierundzwanzig Stunden war aus ihm ein reicher Mann geworden. Das heißt, was man reich nennt, ich will's nicht untersuchen. In drei Tagen war er in seiner neuen Wohnung prächtig ausgestaffirt, und an der Börse stand er als ein neuer König, kaufte und bezahlte und hatte gleich eine glückliche Hand, wie mir Reichenbach sagte, denn er hat gewonnen und immer wieder gewonnen.«

»Darum hat er natürlich die Meinung derjenigen ebenfalls gewonnen, welche früher nicht so gündtig über ihn urtheilten,« lächelte Richard.

»Reichenbach hat sich mit ihm eingelassen, sie machen Geschäfte,« antwortete sie; »Andere mögen es auch thun,

ich ändere meine Meinung nicht. Wenn ich auch geschehen lassen muß, daß er kommt und seine Frau, die plötzlich eine Dame geworden ist, der nichts gut genug sein kann und nichts theuer genug, ich gehe nicht zu ihnen, will nichts sehen von ihren Kostbarkeiten.«

Sie legte ihre magere gelbe Hand auf seinen Arm und sah ihn freundlich an.

»Zu Ihnen fasse ich Vertrauen,« sagte sie, »und es bleibt Alles so, wie ich es angeordnet habe. So bald Sie wollen, zahle ich Ihnen aus, was Susetten gehört. Kündigen Sie die Capitale, die auf Ihr Gut stehen, und wenn Sie Geld nöthig haben, sagen Sie ein Wort, so wird's genug sein.«

Richard von Lorberg erwiderte dankend, daß er ihre Güte nicht nöthig habe, und in der Fortsetzung des Gespräches fügte er die Versicherung hinzu, daß seine Verpflichtungen gedeckt seien, was seiner Gönnerin Freude zu machen schien.

»Ich glaube e Ihnen auf Ihr Wort,« sagte sie, »aber es ist mir um so lieber, es zu hören, weil schlechte Menschen ausgesprengt haben, es müßte mein halbes Vermögen kosten, um alle Ihre Schulden zu bezahlen. – Reden wir kein Wort mehr darüber. Die mir damit gekommen sind, habe ich zum Tempel hinaus gebracht. Was ich will, das geschieht, und da kommt Susette, sie hat sich schon lange darauf gefreut.«

Susette hüpfte in seine Arme, es war ein sehr herzlicher Empfang. Sie hatte so viel zu fragen, zu lachen und

zu scherzen, daß sie in der nächsten Zeit nicht recht zu Athem kommen konnte.

»Finden Sie denn auch,« fragte die Frau Commercierräthin, »daß Susette sich verändert hat?«

Richard verneinte es, und Susette selbst rief fröhlich dazwischen: »Ich bin vielleicht ein Bißchen magerer geworden, aber das ist ein Vortheil; denn jedenfalls habe ich dafür an Schönheit zugenommen. Finden Sie es nicht?«

Er fand es nicht, aber er betheuerte doch und sagte ihr Artigkeiten, während er bemerkte, daß allerdings ihre sonst so gesunde Gesichtsfarbe einen blässeren Schein angenommen und ihre lebhaften Augen wie von einem Schleier umflort waren. Sie gab sich zwar Mühe, heiter zu bleiben und allerlei übermüthige Laune zu entwickeln, allein es kam ihm, je länger er blieb, um so mehr so vor, als zwänge sie sich dazu.

»Ich finde,« sagte er endlich, »wenn ich etwas finden soll, daß Sie ernsthafter geworden sind.«

»Sehr schmeichelhaft,« versetzte sie. »Die Tante sagt mir alle Tage, daß mir Ernsthaftigkeit nöthig sei. Aber,« fuhr sie fort, indem sie ihn schalkhaft anblickte, »ich finde das Gegentheil bei Ihnen, ich finde Sie so glücklich aussehend, daß ich überzeugt bin, die Ahnfrau hat Recht!«

Eine plötzliche Röthe trat in sein Gesicht. »O,« lachte er, »wer hat Ihnen das gesagt?«

»Ich war bei meiner Schwester,« erwiderte sie, »die Tante darf nichts davon wissen. Schade, daß ich nicht

gestern dort sein konnte; doch Seehausen ist noch immer kein Liebling hier im Hause, obwohl er viel achtungswerthe Eigenschaften besitzt.«

»Die achtungswertheste,« sagte Lorberg, »ist unstreitig die, daß er das Wunder bewirkt hat, von dem Sie mir schrieben, ohne daß ich es verstand.«

»Wunder versteht man auch nicht,« versetzte Susette, »man sieht oder hört sie und glaubt daran. Seehausen hat plötzlich ein großes Vermögen erworben; nun, in unserer Zeit ist das kein so unmäßiges Wunder, wenn man klug speculirt und Glück hat.«

Sie warf ihm einen eigenthümlichen spöttischen Blick zu, der ihm bis ins Mark drang, und fuhr dabei fort:

»Seehausen hat bei allen seinen Wunderlichkeiten einen edlen Charakter und ist obenein ein galanter Mann, der meine Schwester mit größter Zärtlichkeit liebt, alles thut, was sie wünscht. So müssen die Männer sein.«

»Ich werde mir das merken,« flüsterte er lächelnd.

»Meine Cousine Doris ist jetzt Flora's intimste Freundin geworden,« fuhr Susette fort. »Ich werde in diesem Bunde die Dritte sein, nicht wahr?«

Sie nickte vergnügt zu ihm auf; er konnte nicht dagegen einwenden, wenigstens jetzt nicht; aber welche schöne Aussicht! Und wie war es möglich, daß Susette den edlen Charakter ihres Schwagers herausstrich?

Er blieb zum Mittag bei der Frau Commercierräthin und bis zum Abend. Es wurde Vieles besprochen, endlich auch das Verlobungsfest. Mit ihrer gewöhnlichen

Bestimmtheit setzte es die Tante auf den Dienstag der nächsten Woche fest. Sie hatte Alles schon geordnet, ihre Maßregeln getroffen, die Einzuladenden aufgeschrieben und war noch mitten in ihren Darstellungen, als der Hauptmann von Seehausen gemeldet wurde.

»Was will denn der jetzt?« fragte die reizbare Dame ärgerlich.

Allein Seehausen trat schon herein und nahm die Worte, welche er vernommen, sogleich auf. »Was ich will, meine beste Tante?« erwiderte er sehr freundlich und unbefangen. »Ich will Ihnen zunächst die Hand küssen und Ihnen meinen unterthänigsten Respect beweisen, dann will ich unseren lieben Lorberg hier umarmen und endlich um das Glück bitten, Sie alle morgen Mittags bei uns zu sehen. Eine einfache Suppe, theuerste Tante, gar keine Umstände, wir sind in Familie, keine Fremden, Alles in größter Herzlichkeit!«

Die Tante schlug es sehr bestimmt ab, aber Seehausen verdoppelte seine Bitten.

»Sie dürfen nicht Nein sagen,« bat er, »Flora freut sich unendlich darauf, ich ebenfalls, und heute war ein Glückstag, bestes Tantchen, an welchem nichts fehlschlagen kann. Ich komme so eben von der Börse, es ging gut, sehr gut, und die Aussichten sind noch besser.«

»Dann gratulire ich Ihnen,« antwortete die Frau Commercierräthin, »aber zu Ihnen kommen werde ich nicht. Susette auch nicht, und Herr von Lorberg wird die Wahl haben, ob er mit uns Suppe essen will oder mit Ihnen.«

Der Hauptmann ließ sich durch diese Antwort nicht aus der Fassung bringen. Er blieb höflich und vertraulich. Ganz anders als früher, aber mit derselben Geschmeidigkeit war sein Benehmen ein äußerst geschicktes. Wenn die Frau Commercierräthin auch sagte, daß sie noch immer dieselbe Meinung über ihn habe, so wagte sie doch nicht mehr ihn in derselben Weise zu behandeln. Der Mann in dem feinen Rocke mit dem Orden daran, war doch ein anderer, als jener schäbige, dem sie Almosen verweigerte. Jetzt hatte Seehausen nichts zu bitten, wohl aber prahlte er mit seinen vollen Taschen. In leichter Weise setzte er das Gespräch fort, wagte von Zeit zu Zeit mitten unter seinen launigen Erzählungen auf den Gegenstand zurück zu kommen, und gab ihn erst auf, als er sich überzeugte, daß die geliebte Tante feuerfest sei, wie ein orientalischer Kiesel.

»Solche Gerichte, wie Sie hier finden,« sagte er zu Lorberg, »kann ich Ihnen allerdings nicht vorsetzen; so bleibt mir denn nichts weiter übrig, als guten Appetit zu wünschen.«

Damit drückte er Susetten die Hand, und es kam Richard vor, als flüstere er ihr ein paar Worte zu, dann empfahl er sich und forderte Richard auf, ihn zu begleiten.

»Habe ich Sie morgen nicht mein theuerster Vetter, so will ich Sie heute festhalten.«

Lorberg sagte ihm Dank, erklärte jedoch, noch manche Geschäfte abthun zu müssen, und zum sichtlichen Wohlgefallen seiner Gönnerin ließ er Seehausen allein gehen. Mit keiner Miene verrieth er, wie ermüdet er sich von

ihren Aufmerksamkeiten fühlte, wie sehr er den Zwang empfand, den er vergebens zu bewältigen strebte, wie seiner Hingebung der Zug des Herzens mangelte, den er durch künstliche Aufregung ersetzen mußte. Es gelang ihm allerdings so vollkommen gut, daß nicht allein die Frau Commerciendräthin sehr zärtlich und glücklich war und Fräulein Susette den blassen Schein verlor, sondern daß er sogar sich selbst täuschen konnte; als er jedoch das Haus verließ und allein war, sank seine Heiterkeit schnell auf den Gefrierpunkt, und trübsinnig verloren sich seine Gedanken in einen grauen Kreis, der sehr wenig zu der hoffenden Glückseligkeit eines Bräutigams paßte.

Mitten darin stieß ihn Jemand an, der rascher ging als er, und Seehausen's bekannte Stimme munterte ihn auf.

»Verdammt lange haben Sie mich warten lassen, Lorberg,« sagte er. »Was hatten Sie noch so viel zu schwatzen? Aber lauter Zärtlichkeit, lauter Wonne, he!«

»Sie können denken, daß wir viel zu sprechen haben,« sagte Richard; »überdies glaubte ich Sie längst wo anders.«

»Dann haben Sie meinen Wink nicht bemerkt,« erwiderte Seehausen. »Ich verlasse meine Freunde so leicht nicht und denke, wir haben auch manches vertrauliche Wort zu wechseln. Wir wollen den Abend beisammen bleiben. Hier sind wir nicht weit vom Casino. Ich bin kürzlich beigetreten, habe mein Eintrittsgeld bezahlt, lassen Sie uns dort essen. Man ißt passabel, auch der Wein läßt sich ohne Halsschmerzen trinken.«

Das Casino war ein für seine Theilnehmer geschlossenes Local, mit Lesecabinet und Restauration, ein Sammelplatz der besten Art für den vornehmeren Theil des Handels und der Industrie, wie für die höheren Classen der Gesellschaft überhaupt. Richard sah, daß Seehausen ihn nicht loslassen wollte, er mußte seinen Zweck dabei haben; andererseits überlegte er, daß diese Gelegenheit zu benutzen sei, um zu erfahren, was Seehausen wolle und ihm in bestimmter Weise zu zeigen, wie er selbst sich dazu verhalte.

Er nahm daher die Einladung an, und bald waren sie an Ort und Stelle. Neben dem großen Saale befanden sich mehrere kleine Cabinette, wo wenige Personen sich abschließen konnten, eines derselben nahm Seehausen in Beschlag. Wein und Speisen gelangten bald zur Stelle und nach der nächsten Einleitung befand sich das Gespräch auch in vollem Gange. Seehausen gab seinem theuren Verwandten einige nähere humoristische Mittheilungen über den Umschwung seiner Verhältnisse, umständlicher, als es gestern schon geschehen war. Nachdem er Champagner bestellt, mit der Sicherheit eines Mannes, der hier zu Hause ist, seine Befehle ertheilt und seine Cigarre angezündet hatte, sagte er lachend:

»Sie müssen außerordentlich überrascht von unserm Wiedersehen gewesen sein, Lorberg; denn als wir uns trennten, konnten Sie keine Ahnung davon haben, was sich mit mir begeben würde; dennoch war damals eben der Wendepunkt für mich gekommen.«

»Sie erinnern sich wohl noch,« fuhr er fort, »daß ich mit Jakob Wolf zusammenstand und Ihnen anbot, Weißenstein zu kaufen?«

»Ich erinnere mich dessen,« entgegnete Lorberg.

»Und daß Sie mir zur Antwort gaben, erst an nothwendigere Dinge zu denken, das hieß an einen neuen Rock oder dergleichen.« Er lachte und kniff die Augen zusammen. »Es thut nichts,« fuhr er fort, »keine Verwirrung, Vetterchen! Ich nahm's Ihnen nicht übel, denn Sie hatten im Grunde Recht, aber ich holte Alles noch an demselben Tage nach. Während Sie das sagten, hatte ich so viel Geld in meiner alten zerrissenen Tasche, daß ich sämtliche Modefracks in der Stadt bezahlen konnte, und Sie werden sich noch mehr wundern, wenn Sie erfahren, von wem ich das Geld bekommen hatte. Rathen Sie es nicht?«

»Nein,« sagte Richard.

»Ich hatte in allem Ernst den Auftrag bekommen, Weißenstein zu kaufen, mit Ihnen darüber zu verhandeln und auf alle Ihre Forderungen einzugehen. Und diesen Auftrag habe ich eigentlich noch jetzt.«

»Er wird sich jetzt eben so wenig ausführen lassen,« erwiderte Lorberg.

»Versteht sich kann seine Rede mehr davon sein. Sie haben keinen Grund mehr dazu; damals schien es mir jedoch noch nicht so ausgemacht, ob Susettchen im Schlosse zu Weißenstein wohnen würde, und, aufrichtig gesagt, Lorberg, ich glaubte eher, daß Sie geneigt sein würden, mit beiden Händen zuzufassen, wenn Ihnen so reiche Hülfe käme.«

»Reiche Hülfe – von wem?« fragte Richard.

»Von wem? Es Kann eigentlich doch nur Einer sein, der im Stande wäre alle Ihre Schulden zu bezahlen, Weißenstein zu nehmen wie es da ist, und noch obenein Ihnen zwanzigtausend Thaler oder mehr in die Hand zu drücken.«

»Die ich ihm vor die Füße schleudern würde,« fiel Lorberg erröthend ein.«

»Oho! man muß Geld niemals fortwerfen, käme es auch direct vom Teufel aus der Hölle,« lachte Seehausen. »Er hätte noch mehr gegeben, auf mein Wort! dreißigtausend, wenn Sie gewollt hätten. Ich weiß, wie Sie von ihm denken und wie viel Grund Sie dazu haben; aber in dieser Sache hat er sich nobel gezeigt.«

»Wie kamen Sie zu ihm oder er zu Ihnen?« fragte Richard von Lorberg, indem er seinen Verdacht unter Gleichgültigkeit versteckte.«

»Ich kam zu Jakob Wolf, mit dem ich ein Geschäft hatte, und fand ihn dort. Es ist Gemüth in ihm, wir wurden bald vertraut, und gestehe es Ihnen, Vetterchen, er hat mir gefallen. Was er von Ihnen sagte, war gefühlvoll. Er muß fort von hier, sagte er. Ich will seine Ehre retten, Alles bezahlen. Ich bin ihm Ersatz schuldig. Er soll auswandern, soll nach Amerika gehen, ich gebe ihm die Mittel, dort eine neue Existenz zu gründen.«

Seehausen beobachtete den Eindruck, den seine Mittheilung machte. Richard lächelte nachsinnend; er dachte an das Gespräch des Pächters, der denselben Gedanken hatte, doch weniger großmüthig war.

»Es war jedenfalls ein Vorschlag, der sich hören ließ,« fuhr Seehausen fort, »und ich nahm's an, mit Ihnen zu unterhandeln, bekam sogar sofort ein bedeutendes Stück Geld, um Ihnen den Ernst zu beweisen.«

»Wirklich?«

»Aufs Wort!« nickte Seehausen.

»Und was geschah mit dem Gelde?«

Seehausen grins'te äußerst pffiffig. »Zurückgegeben, versteht sich, sagte er, doch vorher ein paar Tage lang für mich benutzt zu einer Speculation, die einschlagen mußte.«

»Das Geld liegt auf der Straße, Vetterchen, man darf sich nur bücken und es aufheben,« fuhr er mit heiserem Gelächter fort; »aber zunächst muß man ein paar versilberte Finger haben, woran es kleben bleibt. Die Finger bekam ich; in einer Woche las ich genug auf, um unter den Goldgräbern an der Börse mich sehen zu lassen; somit danke Ihnen mein Glück, Alles, theuerster Lorberg, Ihnen allein. Bei Gott! es kommt mir aus dem Herzen. Sie sind der Urheber meines Glückes.«

Seehausen hob sein Glas auf, Lorberg stieß mit ihm an. Er gab seiner Dankbarkeit den wärmsten Ausdruck. Richard wußte, daß er heuchelte, doch was wahr sei, konnte er nicht ergründen.

»Es ist abgemacht,« fuhr Seehausen fort, »Sie haben seine Hülfe nicht mehr nöthig; jetzt hilft die Tante, und es ist besser, im Lande bleiben und in Susettchens Liebesarmen. Aber treue Freunde wollen wir immer sein und bleiben, und wo ich Ihnen dienen kann, soll mich nicht

davon abhalten. Aufrichtig will ich Ihnen beistehen; keine Nebenabsichten jetzt mehr, keine Geschäftssache etwa jetzt mehr. Ich hab's nicht mehr nöthig.«

»Wir haben es beide nicht mehr nöthig,« sagte Lorberg. »Ich danke Ihnen, lieber Seehausen, und will so aufrichtig sein, wie Sie es sind. Sie wissen, in welcher Lage ich war, doch wie glücklich hat sich nun Alles geändert! Ich hoffe auf eine sehr glückliche Zukunft, mit Güte und Liebe bin ich überhäuft worden.«

»Schulden bezahlt,« lachte Seehausen.

»Ich werde keine mehr machen. Ich werde häuslicher leben.«

»An Susettens Seite wird's ein wonniglich Leben sein!« grins'te Seehausen.

»Das hoffe ich und glaube ich. Susette ist nicht schön, ich weiß, wie Sie selbst darüber urtheilen, und Sie haben Recht. Aber sie ist gut und liebenswürdig, ich habe ihr Herz gefunden.«

»Wirklich!« rief Seehausen, spottsüchtig lachend.

»Und sie das meine.«

»Also Neigung entwickelt, mag man Liebe nennt?«

»Das ist der richtige Name, lieber Seehausen. Was trübe war, wird darin zum Sonnenschein. Susette liebt mich, und meine ganze Lebenshoffnung wendet sich dafür ihr zu.«

Das eigenthümliche Grinsen in Seehausen's Gesicht verstärkte sich noch mehr. Er spitzte seine dicken Lippen und drückte seine Augen zusammen.

»Es ist wunderbar,« sagte er, »was die Weiber aus uns machen können, was sie uns einbilden können, und was wir für leichtgläubige Narren sind.«

»Was meinen Sie damit?«

»Nichts!« lachte Seehausen. »Also Susette liebt Sie, Vetterchen? Es ist natürlich, aber Weiber sind sonderbare Geschöpfe. Ich hab's gesehen, und es ist eine alte Geschichte: die schönsten und besten Bursche, wahre Adonisse, gefallen ihnen nicht, sie hängen sich an häßliche, hohlbackige Kerle, Menschen wie Windhunde, und laufen ihnen nach mit ihrer Liebe.«

»Das kommt zuweilen vor,« antwortete Lorberg, während ein düsterer Schatten über ihn hinfuhr. Im nächsten Augenblick jedoch lachte er lustig auf: »Haben Sie den Ariost gelesen, Seehausen?« fragte er.

»Lesen war nie viel meine Sache. Fragen Sie meinen Engel, der liest Alles.«

»Ariost erzählt auch von einer schönen Königin, die einen häßlichen Neger ihrem jungen Gemahl vorzog, aber sie wurde belohnt dafür, wie sich's gebührt. Der ist ein Narr, der es sich gefallen läßt.«

»Recht so, Vetterchen!« versetzte Seehausen. »Es unangenehm, wenn's einem passirt und die Liebesträume plötzlich ein Ende nehmen.«

»Dann vergißt man die alten und träumt von neuen,« rief Richard.

»Fängt ein neues Leben an und findet ein Herz, wo man besser aufgenommen wird, wo Sehen und Lieben gleich ein Schlag ist.«

Lorberg nickte ihm zu. Seehausen nahm sein Glas und trank es aus.

»Von dem schwarzen Fräulein haben Sie doch gehört? fuhr er dann fort. Wie heißt sie doch?«

»Was soll ich von ihr gehört haben?«

»Daß die Tante sie zum Hause hinaus gebracht hat.«

»Warum? weißwegen?«

Seehausen zuckte die Achsel und grins'te dazu.

»Warum? Ja, das ist eine schnurrige Geschichte. Sie soll einen üblen Einfluß auf Susettchen ausgeübt, zu freie Ansichten entwickelt haben.«

»Das ist eine alberne Erfindung! – scheint es mir.«

»Versteht sich, ein bloßer Vorwand.«

Er legte den Finger an seine Nase und rollte seine Stirn in die Höhe.

»Der eigentliche Grund,« murmelte er, »war der, daß man bemerkt haben wollte, daß ein gewisser junger Herr sich zu sehr für das allerdings sehr hübsche schwarze Dämchen interessirte, gegen welche andere Leute gewaltig abstachen.«

Richards Gesicht war voller Verwirrung. Er konnte seines Vetters listige Blicke nicht ertragen, die lächelnde Miene kaum beibehalten.

»Das ist komisch!« sagte er den Kopf schüttelnd.

»Verflucht komisch von unserer geliebten Tante, die den jungen Herrn eiligst festnahm und ihn auf's Land schickte, um ihn vor dem schwarzen Feind zu bewahren.«

Er lachte auf und fuhr dann fort: »Wissen Sie, Richard, wie die komische Geschichte sich eigentlich entwickelte? Die Tante wollte sie über Hals über Kopf verheirathen.«

»Wen?«

»Das gefährliche Christinchen.«

»Aber sie – sie wollte nicht?«

»Nein, sie wollte nicht, denn ihr gefährliches Herzchen war schon anderweitig untergebracht.«

Die listige und lustige Art, mit welcher Seehausen seinen dicken Kopf über den Tisch streckte und Richard anblinzelte, machte diesem unverkennbar, was er meinte.

»Das ist Thorheit!« rief er aus, »ich dachte niemals daran. Mit wem wollte die Tante das Fräulein verheirathen?«

»Mit einem Menschen wie ein Bindfaden. Mit einem blassen, schmalen Armendoctor, dem sie großmüthig dafür ein Douceur geben wollte.«

»Der Doctor,« fiel Richard ein, »der: ich kenne ihn!« sagte er.

»Erzürnen Sie sich nicht weiter,« lachte Seehausen, »es wurde nichts daraus. Weil's nicht zu Stande kam, wurden sie beide transportirt und dürfen nicht wieder das Haus betreten.«

»Ist das alles wahr?« fragte Lorberg, ihn so starr ansehend, als wolle er jede Lüge rächen.

»Es ist wahr und noch viel mehr wahr,« erwiderte oder Hauptmann. »Still gesessen, Vetterchen! wir trinken noch eine Flasche Sect.«

»Nichts mehr,« antwortete Lorberg, indem er aufstand, »ich bin müde und muß schlafen.«

Seehausen war gewiß, daß er ihn nicht länger halten konnte.

»Mag's also darum sein,« sagte er; »wenn Sie jedoch mehr erfahren wollen, und von Sachen, an welchen Sie vielleicht nicht weniger Antheil nehmen, so frühstücken Sie morgen bei mir. Meine Frau weiß mehr davon als ich.«

Ohne eine bestimmte Antwort zu geben, trat Lorberg aus dem Cabinet in den Saal, und plötzlich stand er vor dem alten Herrn von Feldheim. Seit Lorberg ihn nicht gesehen hatte, war der alte Herr, wie ihm dünkte, noch magerer geworden, sein Kopf noch länger und hohler, sein Gang noch wankender. Auf seinen Stock gestützt, schlug er die müden großen Augen langsam auf und heftete sie auf den ungeliebten Verwandten; aber diese Begegnung erregte in Beiden nicht so widerwärtige Empfindungen als früher. Es kam Richard vor, als sei es wahr, was Seehausen ihm mitgetheilt, als blicke der alte Herr ihn mit Theilnahme an, und bewirkte dies bei ihm eine weichere Stimmung, kam sie aus dem Anblick der Hinfälligkeit des Greises, oder war sie Folge der Dinge, welche in seinem Kopfe wirbelten, er empfand den Haß nicht, der ihm sonst überlief, wenn er den Namen Feldheim hörte. Rasch ging er an dem alten Herrn hin, Seehausen befand sich hinter ihm; als er umblickte, sah er, wie der Hauptmann sich geschmeidig verbeugte und stehen blieb, während Herr von Feldheim dies nicht abwartete, sondern sich in den Saal wandte, ohne die geringste Notiz davon zu nehmen.

Diese stumme Scene war in einer Minute abgethan; aber Richard wußte nun gewiß, daß Seehausen in der Freundschaft des alten Herrn keine Fortschritte gemacht haben konnte, daß er prahlte und log, und es that ihm wohl, dies zu wissen.

Seehausen erreichte ihn draußen wieder und hing sich an seinen Arm.

»Haben Sie ihn gesehen?« fragte er.

»Wen?«

»Den alten Feldheim.«

»Ihren Freund. Er sieht sehr leidend aus.«

»Wie eine wandernde Mumie. Ausgedorrt wie ein Stockfisch ist der alte Bursche. Wer mit ihm etwas abzumachen hat, thut gut, wenn er es bald thut, denn der Herr Sohn – he, Sie kennen ihn doch?«

»Nein.«

»Es ist ein stattlicher Junge. Haben Sie ihn nicht gesehen?«

»Flüchtig gesehen und vergessen.«

»Es ist recht!« rief Seehausen, »vergessen Sie ihn, Vetterchen. Was hätten Sie auch davon wenn der Sie liebte?«

»Ich könnte von dieser Liebe keinen Gebrauch machen.«

»Eine verdammte Liebe, die uns die Taschen umkehrt! Der Alte will wenigstens gemüthlicher verfahren, Beistand leisten.«

»Ich brauche keinen Beistand,« sagte Lorberg, der Seehausen nicht länger neben sich ertragen konnte. »Gute Nacht!«

»Meinen Beistand allein,« erwiderte Seehausen, ihm die Hände schüttelnd; »der ist Ihnen unter allen Umständen gewiß, mein theurer Richard. Wo es ihr Wohl betrifft, soll mich nichts abhalten, Ihnen zu dienen; ja, wenn Sie es auch nicht wollen, nicht anerkennen, ich thue es doch.«

»Ich danke Ihnen,« erwiderte Richard kalt, indem er seine Hand zurückzog.

»Danken Sie mir später,« fuhr Seehausen fort, »ich weiß, Sie werden mir danken, und deßwegen kommen Sie morgen zu mir oder zu meinem Engel, meiner Flora. Es ist nothwendig, daß Sie kmmen; Sie müssen es thun.«

»Was nennen Sie nothwendig?«

»Jetzt nicht, jetzt kein Wort mehr!« sagte Seehausen. »Aber Sie müssen Alles wissen. Es wäre ein Frevel, wenn Sie nicht Alles wissen sollten. Gute Nacht, Vetterchen. Bis morgen also, gute Nacht!«

»Welche Lüge hat er ausgedacht?« fragte Richard von Lorberg, als er den Hauptmann forteilen sah. »Ich werde kommen, aber ich werde nichts glauben; und dennoch,« murmelte er vor sich hin, indem er seinen Weg fortsetzte, »hat er mir nicht schon schreckliche Wahrheiten erzählt, von denen ich keine Ahnung hatte?«

Die Geister welche der Hauptmann aufgeweckt, begleiteten Richard mit dämonischer Gewalt. Sie trieben ihn bis in den entfernten Stadttheil, bis zu der stillen Straße, wo die wohnte, deren Namen er seit langer Zeit nicht mehr auszusprechen wagte, die aber jetzt mit Einem Male wieder sein ganzes Mitgefühl in Anspruch

nahm. Wo war sie? Was hatte man ihr gethan? Was war aus ihr geworden?

Er kehrte um, ohne die Straße zu betreten, ohne ihr Haus aufzusuchen; sein Gewissen erwachte, er durfte nicht weiter. Im heftigen Zorn über die Schändlichkeiten, welche man ihr angemuthet, ballte er die Hände und murmelte leidenschaftlich in sich hinein: Um mich hat sie gelitten, um mich ist sie beschimpft, verjagt worden, und ich – was kann ich für sie thun?

#### SIEBENZEHNTE KAPITEL.

Herr von Seehausen war froh gelaunt aufgewacht. In seinem Schlafrock, mit blauer Seide durchsteppt und ausgeschlagen, den petersburger Morgenstiefeln und dem türkischen Shawl um den muskelvollen Hals, ging er in seinem sogenannten Arbeitszimmer umher; wenigstens stand hier, an der einen Seite ein großes Cylinder-Bureau, an der anderen ein großer eiserner Geldschrank. Von seinen früheren Gewohnheiten hatte Herr von Seehausen die beibehalten, gleich nach dem Aufstehen zu rauchen und sehr starken Kaffee zu trinken. So trank er denn auch jetzt diesen belebenden Trank und rauchte seine Cigarre, während er Monologe ohne Worte hielt; denn was er vor sich hin brummte, aus dem Kehlkopf murmelte, dabei diabolisch grins'te und den dicken Kopf manigfaltig bewegte, war nur für ihn verständlich.

Endlich blieb er vor dem Spiegel stehen und sah hinein. Er betrachtete sich, rückte den Shawl zurecht, schnitt ein paar Gesichter und sagte dann, behaglich lachend:

Immer noch ein Mann, der sich conservirt hat, der ein langes Leben zu führen berechtigt ist und der auch keine Lust verspürt, nach seinem Ende zu seufzen.

»Aber wie die Zeit vergeht!« rief er nach einem kurzen nachdenklichen Schweigen, indem er sich zu der Bronceuhr auf dem Cylinder-Bureau umwandte.

»Es vergeht Alles in dieser Welt, mein lieber Seehausen, Alles! und eben darum, weil Alles vergeht, muß man jede Stunde benutzen; denn je älter man wird, um so kostbarer wird die Zeit, und um so mehr ist es nothwendig, jeden Augenblick zu genießen und glücklich zu sein. – Ich muß meinen Engel sehen, das wird mein nächster Genuß heute sein,« fuhr er fort und ging zu dem großen Geldschrank, wo er den seinen Schlüssel herauszog und in seine Tasche steckte. Dabei sah er den Schrank vergnüglich an, und es mußte ihn etwas einfallen. »Diebesicher ist er,« sagte er. »Sonderbarer Kerl, der alte Jakob Wolf: ein Geldschrank ist aber immer noch etwas Anderes, als ein Paar Taschen! Was kann nicht alles darin liegen? Solch ein Schrank gibt Ansehen, der Credit wächst, er hat etwas Geheimnißvolles. Der kluge Reichenbach würde mir schwerlich so viel vertrauen, wenn dieser vortreffliche Schrank nicht wäre; aber,« fügte er listig blinzelnd hinzu, »es geht damit wie mit vielen Geheimnissen – es ist nicht dahinter!«

Mit schelmischem Lachen wandte er sich fort und blies den Rauch in die Luft.

»Es ist Alles Speculation in der Welt, und Alles ist Rauch,« sagte er. »Der Eine speculirt auf den Anderen,

zu beklagen hat sich Keiner. Leben wollen wir Alle! Ich muß meine Flora sehen.«

Damit ging er durch einige Zimmer bis in das seiner Frau, und als er hinein schaute, sah er mit Vergnügen, daß sie schon angekleidet war. Eine malerische Unordnung, nur von ganz anderer Art als in der alten Wohnung, umgab die elegante Dame. Eine Menge weiblicher Putzstücke, Kantenkragen, Stickereien, Schmucksachen und Hüte lagen auf Sopha, Stühlen und Tischen; zierliche Kästen voll Bänder und Handschuhe standen umher, welche nichts mit jenen armseligen und unsauberen gemein hatten, die ehemals zur Toilette der Frau von Seehausen gehörten.

»Guten Morgen, mein Engel!« rief der würdige Hauptmann zärtlich, »Du siehst allerliebste aus. Willst Du schon so früh Besuche machen?«

»Gut, daß Du kommst,« erwiderte sie, ihm zunickend. »Du mußt mir Geld geben!«

»Muß ist ein bitteres Kraut, mein Mäuschen, und Geld ein Artikel, von dem Du fast zu viel verbrauchst.«

»Es hilft Alles nichts,« erwiderte sie, ihm die dicken Backen streichelnd. »Du bist ja auch mein Herzensmännchen, das ich mit keinem Anderen vertauschen möchte.«

»Ist's wahr?« fragte er, sie umfassend.

»Zweifle nicht daran, aber zerdrücke mir die Ärmel nicht.«

»Du bist mein zu aller Zeit,« sagte er, indem er vor ihr stehen blieb und sie anschaute. »Hast auch treulich

ausgehalten, als das blaue Kattunkleidchen einsam auf dem alten schwarzen Sopha lag.«

Sie drückte ihre kleine feine Hand auf seinen Mund.

»Sprich nicht davon,« rief sie, »ich mag nicht mehr daran denken, nicht davon hören!«

»Also auch niemals wieder in den bescheidenen Tempel unseres Glückes zurückkehren,« lachte er.

»Lieber sterben!« sagte sie.

»Sterben! pfui! leben wollen wir, mein Mäuschen. Ein anderes Bild, mein Engel. Wir müssen Geld erwerben.«

»Das thust Du und gibst es mir,« schmeichelte die hübsche Frau. »Ich habe Doris versprochen, sie abzuholen, wir müssen einige Einkäufe machen.«

»Mein Schatz,« sagte Seehausen zärtlich, »ich verspreche Dir Alles, was Du haben willst, aber zuerst das Geschäft; das Geschäft geht vor. Lorberg wird in einer halben Stunde hier sein.«

»Laß ihn nur kommen, ich werde ihn empfangen,« nickte sie ihm zu.

»Den Doctor habe heute früh zu Dir bitten lassen.«

»Es wird eine köstliche Scene geben,« lachte sie.

Seehausen drückte seine Augen zusammen.

»Du siehst aus,« sagte er, »als ob es Dir Vergnügen machte.«

»Es macht mir auch Vergnügen,« antwortete sie. »Ich habe diesem angenehmen Cousin nichts vergessen.«

»Bah!« sagte Seehausen, »so sind die Weiber; kaltblütig muß man handeln, ohne alle Rachsucht, wie es Helden und Könige thun, wenn Sie sich ihre Gegner vom Halse

schaffen. Wir sind in der Nothwendigkeit, diesen geliebten Vetter auf Reisen zu schicken, aber Rache – Gott bewahre! wir wollen nur sein Bestes, indem wir zugleich unser Wohl bedenken.«

»Du bist einzig!« lachte die hübsche Frau. »Du glaubst zuletzt selbst daran.«

»Allerdings glaube ich daran,« erwiderte er mit Wärme und Nachdruck, »denn es ist wahr und gewiß. Wenn dieser liebe Richard Susetten heirathet, so macht er sich unglücklich und macht Susetten unglücklich. Es dauert kein Jahr, so verfällt er in Tiefsinn oder schießt sich eine Kugel durch den Kopf. Auch die geliebte Tante wird unglücklich, denn sie wird einen Theil ihres Vermögens opfern und mit Undank und Aergerniß belohnt werden; es kann aber auch sogar sein, daß Alles verloren geht, daß sie in ihrer Verblendung diesen Unglücklichen ihr ganzes Vermögen hinwirft und ihnen dennoch nicht hilft denn ihnen ist nicht zu helfen. Das dürfen wir also aus Menschenliebe schon nicht dulden.«

»Aus reiner Menschenliebe müssen wir es hintertreiben,« fiel sie mit komischem Ernst ein.

»Du mußt Deine geliebte Schwester zu retten suchen,« fuhr Seehausen fort, »es ist eine heilige Pflicht, die Du erfüllst; ich habe dieselbe Pflicht gegen meinen theuren Richard. Aber Wahrheit, nichts als strenge Wahrheit; keine Rache, mein Engel, keine kleinliche Selbstsucht, sondern Mitleid, Thränen des Mitgeföhls und der Freundschaft.«

»Ich werde mich bemühen, sie zu weinen,« lachte die hübsche Frau, sich die Augen wischend.

»Wir werden Alle weinen,« seufzte Seehausen wehmüthig, aber wofür sind die Thränen, mein Mäuschen, als geweint zu werden? Auch unser edler Cousin Feldheim wird in tiefster Trauer noch gebeugter einher wandeln, als es schon der Fall ist. Er hat das kummervolle Schicksal, Alles zu besitzen, was diesen unglücklichen Richard gehören sollte, und muß es leider behalten. Edelmüthig will er ihn fortschaffen, damit er selbst für immer von seinem schmerzlichen Anblicke befreit werde; allein er will ihn glücklich wissen in den Prairien America's, wo er als Pflanzer oder Büffeljäger ein romantisches, freies Leben führen kann, statt hier in den Banden und Qualen einer unglücklichen Ehe sich zu verzehren. Dieser schöne Gedanke hat dem edlen Herrn eine solche Begeisterung eingeflößt, daß er sogar mir eine Belohnung von zehntausend Thalern zugesichert hat, wenn Richard aus seinem Elend helfe.«

»Und was bekomme ich davon?« fragte Frau von Seehausen.

»Wir müssen es somit wagen,« fuhr er fort, »und es gibt keinen anderen, besseren Weg, als den der liebevollen Theilnahme, oder Güte, der Wahrheit und –,« er hielt inne und stand auf. – »Geh' in's Besuchzimmer,« sagte er in einem anderen Tone, »es ist Jemand gekommen, er muß es sein. Ich werde später mich einfinden, unterhalte ihn gut.«

»Schicke mir die Kinder,« sagte sie, »er soll gerührt werden.«

»Allerliebste, Mäuschen, rühre ihn, und wenn Du Deine Rolle gut spielst, so schenke ich Dir hundert Louisd'or.«

»Danke, Männchen, ich habe sie sicher,« rief sie ihm nach, als er durch eine Seitenthür entschlüpfte. Er steckte den Kopf noch einmal hinein und sagte zärtlich grinsend: »Du hast doch den Zettel, Engel?«

»Alles bereit,« erwiderte sie, ihr Batisttuch schwenkend. Eben trat der Bediente herein und meldete den Baron Lorberg.

Mit ihrem lieblichsten Lächeln trat Frau von Seehausen in das Besuchzimmer, wo Richard von Lorberg einige Oelbilder betrachtete, welche mit ihren breiten Goldrahmen die Wände schmückten; aber gewiß geschah dies nicht mit künstlerischer Hingebung, denn bei dem ersten Geräusch wandte er sich um und ging ihr entgegen.

»Willkommen, lieber Cousin,« sagte sie, ihm ihre Hand bietend, die er an seine Lippen zog. »Setzen Sie sich zu mir, Seehausen muß bald kommen, er hat jetzt so viele Geschäfte, daß ich ihn oft den ganzen Tag kaum sehe.«

»Lassen wir ihn bei seinen Geschäften,« erwiderte er, »und bleiben wir bei den unsrigen.«

»Und worin bestehen unsere Geschäfte?« fragte sie.

»Zunächst darin, daß ich Ihnen meine Glückwünsche bringe über alles Freudige, das Sie erlebten.«

»Tausend Dank! Ja, es ist Großes an uns geschehen. Aber im Grunde sind es doch nur äußere Umwandlungen; in uns selbst hat sich nicht verändert, und das ist gut.«

»Die inneren Umwandlungen sind auch ungleich schwieriger,« sagte Lorberg.

»Gewiß, Sie haben Recht. Man kann arm und glücklich sein, reich werden und in Elend gerathen. Gott sei Dank, daß ich dies nicht fürchten muß! Lieber möchte ich zu unserem bescheidenen Loose zurückkehren.«

Bei dem etwas ungläubigen Blicke, mit welchem Richard sie betrachtete, glänzten ihre Augen lebhafter.

»Ja, das möchte ich!« rief sie mit Ueberzeugung. »Ich bin nicht unglücklich gewesen, wie wenig beneidenswerth meinen Verwandten auch meine Lage scheinen mochte. Ich war zufrieden mit meinem häuslichen Gück, und dies kann durch nichts ersetzt werden.«

»Wahr, sehr wahr, beste Cousine,« sagte er mit Wärme.

»Es ist doch Alles nur Flitter und Tand,« fuhr sie fort, »wenn wir nicht in uns glücklich und zufrieden sind, unser Herz nicht freudig mitfühlt. Da kommen meine Kinder; Sie haben unsere Kinder noch nicht gesehen.«

Die beiden Kinder wurden von einem jener Zwischenlinge von Wärterin und Erzieherin hereingeführt, denen man den Namen Bonne gegeben hat. Es war ein dürres, langes Mädchen, das auf Französisch ihren Pflinglingen befahl, der Mama die Hand zu küssen.

Frau von Seehausen dagegen breitete ihre Arme aus und rief ihre Kleinen im zärtlichen Tone zu sich, was diese mit einiger Scheu befolgten. Sie mußten vor dem Cousin knixen und ihm die Hand geben, er mußte sie loben und streicheln, während die junge Mutter sie mit ihren Liebkosungen antrieb, sie dann auf ihren Schooß

nahm und mit ihnen lachte und küßte, ihnen zuflüsterte und schalkhaft drohte. Endlich wurden sie beordert, Abschied zu nehmen. Die Bonne sollte mit ihnen spazieren gehen. Frau von Seehausen begleitete sie mit ihren Liebesblicken bis zur Thür und sprang dann nochmals nach, um bei dem kleinen Mädchen niederzuknien, es noch einmal zu küssen und ein Bändchen zuzubinden, das an dem himmelblauen Mäntelchen von Kaschmir sich geöffnet hatte. Dann kam sie erhitzt und mit freudigem Gesichte zurück.

»Welch schönes Bild Ihres Glückes haben Sie mir gegeben, beste Cousine!« sagte Richard.

»Es ist vielleicht zu viel, aber Sie müssen nicht darüber spotten,« erwiderte sie.

»Ich spotte nicht, ich bewundere Sie.«

»Ich kann ja nichts weiter thun, als lieben und sorgen,« lächelte sie. »Seehausen ist noch viel zärtlicher; diese Kinder sind das Band für unsere eigene Liebe. Glauben Sie mir, lieber Cousin, es gibt kein stärkeres Band für das häusliche Glück; freilich aber muß dieses schon vorhanden sein, sonst können Kinder leicht das Unglück im Hause vermehren.«

»Ich werde mir alle Ihre Lehren merken,« versicherte er, »und werde danach verfahren. Wenn ich Rath und Hülfe brauche, komme ich zu Ihnen.«

»Zu Ihrer wahren und aufrichtigen Freundin.«

»O, herzlichen Dank!« rief er, die Hand küssend, welche sie ihm bot. »Aufrichtige Freundschaft also; auch Seehausen hat mir gelobt, mein aufrichtiger Freund zu sein.«

»Das wird er sicherlich, denn er hängt Ihnen außerordentlich an, lieber Cousin.«

»Ich habe Beweise dafür,« antwortete Lorberg, »und werde ihm seine Anhänglichkeit vergelten, so viel ich vermag. Ich blicke froh in die Zukunft, theure Cousine. Ihr Glück stärkt den Glauben in mir. Auch ich hoffe auf häusliches, freudiges Wohlsein; meine Lebensaufgabe soll darin bestehen, Susetten glücklich zu machen.«

»Wie gut Sie sind! Wie edel Sie denken!« rief Frau von Seehausen voller Theilnahme. »Es wird Ihnen gelingen, denn Sie lieben ja meine Schwester, wenigstens glaube ich nicht . . . «

»Was glauben Sie nicht?« fragte er, als sie schwieg.

»Daß einer Anderen Ihr Herz gehört.«

»Nein!« erwiderte er lebhaft, mein Herz darf keiner Anderen gehören. Susette soll es allein besitzen.«

»Dann ist sie zu beneiden! Ich wünsche nichts mehr, als daß sie dies auch erkennt.«

»Liebe ist eine Wissenschaft,« fuhr Lorberg fort, »ich werde sie studiren und Susetten Unterricht ertheilen.«

»Liebenswürdiger, guter Cousin,« erwiderte sie, »wir Frauen werden mit dem Talent, zu lieben, geboren, aber die Heirathen aus Liebe gerathen bei alledem nur selten. Besser ist es, wenn die Liebe erst in der Ehe zum Durchbruch gelangt, und ich will Ihnen vertrauen, daß dies auch bei mir der Fall gewesen. Ich folgte meiner Mutter Rath und Willen, als Seehausen mich zur Frau beehrte, und so geschieht es den meisten Mädchen. Man braucht den Mann, dem man seine Hand reicht, nicht

leidenschaftlich zu lieben, aber man muß ihm ein Herz mitbringen, das er sich erwerben kann. Es muß kein Anderer schon davon Besitz genommen haben; man muß keine Abneigung fühlen, sich nicht zwingen lassen. Nur keine solche Heuchelei, keine solche Falschheit! Das ist schlecht und entsetzlich!«

»Gewiß, theuerste Cousine, das ist grausenhaft!« lachte Lorberg; »keines Ihrer goldenen Worte soll mir verloren gehen. Aber ich muß mehr von Ihnen erfahren, denn Sie haben mich neugierig gemacht. Bringt mir Susette nicht auch ein ganz freies Herz mit?«

»Soll ich meiner Schwester Geheimnisse verrathen?« drohte Frau von Seehausen.

»Als meine Freundin, die mir Aufrichtigkeit gelobt hat.«

»Auch die aufrichtigste Freundschaft hat ihre Grenzen.«

»So werde fragen, meine vorsichtige Freundin,« sagte Lorberg weiter scherzend, »Sie haben dann nur nöthig, zu antworten. Ich weiß, daß die Tante mir sehr gewogen ist und zu meinen Gunsten sehr viel gethan hat, nicht wahr?«

»Gewiß, Cousin; sehr viel.«

»Daß sie mich bei Susetten dringend empfohlen hat.«

»Auch das, lieber Cousin.«

»Und in ihrer Zuneigung für mich zuletzt wohl gar ihre Wünsche sehr bestimmt ausgedrückt hat.«

»Was Sie nicht Alles wissen, Cousin!«

»Viel weiß ich nicht, doch ist mir viel bewußt,« spottete er. »Susette stimmte der geliebten Tante bei.«

»Nicht so rasch, mein lieber Cousin.«

»Richtig, sie machte verschiedene Einwendungen.«

»Wissen Sie auch, welche Einwendungen?«

»O, es gab einen Nebenbuhler, oder in Betracht kam.«

»Dazu war sie zu klug. Der Nebenbuhler brachte sich später selbst in Betracht, aber die Tante machte kurzen Proceß mit ihm. Susette – ich will Ihnen vertrauen – hatte mancherlei von Ihrem Leichtsinn gehört, Cousin.«

»Das machte sie geltend,« rief er vergnügt. »Ich kann es ihr nicht verdenken, es wäre mir vielleicht nicht besser gegangen. Aber die Tante beruhigte sie denn ich habe die besten Vorsätze, mich zu bessern.«

»Wirklich?« fragte Frau von Seehausen.

»Auf Seele und Seligkeit! Ich werde selten mehr lachen,« erwiderte er mit übermüthigen Blicken. »Susette kann unbesorgt sein, ich werde ein stiller und frommer Mann werden. Nun aber kam die Katastrophe mit dem Nebenbuhler war eine Thorheit!«

»Eine sehr große Thorheit.«

»Ein junger, eitler, ausgeputzter und kindischer Patron.«

Frau von Seehausen schüttelte den Kopf. »Spotten Sie nicht so verächtlich über ihn,« sagte sie. »Viele halten ihn, trotz seiner Unbehülflichkeit, für sehr verständig und geistvoll. Und was seine Jugend anbelangt . . . «

»Es war nichts als einer der gewöhnlichen Herzens-Irrthümer, wie sie im Flügelkleide der Jugend vorkommen,« fiel er ein.

»Das mag sein. Allein sie wuchsen zusammen auf.«

»Sie wuchsen zusammen auf?«

»Wissen Sie nicht, daß Hellmuth im Hause meines Onkels erzogen wurde?«

»Hellmuth heißt er, richtig!« sagte Richard mit einem erstarrten Lachen auf seinen Lippen.

»Solche Jugendfreunde sind oft sehr gefährlich.«

»Dieser schattenhafte Strich! dieser demüthige Faden!« rief Lorberg, indem er sich an Seehausen's Worte erinnerte.

»Bei alledem hat er sich mannhaft genug gezeigt, als er der Tante seine Erklärung machte.«

»Er erklärte sich? Das muß ein lustiger Auftritt gewesen sein.«

»Sehr lustig. Sie wissen doch, daß die Tante ihn verheirathen wollte. Er verstand das unrecht, glaubte, sie meine Susetten, und als er die Wahrheit einsah, sprang er auf, – nein, das sage ich ihnen nicht, Cousin, es ist eine zu abgeschmackte Tollheit.«

»Je toller, je besser,« erwiderte Richard fröhlich. »Ich bin in der Laune, mich köstlich daran zu belustigen.«

»Alles Ernstes forderte er sie auf, ihm auf der Stelle zu folgen und sich nicht verkaufen zu lassen.«

»Verkaufen!« das ist prächtig von dem grauen Strich. Susette dankte ihn doch gebührend?«

»Die Tante ließ ihr freie Wahl, zu gehen oder zu bleiben. Also blieb sie. Sie blieb, denn die Tante hätte sie jedenfalls ebenso hinausgeworfen, wie den verliebten Doctor und die verschmähte Braut – ein armseliges Geschöpf von Lehrerin, welche dazu bestellt war.«

»Die gute, edle Tante!« rief Richard mit bleichem Gesicht, in dem alle Muskeln zuckten. Seine Stimme war so heiser geworden, als wolle er Seehausen nachahmen, er krampfte beide Hände um die Arme des Lehnstuhls.

»Sie haben sich doch wohl ein klein wenig dabei aufgeregt, Cousin,« sagte Frau von Seehausen besorgt.

»Ich? Nicht im geringsten, theuerste Cousine.«

»Ueber Susetten dürfen Sie nicht zürnen. Sie hat sich klug und schicklich benommen.«

»Sehr klug, sehr schicklich! ich bin vollkommen zufrieden.«

»Sie hieß den Doctor gehen, der ihr überhaupt versprochen hatte, nicht mehr in's Haus zu kommen.«

»Auch seine späteren Versuche blieben jedenfalls erfolglos.«

»Er hat keinen Versuch mehr gemacht,« erwiderte Frau von Seehausen, denn so arm er ist, ist er doch sehr stolz. Er hat Susetten seit jener Zeit nicht wieder gesehen, sie natürlich auch ihn nicht.«

»Vergessen wird Alles in dieser Welt, bis sie selbst einst vergessen sein wird.«

»Wenn man vergißt, zehrt man nicht ab,« erwiderte die hübsche Frau. »Der arme Doctor ist ein wahres Schattenbild geworden, auch Susette hat eine gedankenvolle Blässe davongetragen. Man kann mitleidig gestimmt werden, wenn man ihn sieht!«

»Sie sehen ihn also?« fragte Lorberg.

»Er ist unser Arzt, ein sehr guter, geschickter Arzt. Neulich erst hat er den ersten Preis in der Akademie erhalten und gewiß wird er einmal ein berühmter Mann.«

»So hat er einen Wechsel auf die Zukunft in der Tasche, der Vielen fehlt,« erwiderte Richard. »Aber woher wissen Sie das Alles, beste Cousine?«

»Susette hat es mir erzählt. Wie Sie wohl denken können, thut ihr der verstoßene Freund leid, und in ihrem Mitgefühl ließ sie mir neulich ein paar Worte an ihn hier, welche ich ihm geben soll, wenn er kommt. Ich will sie Ihnen zeigen.«

»Ich bin nicht neugierig,« erwiderte er hastig.

»Sie müssen sie sogar lesen, Cousin. Nachdem ich Ihnen so viel von dieser Komi-Tragödie erzählte, müssen Sie Alles wissen. Der Zettel ist übrigens offen und kein Geheimniß.«

Sie eilte an den Damen-Schreibtisch, der im Zimmer stand, nahm ein Blättchen heraus und hielt es ihm hin.

»Lesen Sie selbst,« bat er, »ich will zuhören.«

»Wollen Sie? Gut, so hören Sie an, es sind nur wenige Worte: ›Mein lieber Freund! Ich werde Sie immer so nennen, auch hoffe ich, Sie werden es mir gestatten. Ich

höre, daß Sie sehr leidend aussehen, das Aussehen entscheidet nichts. Sie sollen nicht leiden. Ein ander Mal habe ich Ihnen gesagt, warum heißen Sie Hellmuth, wenn Ihr Muth Sie verlassen will? Verläßt er mich denn etwa, die ich doch nur ein Mädchen bin und nicht Hellmuth heiße? Aber ich sage es noch einmal, ich glaube es nicht. Denn ein kräftiger und edler Geist stärkt sich im Kampf mit dem Leben. Im Uebrigen haben Sie mir zugesichert, daß Ihr Vertrauen nie enden werde. Daran halte ich fest und verbleibe Ihre Freundin Susette.«

Frau von Sehausen hatte kaum geendet, als der Bediente herein trat und den Doctor Hellmuth anmeldete.

»Sehr willkommen!« rief sie aus, und Lorberg's Hand fassend, fügte sie hinzu: »Sie wünschen wahrscheinlich nicht, mit ihm zusammen zu treffen? Also dort hinein in's Nebenzimmer; wir lassen die Thür angelehnt, so können Sie Alles sehen und hören.«

Er folgte ihr mechanisch nach, und seine Arme verschränkend, stand er hinter der Thür verborgen, als er Susettens Freund hereintreten hörte.

Zu derselben Zeit hatte auch Seehausen einen Besuch erhalten. Herr Reichenbach war bei ihm und befand sich in einem ungewöhnlich aufgeregten Zustande. Das dürre Gesicht des kleinen Herrn hatte hektische rothe Flecke auf den Backenknochen, und seine lange spitze Nase schien noch länger geworden zu sein. Er ging auf und nieder, sein Hut saß ihm weit hinten im Genick, beide Hände hielt er in den Seitentaschen seiner Beinkleider. Es konnte keinen stärkeren Gegensatz zu ihm geben,

als den Hauptmann, der in größter Gemüthlichkeit sich auf dem Sopha streckte, rauchte, einen Rest kalten Kaffees trank und mit unverkennbarem Wohlgefallen seinen Freund betrachtete.

»Setzen Sie sich doch, Reichenbach,« sagte er. »Sie laufen umher, wie ein Iltis in seinem Kasten. Wir wollen ein Glas Wein trinken.«

Herr Reichenbach schüttelte den Kopf.

»Nicht?« fragte Seehausen. »Ich setze Ihnen etwas vor, was Sie noch nicht so getrunken haben.«

Herr Reichenbach schüttelte noch stärker den Kopf und wandte sich in die andere Ecke.

»Ich lasse eine gefüllte straßburger Pute holen, Reichenbach. Delicat! *delicieuse!*«

Herr Reichenbach kam bis an den Tisch, stemmte beide Arme darauf und beugte seine spitze Nase darüber fort.

»Haben Sie einen gefüllten Geldbeutel, Freundchen?« fragte er, seine Augen weit aufmachend.

»Bah!« lachte Seehausen: »Geld! Von diesem schnöden Metall haben Sie selbst mehr als zu viel.«

Herr Reichenbach steckte seine Hände wieder ein, ging bis an's Fenster und kehrte um. Sein Hut saß noch weiter hinten, die spitze Nase ragte über den hohen Kragen fort.

»Es kommt eine Krisis,« sagte er vor sich hin, eine fürchterliche Krisis. Wir können es nicht länger halten.«

»Sie werden allerdings nächstens fallen, wenn Sie sich nicht bald setzen, würdiger Freund!« rief Seehausen nach.

Herr Reichenbach ging nach der anderen Seite und zurück.

»Bankerotte in Wien,« murmelte er, »und noch mehr in Hamburg. Die Börse ist krank, sie ist lange schon krank!«

»Das ist gut!« nickte der Hauptmann. »Dem Patienten muß zur Ader gelassen werden.«

Herr Reichenbach verzerrte sein mageres Gesicht.

»Reden Sie nicht so!« sagte er, »reden Sie nicht von Blut! Es kommt an uns. Wir können nicht weiter. Es bricht über uns zusammen.«

»Brüche sind höchst unangenehme Fehler im menschlichen Organismus,« lachte Seehausen, »aber wir sind gesunde Leute, mein liebster Reichenbach, Sie besonders. Was, zum Teufel! Sie Freundchen, ein Mann von solchem Schönheitssinn, ein Kunstkenner, ein Criticus!«

»Schweigen Sie still! schweigen Sie still!« schrie Herr Reichenbach, indem er sich beide Ohren zuhielt, worauf er die Hände wieder in seine Hosentaschen steckte.

Seehausen nahm die Cigarre aus dem Munde und grins'te ihn an.

»Sie sehen wirklich malerisch aus,« sagte er, »wie ein Kunstwerk aus der besten ägyptischen Zeit. Aber wie Freundchen! Meinen Sie wirklich, daß die Börse heute flau sein wird?«

Herr Reichenbach nickte, wodurch sein Hut ganz in den Nacken fiel und seine hohe Stirn sich entblößte. Im Uebrigen rührte er sich nicht.

»Flau, mehr als flau! faul, ganz faul!« stöhnte er.

»So wird's ein Mordspectakel sein,« lachte Seehausen, indem er weiter rauchte. »Uebermorgen ist Ultimo, allgemeine Abrechnung.«

»Sie?« fragte Reichenbach.

»Bah! ich! Mag sein, ich!«

Herr Reichenbach neigte sich ihm wieder zu und sah ihn starr an.

»Ich habe Geld nöthig,« sagte er, »habe auch von Ihnen Wechsel acceptirt, geben Sie mir die Deckung.«

»Versteht sich! rief Seehausen vergnügt. »Wie viel war's?« .

»Achttausend für die Accepte.«

»Lumperei für Sie!« lachte Seehausen. »Uebermorgen ist Verlobung. Wollen Sie Susetten ein Geschenk damit machen?«

»Es kann sein,« versetzte Herr Reichenbach. »Ich sage Ihnen, Freund, übermorgen wird ein Tag sein, an den wir denken werden.«

»Sie doch nicht! Sie werden doch nicht?« fragte der Hauptmann, sich aufrichtend, indem er ihn anblinzelte. »Ein Millionair, ein Mann, der das schönste Haus, die schönste Frau und die kostbarsten Gemälde besitzt.«

»Lassen Sie sein! Schweigen Sie still!« rief Herr Reichenbach, seine Beine in die Höhe ziehend, als würde er darauf getreten. »Geben Sie das Geld her.«

»Die Kleinigkeit sollen Sie haben,« sagte Seehausen, ohne sich zu rühren, »aber nicht heute, Freundchen, es paßt mir nicht. Uebermorgen mit Vergnügen, und mehr, wenn Sie wollen. – Setzen Sie sich endlich nieder! Was

haben Sie auf dem Herzen? Meine Frau ist eben dabei, zu Ihnen zu fahren; die beiden Damen wollen Einkäufe machen.«

Herr Reichenbach richtete sich auf und streckte die spitze Nase starr in die Luft. Er schien an andere Dinge zu denken.

»Also ist es richtig?« fuhr Seehausen fort. »Große Bankerotte in Hamburg, das wird uns Geld kosten, mir auch. Aber – wo wollen Sie hin, Reichenbach?«

Herr Reichenbach ging auf die Thür los, ohne ein Wort zu sagen, und schlug sie hinter sich zu, ohne auf Seehausen's Ruf zu hören. Mit dem Hute im Nacken und die Hände in den Taschen sah ihn Seehausen gleich darauf auf der Straße.

»Ich glaube beinahe,« sagte er, nachdem er ihm lange nachgeblickt, »es steht derartig mit ihm, daß er allen Kunstsinn und allen Geschmack verloren hat. Wenn es wahr ist, daß große Bankerotte ausbrechen, so könnte es sein, daß er die Mode mitmacht. Alle Wetter! wenn sich das begäbe!«

Er stand einige Minuten in Nachdenken. Alles, was er begonnen, war bisher gut gegangen, allein es sollte noch besser gehen. Er hatte weit mehr ausgegeben, als das Glück ihm zugeworfen, verschwenderisch, wie ein ächter Glücksritter. Um so kecker hatte er gekauft: zwanzig Mal mehr, als er bezahlen konnte, wenn die Abrechnung ungünstig ausfiel.

»Wenn er Recht hat,« murmelte er vor sich hin, »wo bleib' ich?! Das wäre eine saubere Geschichte, wenn

ich ...« Er dachte den Gedanken, der ihn überkam, nicht aus. »Abwarten,« fuhr er lachend fort, »abwarten, Freundchen, leben ist die Hauptsache! Hat dieser alte Narr den Kopf verloren, meinen verliere ich nicht. Je größer die Gefahr, um so energischer die Mittel, um so glorreicher der Sieg! Fort damit, ich werde nicht Bankerott machen!«

Er kleidete sich eilig an und steckte nach einigen Minuten den Kopf in das Zimmer, wo Richard stand, der durch den Spalt in der Thür den Doctor betrachtete. Das dicke Gesicht lächelte triumphirend, dann zog er sich ebenso leise zurück und wartete den Verlauf ab.

Der Doctor saß vor Frau von Seehausen, welche über einige der üblichen Leiden – aufgeregte Nerven, rheumatische Schmerzen, Herzklopfen und Blutandrang – klagte, wie ein Arzt sie gewöhnlich hört. Schmal und blaß saß er vor der blühenden jungen Frau, als sei er der Kranke, welcher Hülfe suche, und es dauerte auch nicht lange, so wurden Fragen an ihn gerichtet, welche dies noch wahrscheinlicher machen konnten.

»Es hat also mit meinen Uebeln nicht viel auf sich?« fragte Frau von Seehausen.

»Das will ich nicht behaupten,« erwiderte er, »ich möchte Ihnen vielmehr Sorgsamkeit für Ihre Gesundheit empfehlen.«

»Was nennen Sie Sorgsamkeit, Doctor?«

»Damen von so zarter Constitution müssen möglichst ruhig leben, alle heftigen Aufregungen vermeiden. Die

Nervenleiden, welche so vielfach die Hauptleiden der jetzigen Generation ausmachen, sind größtentheils Folgen der erschöpfenden Lebensweise sowohl, wie der geistigen und körperlichen Anstrengungen.«

»Man wird dadurch wohl nicht blaß und mager,« sagte sie lächelnd.

Er lächelte ebenfalls, da er ihren Blick verstand.

»Es kann uns leicht so gehen, wie dem rothen Apfel,« erwiderte er, »an welchem das scharfe Auge kaum den kleinen schwarzen Stich bemerkt; dennoch ist dieser ein sehr schlimmes Zeichen. Die äußere Gesundheit ist oft nur eine Hülle, unter der ein zernagter Kern verborgen liegt.«

»Und umgekehrt,« versetzte sie, »unter der grauen, Besorgniß einflößenden Decke befindet sich häufig ein festes, starkes Gebäude, nicht wahr?«

»Das ist allerdings nicht selten der Fall.«

»Dann, bester Doctor, hoffe ich, daß dies auch Sie betrifft und daß die Besorgnisse Ihrer Freunde keinen Grund haben.«

Er schwieg einen Augenblick und erwiderte darauf mit heiserer Stimme:

»Meine Freunde, sagen Sie? Ich danke Ihnen für diesen schönen Trost, allein in Wahrheit – ich habe niemals viele Freunde gehabt, die um mich besorgt gewesen wären.«

»Viele Freunde hat man selten, wahre Freunde wenigstens nicht,« fiel sie ein. »Ich habe gehört, daß man leichter eine Geliebte findet, als einen Freund.«

»Das Eine dürfte so sehr zu den Seltenheiten gehören wie das Andere,« lächelte er, vor sich nieder blickend.

»Aber Sie haben Freunde, Doctor, Freundinnen sollte ich sagen. Ich sage so und habe ein Recht, es zu thun. Eine dieser Freundinnen bin ich selbst, und was die andere betrifft . . . «

»Ich danke meinen Freundinnen von ganzem Herzen,« unterbrach er sie, als wollte er sie hindern, fortzufahren, »ich denke jedoch . . . «

»Sie sollen nicht denken,« rief Frau von Seehausen. »Sie sollen nicht grübeln und sich grämen, Doctor. Ihre Freundinnen wünschen und wollen, daß Sie Ihr Leid von sich abthun. Ich habe eine Ermahnung für Sie hier in meiner Hand, eine Epistel, da ist sie. Lesen Sie das, oder wollen Sie nicht? Wollen Sie etwa nichts mehr von Susetten hören?«

Das bleiche Gesicht des Doctors belebte sich.

»Warum sollte ich nichts mehr von Fräulein Susetten hören wollen?« fragte er erröthend.

»Warum nicht? Das ist eine wunderliche Frage. Aber Sie haben ein edles Herz. So lesen Sie.«

Der Doctor nahm den Zettel, und als er die Augen darauf heftete, gewannen seine Empfindungen Sprache.

»Das ist Susettens Hand,« sagte er mit steigender Bewegung. »O, sehen Sie wohl, sie glaubt nicht, was man ihr gesagt hat. Ich danke ihr; nein, ich leide nicht. Meine Freundin! Ewig wird sie mir theuer sein. – Sie glaubt an mich. Ja, sie hat Recht! die Kraft wächst im Kampfe mit den Schicksalen des Lebens.«

Er ließ den Zettel sinken, seine Augen glänzten, und sein Gesicht war von ihrem Ausdruck überstrahlt.

»Sagen Sie ihr, theuerste Frau,« begann er mit fester und sanfter Stimme, »daß ich nie aufhören werde, ihr zu vertrauen. Sagen Sie ihr auch, daß ich nicht leide, daß ich den Muth zum Leben nicht verloren habe. Ich denke an sie jeden Tag, und sie steht vor mir mit tausend schönen und guten Erinnerungen, die mich anreizen, ihrer würdiger zu werden.«

»Sie haben das edelste Herz, lieber Hellmuth,« sagte Frau von Seehausen, »ich bewundere Sie, aber – können Sie noch hoffen?«

»Hoffen, daß ihre Freundschaft, ihre Achtung mich begleiten, so lange ich lebe.«

»Aber – Ihre Liebe?« sagte sie mitleidig.

Er schwieg darauf, allein das Lächeln in seinem Gesicht wurde heller und seine Stimme freudiger.

»Meine Liebe,« erwiderte er endlich, »ist nicht dadurch zerstört, daß Susette mir entrissen wird. Meine Liebe bleibt mir als mein sicheres Eigenthum. Ich weiß, daß Susette den Verhältnissen folgt, und ich beuge mich vor diesen.«

»Sie machen einen Engel aus Susetten,« lächelte Frau von Seehausen.

»Das ist sie mir,« entgegnete er. »Sie ist mein guter Engel, der mich nie verlassen wird, aber auch ich – ich werde bei ihr sein, was auch kommen möge. Glückliche möge der Mann sie machen, dem sie folgt; das ist Alles, was wünsche.«

Er stand auf und verbeugte sich.

»Uebermorgen wird Susettens Verlobung gefeiert,« sagte Frau von Seehausen.

»Es wird auch für mich ein festlicher Tag sein,« erwiderte er, sanft lächelnd.

»Sehr gut! sehr weise! mein lieber Doctor,« rief Frau von Seehausen. »Sie besitzen eine über alles Lob erhabene Seelenstärke.«

Sie wollte noch etwas hinzufügen, aber - sie verstummte vor den freudigen und innigen Blicken des Doctors.

»Ich werde Susettens Lob verdienen,« sagte er, sich verbeugend, indem er Hut und Stock nahm. »Leben Sie wohl, liebe gnädige Frau, und tausend Dank! Ich bin sehr glücklich. Dieses Briefchen hat mich sehr glücklich gemacht.«

Er faltete es behutsam, legte es in seine Briefftasche und empfahl sich; aber er konnte kaum die äußere Thür erreicht haben, als die hübsche Frau laut auflachte und in Lorberg's Versteck lief; ebenso schnell war auch Seehausen da, und Beide drangen auf Richard ein, sprachen zu gleicher Zeit und schütteten ihren Spott aus.

»Was sagen Sie dazu?« rief Frau von Seehausen.

»Ein köstliches Kerlchen!« schrie der Hauptmann heiser aus dem Kehlkopf. Wenn Susette beföhle: Spring in's Wasser! er ersäuftete sich pflichtschuldigst, und wenn sie sagte: Kauf mir den Brautkranz! er gäbe mit Freuden seinen letzten Pfennig dafür her.«

»Es ist ein Phantast,« sagte Lorberg, »aber gewiß ein sehr ehrlicher Mann.«

»Das ist er, Vetterchen! So Einer für die Mühseligen und Beladenen, der nichts verehrt, als die tugendvolle Rechtschaffenheit und in Susetten seinen Engel anbetet.«

»Jeder mag die Götter anbeten, die ihn selig machen.«

»Religionsfreiheit! Toleranz!« schrie Seehausen. »Sie sind ein Mann des Jahrhunderts, Vetterchen.«

»Ich wüßte nicht, was mich daran hindern sollte.«

»Einen solchen Liebhaber seiner Frau kann sich jeder Mann gefallen lassen. Sie können ihn zu Ihrem Hausfreund machen.«

»Warum nicht?« sagte Richard. »Er soll unser Arzt und Susettens Beichtvater werden. Aber wie vielen Dank bin ich Ihnen für alle diese Aufschlüsse schuldig, lieber Seehausen! Was geht mich die Vergangenheit und diese romantische, phantastische Liebesgeschichte an! Susette ist von der würdigen Tante geheilt worden. Der seelenvolle Doctor ist glücklich, und bin glücklich! Was ist mehr zu verlangen?«

In dieser Weise sprach er fort, und in einer halben Stunde mußte sich das Ehepaar überzeugen, daß durch ihre Aufklärungen nichts für ihre geheimen Absichten gewonnen war. Worauf Seehausen gerechnet hatte, daß Lorberg's Ehre sich beleidigt fühlen sollte, prallte gänzlich von ihm ab; seine Empfindlichkeit schien sich zu einem Stein verhärtet zu haben. Alle Spöttereien des Hauptmanns und die rührenden Anmerkungen seiner Gattin über die Jugendfreundschaft Susettens und ihre

zerstörten Hoffnungen wurden durch andere Spöttereien und rührende Betrachtungen beantwortet, die Heuchelei des würdigen Paares durch dieselbe Heuchelei inniger Ergebenheit erwidert, und erst als Lorberg gegangen war, um in Susettens Nähe sich seines Glückes zu freuen, das er so beredt und hoffnungsfroh zu preisen wußte, brach der Zorn der Getäuschten über ihn los.

Das dicke Gesicht des Hauptmanns glich einer Wetterwolke, die sich den Schauplatz für ihre Verwüstungen sucht. Im Augenblick noch freudenvoll grinsend, sank es mit einem Male in grimmige Falten, und seine leuchtenden Augen verwandelten sich in kleine stechende Punkte, die voll boshaften Hohns sich auf seine geärgerte Frau hefteten.

»Faß doch in Deine Tasche, Engel,« sagte er heiser aus dem Kehlkopf lachend, »ob die Hundert Louisd'or auch wirklich darinnen sind.«

»Dieser erbärmliche Mensch besitzt keine Ehre,« erwiderte sie verächtlich.

»Das Geld will er haben, das Gelt will er nicht loslassen!« murmelte Seehausen.

»Wer hätte auch denken können, daß er Susetten liebt!«

»Gans!« sagte Seehausen, sich zu ihr niederbeugend, »bist Du noch immer eine Gans, Engel, trotz der Seidenlappen und Goldrähte, die ich Dir umgehängt habe?«

»Dann ist er ein abscheulicher Heuchler! ärger als ... «

»Als ich und als Du,« fiel er mit seinem widerwärtigen Lachen ein, »aber warte, mein Engel, wir sind noch nicht zu Ende. Es ist noch nichts verloren.«

»Und meine hundert Louisd'or sind auch nicht verloren,« erheiterte sich die hübsche Frau.

»Ein schlechter Fuchs, der nicht mehr als Ein Loch in seinem Bau hat,« sagte Seehausen. »Ich habe noch manch Mittelchen, kann noch mehr als Eine Karte ausspielen, ehe der letzte Trumpf kommt – Einer, der Alles sticht!«

Seine kleinen Augen zogen sich tief zurück und funkelten aus einem schmalen Schnitt, während sein Gesicht sehr freundlich lächelte. Er breitete seine Arme aus und zog die hübsche Frau an sich.

»Leben wollen wir, mein Engel,« sagte er, sie am Kinn fassend und ihr zunickend, »leben ist die Hauptsache.«

## ACHTZEHNTE KAPITEL.

Am folgenden Tage hatte Seehausen eine Unterredung mit der Frau Commerciendrätin. Sie war sehr beschäftigt, denn sie ließ ihre ganze Wohnung reinigen und putzen. Die Fußböden wurden blank gebohnt, neue Gardinen aufgesteckt, die Messingbeschläge an den Thüren und Fenstern glänzend abgerieben, die Teppiche, Polster und Möbel gebürstet und gewischt. Viele Arbeiter waren damit beschäftigt, und die Frau Commerciendrätin stand mitten darunter in einer weiten Jacke mit Taschen und in ihrer großen Haube mit fliegenden Backen und Bändern,

wie ein Feldherr nach allen Seiten befehlend und ordnend. Alle Thüren standen offen, Seehausen trat unangefochten hinein und befand sich plötzlich vor der wirthschaftlichen Tante, welche eben nicht zum angenehmsten dadurch überrascht schien.

Sie erwiderte seinen Gruß mit einer herausfordernden Musterung.

»Sie kommen eben zurecht,« sagte sie, »wenn Sie helfen wollen; aber jetzt sind Sie ein großer Herr geworden, der einen Bedienten braucht, wenn ein Stuhl verlangt wird.«

»Immer noch Ihr unterthänigster Diener, verehrteste Tante,« erwiderte Seehausen. »Ich komme auch heut zu Ihnen, um Ihnen dies zu beweisen, obwohl ich weiß, wie sehr Sie zur Feier des schönen Festes beschäftigt sind, das uns morgen so innig erfreuen soll.«

Die Frau Commercierräthin musterte ihn noch schärfer.

»Wenn Sie etwas loben,« begann sie darauf, »so weiß ich schon, was dahinter folgt. Es muß wieder irgend etwas sein, was keinem Menschen Freude macht. Was ist es?«

Seehausen lächelte in seiner wehmüthigen Weise.

»Ich bin leider dazu bestimmt,« sagte er, »mit meinen innigsten und wärmsten Gefühlen . . . «

»Lassen Sie Ihre Redensarten bei Seite,« fiel sie ein, »ich habe alle Hände voll zu thun. Ist es wichtig?«

»Wenn ich dies nicht glaubte, so würde ich nicht wagen, Ihre freudige Thätigkeit zu stören.«

»So kommen Sie.« – Sie ging ihm in das ruhige Wohnzimmer voran, setzte sich auf ihren Stuhl am Ofen und sagte dann: »Was ist es also?«

»Susettchen ist nicht zu Haus?« fragte er.

»Nein.«

»Mit den geliebten Bräutigam auf einem süßen Spaziergange begriffen?«

»Sie hat Geschäfte. Wollen Sie mir von ihm wieder Geschichten erzählen?«

»Dieses weniger,« lächelte er. »Mein theurer Vetter ist geheilt von allen seinen Fehlern, aber ... «

»Was aber?«

Man muß doch vorsichtig sein,« erwiderte Seehausen, seine Stirn hochziehend. »Ich wenigstens würde vorsichtig sein, meine verehrteste Tante, denn wenn ich mich eines bekannten Sprüchwortes bedienen soll, so läßt ein Wolf wohl von den Haaren, doch nicht von den Tücken.«

»Sie haben ganz Recht,« sagte die Frau Commercierräthin, ihn mit den grünlichen Augen anblitzend. »Jetzt reden Sie klares Deutsch. Warum soll ich vorsichtig sein?«

»Er hat noch immer Schulden, beträchtliche Schulden, obwohl ... «

»Das ist nicht wahr!« rief sie dazwischen.

»Es ist leider wahr,« erwiderte Seehausen wehmüthig. »Ich selbst weiß von einer bedeutenden Summe.«

»Wie viel?«

»Es sind siebentausend Thaler in zwei Obligationen, wenn somit Susetens Vermögen ohne Vorsicht in seine Hände geräth, dürften sich leicht Dinge ereignen . . . «

»Wenn das wahr ist! wenn er so leichtsinnig ist,« unterbrach sie ihn, »so werde ich ihm einen Riegel vorgehen! Dafür soll gesorgt werden, Susette soll ihr Geld sicher stellen.«

»Was hilft Sicherstellen?« erwiderte er. »Eine junge Frau läßt sich verleiten, wenn der Mann bittet und schmeichelt – unterschreibt seine Wechsel mit, übernimmt Verpflichtungen, wirft ihm ihr Vermögen hin.«

»Was meinen Sie also?« fragte die Frau Commercierräthin.«

»Wenn ich es wäre,« sagte Seehausen, »ich würde mein Geld selbst unter Aufsicht behalten; bezahlen, was nöthig wäre, ein Jahrgeld für Susetten aussetzen, aber weiter nichts. Wenn er sie liebt, kann's ihm gleichgiltig sein, sogar angenehm.«

Die Frau Commercierräthin saß einige Augenblicke ohne Antwort.

»Können Sie mir die Schuldverschreibungen verschaffen, die Sie gesehen haben?« fragte sie.

»Gewiß kann ich das. Ich kann sie kaufen. Sie sind mir angeboten.«

»Sie sollen bezahlt werden,« fuhr sie fort. »Morgen will ich sie haben und will sie ihm präsentiren; aber vorsichtig will ich auch sein, das soll er erfahren.«

»Man kann nicht vorsichtig genug sein,« bekräftigte Seehausen. »Die Verlegenheiten wachsen, wir gehen einer schlimmen Zeit entgegen. Die Börse war heut in der schrecklichsten Verwirrung, alle Papiere fallen; Männer, von denen man es nicht denken konnte, sind in der größten Geldverlegenheit.«

»Sie sind doch nicht etwa in Geldverlegenheit?« fragte die Frau Commercierräthin.

»Gott sei Dank, ich nicht!« erwiderte er, mit Würde den Kopf schüttelnd.

»Der Schwindel fängt also an, sein Ende zu nehmen?« rief sie dazwischen.

»Der Schwindel, sehr wahr! nur zu wahr! Diese unmäßige Begier, Geld zu gewinnen, dieser unmäßige Credit, diese Wechselreiterei, dieser Luxus, diese Verschwendungen, denen nichts mehr gut genug schien, nicht mehr theuer genug. Es ist traurig, wie weit der Uebermuth geht, wie weit der Hochmuth geht, und wir müssen uns darauf gefaßt machen, einen Fall zu erleben, mehr als einen Fall, aber dieser Fall, der unseren Gefühlen wehe thun wird, obwohl wir sagen müssen . . . «

»Wer?« fragte die Tante, von Ahnungen erfüllt.

»Was helfen Kunstgefühle,« seufzte Seehausen, »was helfen die geistreichsten Gedanken!«

»Ich habe es mir gedacht!« rief sie, ihre Hände zusammen schlagend.

»Wechsel sind eine großartige, aber gegen alles Gefühl abgehärtete Erfindung,« erwiderte er. »Man kann mit einem Stückchen Papier Geld machen, wie ein König oder

Kaiser; aber der Unterschied besteht darin, daß, wenn unsere Wechsel haufenweis protestirt zurückkommen, es nicht damit geht wie mit werthlos gewordenen Cassenscheinen, welche die getreuen Unterthanen beliebig verbrauchen können, sondern daß man klagt, tobt und Geld verlangt, und die gefühllosen Gerichtsboten alle unter Siegel legen. Mag die schönste Frau sich auch die Augen darüber ausweinen, wenn ihre Ketten, ihre Ringe, alle ihre Kostbarkeiten von ordinären Fäusten gepackt werden, es giebt jetzt kein Mittel mehr, seitdem das barbarische neue Conkurs-Gesetz jede Menschlichkeit abgeschnitten hat.«

Die Frau Commercierräthin unterbrach ihn nicht. Sie fuhr wie aus tiefem Nachdenken auf, als der Bediente die Thür öffnete und den Herrn Reichenbach meldete. Sie nickte ihm auch nur zu und schien kaum auf Seehausen's Geflüster zu hören.

»Lassen Sie sich zu nichts überreden,« sagte dieser, »ich bin darum hergekommen, Sie zu warnen. Es laufen so viele Wechsel auf ihn, daß er sich nicht halten kann. Seit langer Zeit schon soll es schlecht mit ihm stehen. Ich mag es nicht mit ansehen, mein Herz thut mir weh. Darum werde ich mich . . . «

Ohne zu vollenden, war er plötzlich unsichtbar geworden, denn in der Tiefe des Zimmers gab es einen Vorhang vor einer Nische, und dieser bewegte sich noch, als Herr Reichenbach schon vor der Frau Commercierräthin stand.

Heute saß ihm der Hut nicht im Nacken, sondern er hielt ihn in der Hand und lächelte unbefangen, indem er der ernsthaften alten Dame sich näherte.

»Also morgen wird's Zauberfest losgelassen,« sagte er in dem vertraulichen Tone, wie er gewohnt war. »Wir haben die Einladung erhalten und werden dabei sein.«

»Es wird mir Freude machen, wenn ich frohe Gäste habe,« antwortete sie.

»Warum sollen wir nicht freudig sein, mehr als jemals!« rief Herr Reichenbach. »Es wird ein glücklicher Tag sein, ein Fest, wie es so leicht keines wieder gibt.«

»Es sind schlechte Zeiten,« sagte sie, »man muß sich einrichten. Groß geht es bei mir nicht her, ich bin aus der altfränkischen Zeit.«

»Schweigen Sie still!« rief Herr Reichenbach, indem er die spitze Nase weit aus den Kragenspitzen vorstreckte, wie die Schnecke aus ihrem Hause; »wir wissen es doch schon.«

»Was wissen Sie denn?« fragte sie.

»Es ist Verlobung! Leugnen Sie es nicht nehmen Sie meine herzlichen Glückwünsche an.«

»Warten Sie damit bis morgen,« fiel sie ein. »Ich liebe es nicht, wenn man sich in meine Angelegenheiten mischt.«

Zu anderer Zeit hätte Herr Reichenbach schwerlich diese Abfertigung so ruhig hingenommen, wie er es jetzt that.

»Schweigen wir also davon,« lächelte er sanftmüthig; »aber ich sage, es ist ein feiner Mann, den ich hochachte,

und es ist für uns alle eine Ehre, daß Sie Susetten einen solchen Mann ausgesucht haben.«

»Ich verstehe nicht, was Sie wollen,« unterbrach ihn die Frau Commercierräthin. »Wenn Susette sich verloben, wird, werden Sie es erfahren, mit wem. Mit keinem Speculanten, mit keinem, der ein seiner Mann an der Börse ist, mit keinem, der dort für einen Millionär gilt, deß können Sie versichert sein.«

Herr Reichenbach streckte die spitze Nase, noch weiter heraus und fing an heftig zu lachen.

»Nicht?« sagte er. »Warum denn nicht?«

Jetzt hatte ihn die Frau Commercierräthin, wo sie ihn haben wollte.

»Weil die sogenannten Millionäre morgen Bettler sein können,« antwortete sie, »weil Niemand weiß, wie es in ihrer Tasche aussieht, weil ich's oft genug erlebt habe, an Susettens eigenem Vater erlebt habe, was die Millionäre für ein Ende nehmen.«

Herr Reichenbach lachte fort, aber es war, als wäre er mit diesem Lachen gemalt worden.

»In Saus und Braus leben, als gehöre die ganze Welt ihnen,« fuhr die alte Dame fort, indem sie ihr Gesicht gegen das seine richtete, »ohne alle Vernunft, ohne alles Nachdenken, prahlen, verschwenden, leichtsinnige Streiche machen, und die es ihnen nicht darin gleich thun, auslachen, das gehört zu solchen großen Herren von der Börse.«

»Was wollen Sie!« rief Herr Reichenbach, »hat der Commercierrath nicht auch zur Börse gehört?«

»O!« sagte sie, sich stolz aufrichtend, »ich wollte, er wäre hier, er würde Ihnen sagen, wie's der reelle Mann macht, der seinen Ruf an der Börse erworben hat durch Solidität, durch Ordnung, durch Arbeit und Sparsamkeit. Der seinen Credit bewacht, wie ein General seine Ehre, der nicht ausgibt, was er nicht ausgeben kann, seine Frau nicht zu einem Mode-Journal macht, und allen Schwindel haßt, mag er heißen, wie er will.«

»Was kam man für die Zeiten!« fiel Herr Reichenbach ein. »Die Zeiten bringen vieles mit sich, woran man früher nicht gedacht hat.«

»Gehen Sie fort mit solchen Redensarten, Reichenbach!« rief die Frau Commerciendrätin, »ich bleibe bei meinen Grundsätzen. Ich gebe keinem von den modernen Geldmachern weder Susetten noch mein Geld. Mein seliger Commerciendrath hat mir noch in seinen letzten Stunden einen goldenen Rath hinterlassen. Gib nichts an einen Kaufmann oder Banquier, hat er mir gesagt. Mag er heißen, wie er will, mag er groß sein, wie er will, mag er bieten, was er will, gib ihm nichts!«

»Aber ein alter Freund, wenn er käme und in Verlegenheit wäre?« fragte Herr Reichenbach lauernd.

»Und wenn Sie es selbst wären,« sagte sie, »ich hätte nichts.«

»Wenn er aber wüßte, Sie hätten – hätten neunzigtausend Thaler baar in der Bank liegen, und er brauchte sie auf wenige Wochen.«

»Nichts, nichts!«

»Und wenn er Sicherheit geben wollte? Wenn ich's wäre, Cousine Wittenberg, und ich sagte, ich gebe mein Haus, meine Sammlungen, meine Gemälde zum Unterpfand?«

»Ich hoffe, Sie sind es nicht,« erwiderte sie, ihn starr ansehend, »denn es würde mir leid thun, aber Sie würden nichts von mir bekommen.«

Einen Augenblick blieb er mit dem vorgebeugten Kopf und dem starren Lachen vor ihr sitzen, dann stand er auf, wischte mit dem Taschentuche über seine Stirn und steckte die Hände in seine Taschen.

»Ich bin's nicht!« rief er, die spitze Nase hinter den steifen Kragen zurückziehend, und wie Seehausen setzte er hinzu: »Gott sei Dank, ich bin's nicht!«

»Das ist mir lieb,« erwiderte sie mit derselben kalten Würde. »Kommen Sie morgen nicht zu spät.«

Er griff nach seinem Hute. »Gut,« sagte er, vergnügt nickend, »ich werde kommen, wir wollen einen lustigen Abend machen. Wenn ich auch nichts bei Ihnen bekommen kann, soll's doch an einem Hochzeits-Geschenke nicht fehlen.«

Die Frau Commercierräthin blieb auf ihrem Stuhle sitzen; sie hielt die Hände in ihrem Schooß zusammen gedrückt und schwieg so lange, bis sie bemerkte, daß Seehausen wieder neben ihr stand.

»Sie haben sehr weise gehandelt, verehrteste Tante,« begann dieser süß lächelnd, als sie zu ihm aufblickte. »Sie haben es bewunderungswürdig gemacht.«

»Ich hab's ihm erspart und mir,« sagte sie.

»Ich freue mich, daß ich zur rechten Zeit gekommen bin.«

»Was meinen Sie damit?« fragte sie aufstehend. »Glauben Sie etwa, daß ich Ihnen Dank schuldig bin?«

»Ich verzichte auf allen Dank, beste Tante.«

Sie faßte ihn beim Arm und blieb vor ihm stehen.

»Ich danke Ihnen für Ihre Mühe,« sagte sie; »aber bekommen hätte er auch ohne dies nichts von mir – so wenig wie Sie!«

Seehausen zuckte wehmüthig die Achseln. »Es ist leider ja mein Loos, verkannt zu werden,« murmelte er.

»Machen Sie seine Phrasen, keine Faxen!« rief sie lebhafter. »Ich weiß nicht, warum Sie's gethan haben, warum Sie gekommen sind, aber was auch Ihre Absicht dabei war, Eines sollen Sie wissen. Sehen Sie zu, daß Sie Vermögen erwerben, oder halten Sie fest, was Sie haben; von meinem Gelde werden Sie niemals einen Pfennig bekommen.«

»Ich bin entfernt von allem Eigennutz,« antwortete Seehausen feierlich. »Ich begehre nichts von Ihnen, theuerste Tante.«

»Um so besser,« erwiderte sie. »Dem Herrn Baron werde ich Riegel und Schlösser anlegen, wenn's wahr ist, was Sie behaupten; dafür erwarte ich Ihre Beweise. Mein Vermögen aber gehört Susetten, ich bin's ihr schuldig, denn ich weiß« – sie hielt einen Augenblick inne – »ja, ich weiß, daß sie einen anderen lieber nähme, als den ich ihr gewählt habe. Aber sie hat die Thorheit von sich geworfen und vernünftig gehandelt. So wie die Verlobung

vorbei ist, mache ich mein Testament und adoptire sie als meine Tochter. – Jetzt gehen Sie, Seehausen. Bringen Sie mir morgen die Papiere, so löse ich sie ein. Im Uebrigen wissen Sie jetzt, woran Sie sind, und brauchen sich keine Mühe mehr zu geben, mir zu gefallen.

»Nichts wird mich davon abhalten, Ihnen immer zu dienen, so sehr ich es vermag,« erwiderte Seehausen sanftmüthig wie ein Lamm, indem er sich verbeugte.

Die Frau Commercierräthin verbeugte sich auch. Sie faßte spaßhaft dabei ihr Kleid mit beiden Handspitzen, aber das gelbe Raubvogelgesicht leuchtete ihn äußerst boshaft an. So complimentirte sie ihn zur Thür hinaus, warf diese aber dann mit großer Gewalt zu und eilte mit solchen hastigen Schritten zu den Arbeitern zurück, die in den vorderen Zimmern weiter wirthschafteten, daß die Bänder ihrer Backenhaube hinter ihr her flatterten. Nach wenigen Minuten hatte sie viel zu tadeln und zu schelten, denn es war nicht einer, der es ihr zu Dank machen konnte und dem sie nicht ihre Meinung zu sagen hatte. Bisher war sie so lebenswürdig gewesen, wie selten, jetzt fuhr sie wie ein Sturmwind durch die Gemächer, griff selbst mit an, rieb und klopfte, und ihre scharfe Stimme, welche nie sehr milde klang, brachte alle Hände in die eifrigste Bewegung.

Es mußte etwas geschehen sein, was die Frau Commercierräthin in schweren Aerger versetzte, den sie an ihren Leuten ausließ, welche sich heimlich darüber in die Ohren flüsterten, was gut war, daß sie es nicht hörte. Geraume Zeit ging es so fort, und dämmerte bereits,

als Fräulein Susette zurückkehrte. Doch nun war es wirklich, als erscheine ein guter Engel; denn kaum war sie da, so hatte alle Noth ein Ende. Die strenge Frau sah Susetten mit unverkennbaren Liebesblicken an und empfing sie mit mütterlicher Zärtlichkeit.

»Wir haben alles in die schönste Ordnung gebracht, mein liebes Kind,« rief sie ihr entgegen. »Fleißig sind wir gewesen, nun ist es auch, wie es sein muß; jeder that, was er konnte, das soll nicht vergessen werden.«

Mit dieser erfreulichen Andeutung für die gescholtenen Diener führte sie Susetten fort, band ihr selbst den Hut ab, streichelte und drückte ihre Hände, und da diese kalt waren, so mußte sie sich an den Ofen in den Lehnstuhl der gütigen Tante setzen, wo sie mit neuen Liebesbeweisen überhäuft wurde. Die Frau Commercierräthin selbst setzte sich neben sie und hatte viel zu fragen und zu erzählen; aber Susette schien die Umwandlung, welche mit ihr vorgegangen, nicht zu begreifen, denn ihre Tante gerieth immer mehr in eine so weichherzige Stimmung, wie sie diese nicht an ihr kannte. Das heroische, bestimmte Wesen, das keinen Widerspruch duldete, verschmolz zu einer Milde, die etwas Rührendes hatte, weil es so selten war. Susette hatte ihre Tante niemals klagen hören, nie hatte sie mit ihr gesprochen, als ob sie auch ein Herz und Schmerzen und Wünsche besäße; sonderbarer Weise öffnete sie es jetzt so weit und plötzlich, daß Susette davon tief ergriffen wurde.

Mitten in den Beweisen ihrer Liebe und Theilnahme hielt sie dann plötzlich inne und legte nachdenklich ihre Hände zusammen.

»Was ist es doch mit allem Menschenleben!« sagte sie traurig vor sich hin. »Wenn ich zurückdenke, liegt mein vergangenes Dasein vor mir wie ein Feld voll Dornen. Meine Sorgen waren immer größer, als meine Freude, und mein Glück hat wohl viele geblendet, aber ich – ich habe wenig davon empfunden.«

Susette schmiegte sich an sie, ohne zu antworten, und ihre Tante fuhr, mit sich selbst sprechend, fort :

»Ich habe erfahren, was Glück zu bedeuten hat und wie es die Menschen beurtheilen. Der Redlichen gibt es wenige in dieser Welt. Die meisten sind falsch und heucheln, und je älter wir werden, um so ärmer und einsamer wird's in uns.«

»O, liebe, gute Tante!« sagte Susette leise, »ich bin bei dir.«

»Ja, mein Kind, du bist mein einzig Gut, die einzige Seele, die ich habe auf Erden. Gott hat es so gewollt; er hat mir Kinder versagt, er hat mir Herzen versagt für meine Liebe; dafür hat er dich mir gegeben, und danke ihm dafür, ich preise ihn für seine Güte! – Ich war nicht mehr allein da dich hatte; du weißt nicht, was es heißt, allein sein und keinen Menschen haben, den man lieben und an den man glauben kann. Aber nun, Susette, nun« – sie schwieg einen Augenblick und fügte dann hinzu: »Was soll aus der alten Frau werden, wenn du von ihr gehst?«

»Muß ich denn gehen?« flüsterte Susette, indem sie ihren Kopf an die Brust ihrer Tante legte.

»Du mußt gehen, Kind, du mußt!« sagte die Tante, sie an sich drückend. »Ich muß dich von mir lassen, denn ich kann nicht bei dir bleiben; wer weiß, wie bald der Herr mich ruft! Das Weib muß dem Manne folgen, wir sind bestimmt dazu. Wir sollen nicht stehen, wie der Baum auf einsamer Haide, ohne Schatten, ohne Frucht. Ich will dich nicht allein lassen, wenn ich sterbe, will nicht scheiden, ehe ich dein Glück begründet sehe.«

»Sagtest du nicht, daß Menschenglück meist Blendwerk sei?« erwiderte Susette.

Die Tante fuhr über diese Antwort nicht auf, wie sie es sonst gethan haben würde, sondern sie sagte sanftmüthig:

»Es soll alles geschehen, was geschehen kann, um Dich zu sichern. Du sollst Herr über alles bleiben, was Dein ist, und so lange ich lebe, werde ich selbst darüber wachen.«

»Nicht das Geld macht das Glück,« fiel Susette ein; »Du hast es ja selbst an Dir erfahren.«

»Es ist wahr,« antwortete sie, »aber glaube mir, mein Kind, Lorberg ist ein Mann von edlen Eigenschaften. Wüßte ich es nicht, Gott sollte uns vor ihm behüten! Ich habe Erkundigungen eingezogen bei einem, der ihn von Jugend auf kennt, bei dem Agenten Jakob Wolf, der ein Mann von großer Redlichkeit ist. Er ist leichtsinnig gewesen in Geldsachen, darin sind viele vornehme Herren leichtsinnig, aber Wolf rühmt seinen Charakter.«

»Auch dabei kann eine Frau unglücklich werden,« sagte Susette.

»Was willst du denn mehr?« fragte die Tante ungeduldiger. »Kind, sei verständig, es ist ein Mann, wie ihn viele haben möchten. Sogar eine Ahnfrau hat er in seinem Hause,« lachte sie Susetten an, um sie zum Mitlachen zu bewegen. »Wer von allen Millionären an der Börse kann sagen, daß er eine Ahnfrau hätte! Du wirst glücklich werden, Susette, die Ahnfrau hat es ihm selbst angezeigt.«

»Ach! Liebste Tante,« erwiderte Susette seufzend, »alle Ahnfrauen in der Welt sind nicht im Stande, Herzen zu verwandeln und Unglück zu Glück zu machen. Ich möchte Dich nicht erzürnen, ich weiß ja, daß alles, was Du thust, die besten Absichten hat; aber über unser höchstes Lebensglück müssen wir doch zuletzt selbst richten; und wenn es nun geschähe, wenn sich nicht erfüllte, was ich hoffe! Vergib mir, o, vergib mir, wenn ich Dir Kummer mache!«

Sie warf sich um den Hals der alten Frau, auf den ihre Thränen fielen.

»Halt ein! Halt ein!« rief diese mit schwankender Stimme, und ihre großen Hände an Susettens Kopf drückend, fuhr sie fort: »Ich weiß, was dir geträumt hast, ich wollte, es wäre nicht geschehen. Denke nicht mehr daran zurück, es ist abgemacht. Ich habe auch Schuld, ich hätte es früher hindern müssen. Er aber hätte vernünftiger sein sollen, denn er mußte wissen, was sich schickt.«

»Ich hatte mehr Schuld, als er,« sagte Susette leise.

»Vertheidige ihn nicht!« fuhr die Tante fort. »Wie konnte er es wagen, der armselige Mensch, der so häßlich obenein ist, sich so weit zu vergessen!«

»Die Liebe, beste Tante, weiß nichts von Häßlichkeit,« sagte Susette. »Auch finde durchaus nicht . . . «

»Schweig davon!« unterbrach sie die Frau Commerciendrätin in dem alten strengen Tone, denn die Stunde der Rührung war vorüber. – »Laß mich sehen, was Du eingekauft hast,« setzte sie in einer Weise hinzu, die jeden weiteren Versuch abschnitt.

Susette hatte mehrere kleine Einkäufe gemacht, welche sie aus ihrer Tasche nahm, und das Gespräch darüber und über manche häusliche Angelegenheiten währte nun so lange fort, bis Lorberg kam. Er kam erwünscht, die Tante sowohl wie Susette waren darüber froh. Bald auch ließ die Tante das junge Paar allein und übertrug die Sorge, Susetten heiter zu stimmen, dem galanten jungen Edelmann, dem sie so viele Künste zutraute. Nach einiger Zeit schien es auch, als ob beide sich um die Wette bestrebten, die Kosten der Unterhaltung zu tragen. Die Tante hörte einige Male an der Thür, wie lebhaft gesprächig es herging. Solchen Liebesleuten, sagte sie wohlgefällig, geht der Stoff zum Schwatzen niemals aus. Sie erzählen sich die unbedeutendsten Dinge und das albernste Zeug mit dem größten Vergnügen und sind entzückt davon. Er wird ihr die Liebe schon beibringen, die ihr noch fehlt. Unglück lacht nicht!

Bei alledem hatte die Frau Commerciendrätin nicht Recht. Sie wußte nicht, daß die Lippen oft lachen, um

Weh und Schmerzen um so dichter zu verdecken, denn sie hatte dies niemals gethan.

Nachdem vielerlei Gegenstände zwischen den beiden jungen Leuten verhandelt waren, kam auch die Musik an die Reihe. Susette hoffte recht viel Musik zu treiben. Sie sprach von einem neuen Flügel, den ihr die Tante versprochen, spottete über das alte, ehrwürdige Instrument, welche ihr vortrefflicher Onkel, der selige Commercierrath, einst auf einer Auction gekauft hatte, behauptete dann, daß sie auch Gesangstunden nehmen müsse, und hielt plötzlich inne, indem sie ihre großen Augen auf Richard heftete.

»Da fällt mir etwas ein, was Sie auch angeht,« sagte sie. »Sie haben mich ja schon singen gehört.«

Er bestätigte es.

»Das war an dem Abend, wo wir allein waren,« fuhr sie fort. »Das heißt, allein mit Christinen. Sie erinnern sich doch noch meiner damaligen Freundin?«

»Ist sie Ihre Freundin nicht mehr?« fragte Lorberg.

»Es ist etwas dazwischen gekommen, doch im Grunde haben wir uns nicht erzürnt, nur kommt sie nicht mehr zu mir. Heut aber habe ich sie gesehen. Es ist ein talentvolles Mädchen; allein sie besitzt wenig Anziehendes.«

»Finden Sie das?«

»Sie nicht?«

»Nein, ich finde es allerdings nicht,« sagte er mit Ueberwindung.

»Sie ist für Ihre Verhältnisse zu stolz und rücksichtslos,« erwiderte Susette, »aber ich habe sie doch lieb und wünsche ihr alles Gute.«

»Geht es ihr nicht gut?« fragte er.

»Beschränkt genug. Ich glaube nicht, daß sie noch Unterricht gibt, sie malt jetzt. Ich will sie nächstens aufsuchen, sie wohnt noch immer bei ihrer alten Freundin, wo ich sie kennen lernte. Aber wissen Sie auch, daß sie nach Ihnen gefragt hat?«

»Nach mir?«

»Sie erkundigte sich angelegentlich und fragte dabei, ob Sie das Glück noch nach Minuten berechneten.«

»Ob ich es berechne!« lachte er. »Ich habe gar keinen Maßstab dafür.«

»Wo wollen wir ihn denn hernehmen?« fragte Susette. Die Antwort lag nahe genug, allein er gab sie nicht.

»Man muß nichts berechnen,« erwiderte er mit derselben Fröhlichkeit, »alle Rechnungen sind falsch.«

»Christinens Rechnung wird es auch so gehen,« sagte Fräulein Susette, »sie sieht ganz danach aus.«

»Wie sieht sie aus?«

»Wie ein Rechenmeister, der an seinem Exempel verzweifelt und es sich sehr zu Herzen nimmt.«

»Und sie rechnete so sicher auf ihr Glück,« sagte Lorberg, seine Augen weit öffnend, als blicke er in die Ferne.

»Das Glück ist überhaupt ein falscher Wechsel, hat mein Onkel, der selige Commercierrath, oftmals gesagt,« fiel Susette ein. »Wenn er am Verfallstage präsentirt wird, wird nichts gezahlt.«

»Das ist sehr spaßhaft! Am Verfallstage wird der Betrogene ausgelacht. Man muß sich hüten, zu den Betroffenen zu gehören.«

»Lieber zu den Betrügern!«

Sie lachten beide und nickten sich zu, und Susette streckte ihre Hand aus, die Richard küßte, eben als die Frau Commercierräthin hereintrat. Sie sah es mit Vergnügen, ließ sich erzählen und half ihnen fröhlich sein, so daß die Stunden schnell vergingen. Zuweilen ging es aber auch ernsthafter her. Der folgende Tag wurde besprochen, und endlich kurz zuvor, ehe Richard gehen wollte, kam es noch zu einer kleinen Scene, indem die Tante noch einige Winke über ihre Absichten fallen ließ.

»Es kommen schlimme Zeiten,« sagte sie, die Narrheiten und Schlechtigkeiten werden bestraft werden. Viele Verschwender und leichtsinnige Menschen, die Speculanten von der Börse, werden mit Schimpf und Schande endigen. Es geschieht ihnen recht, ich bedaure keinen, und wenn er mein Bruder wäre. Wer leichtsinnig ist, hat von mir keinen Beistand zu erwarten; überhaupt aber muß man sich vorsehen. So lange ich lebe, halte ich die Hand auf meine Tasche. Wenn ich nicht mehr bin, soll Susette alles bekommen, und morgen, gleich nach der Verlobung, will mein Testament machen.«

Richard machte eine lächelnde Bemerkung darüber, aber sie blieb um so eifriger dabei.

»Es ist mein Wille so!« rief sie mit ihrer Bestimmtheit, »daran soll sich nichts ändern. Im Uebrigen wird sich's

zeigen, wie das junge Pärchen zu wirthschaften versteht, sonst sind wir auch noch da.«

Mit dieser scherzhaften Wendung schloß sie ab, aber ihr Finger schüttelte sich wie ein bedenkliches Fragezeichen, und der Blick, der ihn begleitete, kam aus einer anderen Tonart. Lorberg konnte die Zerrüttung, die ihn durchwühlte, kaum länger verbergen, er beeilte sich, Abschied zu nehmen, zu heucheln, zu schmeicheln, zu lügen, bis der düstere November-Abend und sein eisiger Nebel ihm kühlend in die heißen Augen drangen.

Er hatte sich während der letzten Tage zu betäuben gesucht, hatte zu vergessen gesucht, hatte sich gewaltsam aufgedrungen, was er als unabänderlich anerkannt; jetzt war es ihm, als säße in seiner Brust ein glühendes Eisen, und auf seinen Schultern lägen, wie auf denen des heiligen Christoph, alle Sünden dieser Welt. In den Nebeln um ihn her sah er seine Zukunft grau und sternenlos. Er konnte nicht mehr, wie bisher, sich selbst verspotten, ihm fehlte der Muth dazu. Es gab keinen Schlupfwinkel mehr für sein Gewissen, und dieses behandelte ihn mit Verachtung. Wohin er sah, fand er Schaam, fand er Vorwürfe und die Qual oder Gedanken, welche ihm ihre Zähne zeigten. In diesem Fieber seiner Unruhe ging er weiter, ohne zu wissen, wohin. Verwirrte Vorstellungen jagten durch seinen Kopf, er konnte nichts darin festhalten. Das Eine verdrängte das Andere; ein dunkler Strom wirbelte um ihn, aus dem er sich nicht retten konnte; plötzlich aber lief ein Blitz darüber hin und zeigte ihm ein Ufer,

und wie dem Schiffbrüchigen weckte er neue Hoffnung auf.

Gleich darauf kehrte die alte Nacht zurück, doch eben so schnell ein neuer Blitz, und mit jedem wuchs seine Hoffnung, mit jedem steigerte sich seine Sehnsucht. Ein Gefühl der Rettung überkam ihn, ein Stern schwebte vor ihm her, dem er folgen mußte.

Nach einiger Zeit stand er vor dem Hause, wo Christine Streit wohnte. Als er hinaufblickte, sah er Licht durch die Fenster schimmern; es leuchtete bis in sein Herz und versagte die Furcht, daß er vergebens gekommen sei. Einige Minuten lang dachte er daran, wie er hier sich von ihr getrennt hatte, mit dem Entschluß, sie auf immer zu vergessen, dann, als wollte er der kalten Hand entgehen, die er in seinem Nacken zu fühlen glaubte, trat er schnell hinein und freute sich über seine Entschlossenheit.

Heute brannte ein Lämpchen oben auf der Treppe, als sei es für ihn angezündet. Mit leichten Schritten stieg er die Stufen hinauf; das Dämmerlicht zeigte ihm die Thür. Horchend wartete er mit klopfendem Herzen, endlich legte er leise seine heiße Hand auf den Drücker, öffnete und sah hinein.

Ein Himmelsglanz durchleuchtete ihn. Da saß Christine am Tische, in der Mitte des kleinen, warmen Zimmers. Eine Mappe mit Zeichnungen lag vor ihr, sie hielt einen Farbstift in ihren Fingern und betrachtete ein Blatt, von welchem sie zu ihm aufblickte. Im nächsten Augenblicke warf sie beides fort, schlug die Mappe zu und stand auf. »Herr von Lorberg!« sagte sie.

Mit ausgestreckter Hand trat er zu ihr heran, in seiner Bewegung ohne Sprache. Seine Blicke durchirrten ihr Gesicht. O, Susette hatte Recht; es lag ein bleicher Schatten auf diesen feinen Linien, aber er machte sie noch schöner, noch rührender.

»Ich habe Sie überrascht,« begann er, »und zu solcher Stunde! Vergeben Sie mir, es mußte so sein.«

»Von Freunden läßt man sich gern überraschen,« erwiderte sie, »und zuweilen habe ich mich gefragt, ob ich von Ihnen wohl ganz vergessen sei.«

»Sie konnten das nicht glauben,« sagte er.

»Nein, ich glaubte es auch nicht.«

Der freudig klingende Ton durchzitterte ihn; ihre Blicke, die sich begegneten, waren beredter, als Worte sein können.

»Auch ich habe oft an Sie gedacht,« fuhr Christine fort. »Setzen Sie sich zu mir, ich bin allein. Meine alte Freundin besucht ihre Freunde im Hause, so können wir ungestört uns unsere Schickale mittheilen. Was mich betrifft,« setzte sie lächelnd hinzu, »so hat Ihnen Susette: wohl erzählt, daß ich meiner alten Leidenschaft wieder gefolgt bin und mich fleißig mit Zeichnen beschäftige.«

»Ich habe davon gehört,« erwiderte er, »auch – manches Andere, was meinen innigen Antheil für Sie, meine theure Freundin, steigern mußte.«

»Dank Ihnen dafür!« lächelte sie. »Ich bin nicht ungeschickt und hatte einige Gelegenheit, Fortschritte zu machen.«

»Alles, was Sie thun, ist schön!«

»Nicht immer, aber ich thue mein Bestes.«

»Und was hoffen Sie davon?«

»Mancherlei Gutes für mich. Ich will Ihnen ein paar Köpfe zeigen, welche ich aus dem Gedächtniß gezeichnet habe.«

Sie schlug ihre Mappe an und zog ein Blatt hervor. »Wer ist das?« fragte sie.

Es war Susette, sehr gut getroffen, aber, wie es ihm schien, in der künstlerischen Auffassung allzu sehr verschönt. Er erkannte es sogleich, allein dieses Bild brachte plötzlich alles wieder in sein Gedächtniß, was er vergessen hatte. Mit einer hastigen Wendung blickte er nach einigen anderen Blättern, welche Christine inzwischen hervorgezogen hatte und ihm nun ebenfalls hinhielt. Nachdenklich ruhten seine Augen darauf, bis er mit steigender Wärme sagte:

»Das soll ich sein! So viele Theilnahme erweisen Sie mir! Verdienete ich das? Habe ich nicht weit eher Strafe verdient? denn – o, daß ich es sagen muß! – bin ich nicht Ursache der Kränkungen, die Ihnen zugefügt wurden?«

Er unterbrach sich mit einem freudigen Augrufe, denn das neue Blatt, das Christine vor ihn hinlegte, war sie selbst.

»Ich habe nichts zu vergeben,« sprach sie dabei, »denn ich weiß nicht, welche Schuld Sie sich beimessen.«

»Geben Sie mir ein Pfand darauf, ein Andenken!« rief er, indem er die Zeichnung nahm.

»Dann nehmen Sie dies,« sagte Christine, auf Susettes' Bild deutend.

Er preßte ihre Hand fest in der seinigen und schwieg einige Augenblicke, als wollte er Gewalt über sich gewinnen.

»Sie müssen mich zunächst hören, theure Christine,« antwortete er dann, »ich bin zu Ihnen gekommen, um Sie darum zu bitten. Sie sollen entscheiden, welches Bild ich nehmen muß, ob Susettens Bild, oder das Ihrige, oder keines.«

»Das ist ein seltenes Vertrauen,« lächelte sie. »Wodurch ist es mir geworden?

»Wodurch es Ihnen geworden ist? Ich weiß es nicht, weiß nur, daß ich es habe und daß mein letztes Hoffen daran hängt. Sie müssen mich hören, denn Sie haben mich auf den Weg gewiesen, den ich gegangen bin. Ich habe gethan, was Sie verständig und recht nannten. Dieser Faden ist verloren gegangen, er schützt mich nicht mehr.«

»Und ich, meinen Sie, soll ihn wiederfinden?«

»Unmöglich, unmöglich!« rief er mit ausbrechender Leidenschaft, »ich kann nicht länger vernünftig sein. Was kann mir noch geschehen, das ich mehr fürchten müßte, als das Grauen vor dieser Vernunft, als diese Erniedrigung vor mir selbst, diese Gewißheit meines Unglücks!«

»Warum nennen Sie es Gewißheit?« fragte Christine.

»Weil ich es vor mir sehe, wie einen Abgrund, aus dem keine Rettung ist. Weil ich – Susetten nicht liebe.«

»Sie werden sie lieben lernen.«

»Niemals! Wir wissen es beide; ich weiß es, mit welchem Zwange sie mir folgt.«

»Wenn das alles so fest steht,« sagte Christine, »dann müssen Sie entschlossen handeln.«

»Wahr!« erwiderte er, an seine Stirn fassend. »Er hat Recht!«

»Wer hat Recht?«

»Einer, der mir sagte, man könne einer Ungeliebten Liebe und Treue schwören, wenn das eigene Herz leer an Liebe sei, aber nicht . . . « Er ließ es unvollendet und fügte dann ruhiger hinzu: »Sie wissen, was morgen geschehen soll.«

»Ich weiß es, Herr von Lorberg.«

»Es wird nicht geschehen.«

»Wer noch ein Morgen vor sich hat, kann erwägen und bedenken.«

»Nein, theure Christine!« rief er, ihre Hand von Neuem ergreifend, »es ist erwogen, ist bedacht. Sie müssen erfahren, warum ich nicht lügen und schwören kann – warum ich hier bin, wohin mein Herz mich geführt hat, das besser wußte als alle Klugheit, was gut und recht ist. Ich liebe Sie, Christine, Sie allein, von jener Stunde an, wo wir uns fanden. Niemals – niemals kann ich Susetten gehören!«

»Sie lieben mich!« sagte sie, und ihre schönen, dunklen Augen öffneten sich strahlend, begleitet von einem Glück verkündenden Lächeln. Es war, als verfolgten ihre Blicke und Gedanken ein Traumbild, das ihre Seele füllte.

»Zweifeln Sie noch jetzt, können Sie zweifeln?« fragte Richard, ihre Hände an seine Brust drückend.

»Nein,« sagte Christine, »aber – wissen Sie auch, was Sie thun? was zwischen uns liegt? wer ich bin?«

»Was frage ich danach!« rief er in stolzer Heftigkeit. »Liebe mich, wie ich Dich liebe! O, Christine, wollen Sie das? Wollen Sie mir folgen?«

»Ja, bis ans Ende!«

»Bis ans Ende? Mein Gott, dann ist alles gut! Bis ans Ende, theure, theure Christine, wo es auch sein möge?«

»Wo es auch sein möge!«

»So habe ich nichts verloren: Nein, ich bin reich, ich bin beglückt! Ich verlange nichts mehr. Hören Sie mich an, Christine.«

»Halten Sie ein!« sagte sie. »Nicht jetzt, morgen!«

»Morgen? O, warum morgen?«

»Ich höre meine alte Freundin kommen, und zwischen heut und morgen liegt eine Nacht.«

»Für mich gibt es keine Nacht mehr! Ich habe nichts zu bedenken, nichts mehr fern von Ihnen zu suchen.«

»Wohlan! so mag der Tag entscheiden, was Sie gefunden haben.«

»Strenge Freundin, arge Freundin!« sagte er seufzend und lächelnd. Es ist noch ein Bedenken in Ihrem Herzen, das überwunden werden muß.«

»Und darum sollen Sie Geduld haben,« erwiderte Christine, »bis die rechte Stunde da ist, wo ich weiß, daß Ihre Liebe stark und wahr ist.«

»Sie wollen es erproben? Ist es das? Meine Liebe wird jede Probe halten! Was fordern Sie von mir?«

»Morgen,« sagte sie, »sollen Sie es erfahren.«

»So sei es denn, morgen!« rief er, sich zu ihr niederbeugend, aber sie wich zurück.

Eben trat die alte Frau herein.

## NEUNZEHNTES KAPITEL.

Der Doctor Hellmuth saß früh schon an seinem Arbeitstische, aber er arbeitete nicht. Der Dampf der Kaffeemaschine hatte ihn längst schon gemahnt, nach ihr hin zu schauen, er hatte jedoch keinen Blick für ihr Stöhnen und für das letzte Aufflackern der blauen Flamme. Er stützte seinen Kopf mit beiden Händen und sah auf ein kleines Papier, das vor ihm aufgeschlagen lag, während er mit leisem Murmeln die Worte wieder und wieder las, welche darin geschrieben standen.

»Sie werden heute Abend, pünktlich um sieben Uhr, bei uns erscheinen, lieber Hellmuth,« las er. »Ich gebe Ihnen hiermit Ihr Versprechen zurück, nicht eher zu kommen, als bis ich es Ihnen erlaube. Jett lade ich Sie ein; es erwartet Sie Ihre Freundin Susette.«

»Sie erwartet mich,« sagte er leise seufzend, »wozu erwartet sie mich? Soll ich Zeuge dessen sein, was dort vorgeht – soll ich – kann es ein Triumph für sie sein!«

Er stand auf und ließ das Blatt fallen, aber er nahm es gleich wieder in seine Hände und schüttelte lächelnd den Kopf.

»Es ist ja unmöglich,« rief er freudig laut, »nichts soll mich abhalten! da steht es ja: ›Lieber Hellmuth!‹ und dort: ›Ihre Freundin Susette‹. – Warum Sie mich ruft, ich

weiß es nicht, allein sie ruft mich, das ist genug. Ich werde sie sehen, sie wird es mir sagen, und was es auch sein möge – ja, was es auch sein möge – es soll geschehen!«

Er ging mit großen Schritten auf und ab, das Briefchen in seiner Hand, die Schriftzüge betrachtend. Sein bleiches Gesicht heftete sich daran fest, traurige Erinnerungen überkamen ihn.

»Heimlich muß sie schreiben,« sagte er, »heimlich muß ich kommen, oder – was wird geschehen, wenn die Tante mich sieht? Hat sie es erlaubt, weiß sie davon? Ach, arme Freundin, arme Susette!«

»Arme Susette!« antwortete eine Stimme hinter ihm, und erschrocken über diese Ueberraschung, sah er Seehausen in seinem Zimmer stehen. »Ich bin's, Freundchen, ich bin's,« fuhr der Hauptmann fort, habe Ihren Stoßseufzer gehört, habe selbst keine Ruhe mehr zu Haus gehabt, mußte sehen, wie es Ihnen geht, sehen, wie ich Sie trösten kann.«

»Ich glaube wirklich, daß ich keinen Trost nöthig habe,« antwortete Hellmuth, indem er den Brief in seiner Tasche verbarg.

»Nicht? Sie sind ein Philosoph, was man einen Stoiker nennt, das heißt, ein Mann, der sich nicht merken lassen will, was in seinem Innern brennt, und allenfalls über die Flammen lacht. Aber, Doctor, der Teufel hole allen Stoicismus! alle Tugendschwärmerei! Es ist doch von jeher nichts Besseres gewesen, als Heuchlerkram.«

»Ich hoffe nicht, Herr von Seehausen, daß Sie über mich Ihr Urtheil aussprechen wollen,« erwiderte Hellmuth.

»Das will ich, ja, das will ich allerdings,« fiel Seehausen ein. »Sie sollen mich nicht davon abhalten, haben aber auch keinen Grund, es übel zu nehmen. Wenn Freunde nicht über uns urtheilen sollen, wer soll es dann thun? Sie seufzen nach Susetten, und Susette seufzt nach Ihnen. Glauben Sie, daß Sie es aushalten werden?«

»Ich denke wohl,« lächelte der Doctor.

»So, Sie werden es also aushalten, aber wird es Susette aushalten? Ich meine das Unglück, das ihr bevorsteht.«

»Welches Unglück meinen Sie?«

»Noch immer die Maske vor dem Gesicht!« erwiderte Seehausen. »Ich weiß nicht, ob Sie es Unglück nennen, wenn ein Mädchen gezwungen wird, einen Mann zu heirathen, den sie haßt, weil sie einen Anderen Liebt: ich weiß auch nicht, ob dieser Andere es für Glück ansieht, eines unwürdigen Menschen wegen grausam, barbarisch, geradezu teuflisch behandelt zu werden.«

»Unwürdig, sagen Sie?« fragte Hellmuth betroffen, dem dieses Wort allein bis ins Herz drang.

»Ich sage: unwürdig,« fuhr Seehausen fort, »und ich sage es, weil ich es sagen kann, denn ich kenne ihn genau. Aber es ist mehr als unwürdig, niederträchtig ist es, wenn man auf Speculation heirathet, aus Noth, um sich vor dem Schuldgefängniß zu retten, und obenein nicht die geringste Dankbarkeit besitzt; nichts als Heuchelei,

nichts als Gier nach dem Mammon – Falschheit, pfui! keine Ehre vorhanden, kein Gewissen!«

Der Hauptmann murmelte diese letzten Aussprüche langsam aus dem Kehlkopf, indem er grimmige Falten zog und den Doctor starr ansah, der ohne Antwort seine Hände zusammen krampfte.

»So ist es,« fuhr Seehausen fort; »ich kann's Susetten nicht verdenken, wenn sie verzweifelt, denn sie weiß Alles, kennt Alles, weiß, was sie zu erwarten hat.«

»Aber kann man nicht,« rief der Doctor, indem er in seine Tasche faßte, wo Susettens Brief stak, und dann abbrach, »die Tante . . . «

»Was? Die Tante? Nichts, gar nichts!« sagte Seehausen; »Alles vergebens, Alles versucht, Doctor. Susette, ich selbst, aber nichts! Grobheiten, Gemeinheiten. Verflucht! Sie kennen das. Kennen Sie es nicht? Oho, Doctor, ich denke, Sie kennen es.«

»Sie ist starrsinnig und heftig,« antwortete Hellmuth.

»Heftig? Ein Ungeheuer, ein Scheusal, der Teufel selbst! Ihre Eitelkeit schlachtet Susetten. Das Kind sieht elend aus, grämt sich ab, fällt zusammen, Alles nichts! Ich sage Ihnen, Doctor, wenn sie wüßte, daß Susette morgen sterben müßte, heut noch schleppte sie sie an den Altar.«

»Was kann man thun? Was – was?« fragte oder Doctor in heftiger Aufregung.

»Sie?« antwortete Seehausen, langsam den dicken Kopf schüttelnd. Sie können nichts thun. So wie Sie sich

blicken ließen, würde das alte Weib zur Furie. Keine Hülfe, Doctor, woher soll Hülfe kommen? Es wäre denn – oho! ein Mittel, das gäbe es freilich, ein Mittel, das uns Allen helfen würde.

Er beugte sich vornüber und grins'te den blassen, betrübtten Mann an. »Sie verstehen mich?«

»Was meinen Sie?« erwiderte Hellmuth. »Sterben müßte sie,« murmelte Seehausen aus dem Kehlkopf. »Plötzlich aus dieser elenden Welt in die ewige Seligkeit versetzt, damit ihre Tugenden belohnt werden. So wäre es gut.«

»Sie wird nicht sobald sterben,« sagte der Doctor, »senn sie hat eine sehr feste Gesundheit.«

»Hat sie,« blickte ihn Seehausen an, »aber Schlagfluß, wie?«

Der Hospitalarzt schüttelte den Kopf.

»Sie hat einen Hals wie ein Elephant,« lachte Seehausen, »aber Schlagfluß – es sterben auch Langhalse an Schlagflüssen. Nicht, Doctor?«

Hellmuth machte ein bejahendes Zeichen. »Also warum sie nicht, fuhr Seehausen fort, »warum – kann sie nicht an an einem Schlagfluß plötzlich von uns genommen werden? Hätten Sie etwas dagegen, Doctor?«

»Ich könnte schwerlich viel dagegen haben,« sagte der Doctor, aber . . . «

»Ich auch nicht!« rief Seehausen. »Keiner in der ganzen Welt würde etwas dagegen haben, als mein lebenswürdiger Vetter, dem die Fleischtöpfe Aegyptens unter der Nase fortgenommen würden.«

Er lachte heiser auf und sah den Doctor an, der den Kopf auf seinen Arm stützte und seine blassen Lippen zusammenpreßte.

»Es wäre eine Wohlthat, Doctor, für die ganze Welt eine Wohlthat, und Susette wäre frei, sie könnte ihren geliebten Freund nehmen; frei, Doctor! wenn dieses elende alte Weib nicht wäre, die uns Alle mißhandelt.«

Der Doctor gab keine Antwort, Seehausen betrachtete ihn mit seinen lauernden, funkelnden Augen. Langsam streckte er seine Hand aus und legte sie auf Hellmuth's Arm. »Doctor! habe ich Recht? Woran denken Sie? An den Schlagfluß? Es wäre eine Wonne, wie?«

»Lassen wir das,« sagte Hellmuth, »wer kann sagen ...«

»Ich sage es, ich!« unterbrach ihn Seehausen.

Er beugte sich dicht an ihn und drückte seinen Arm fester.

»Ich sage, es wäre sehr traurig, wenn wir diese geliebte Tante heute noch verlören, dennoch würden wir uns trösten müssen. Hoho, Doctor, ich habe neulich einen Traum gehabt, einen merkwürdig sonderbaren Traum, den ich Ihnen erzählen muß. Ich war bei Ihnen hier, wo ich jetzt bin, und saß auf diesem Stuhle, wo ich jetzt sitze. Mit dem Gesicht gegen das Wandspind dort, aber vor diesem Spinde standen Sie und hielten in Ihrer Hand ein Fläschchen mit einer Flüssigkeit, die wie helles Wasser aussah und angenehm roch. Steht etwa in diesem Spinde da ein solches Fläschchen?«

»Es wäre wohl möglich,« sagte Hellmuth.

»Ich konnte es denken, wahrhaftig, es muß dort stehen. Lassen Sie mich kosten, Doctor,« sagte ich, »es muß ein gutes Tröpfchen sein; aber Sie machten ein erschrockenes Gesicht und sagten: Bei Leibe nicht. Wenige Tropfen von diesem Tranke reichen hin, das stärkste Leben auf der Stelle zu tödten. Ist das wahr, Doctor? Gibt's solche Tränkchen?«

»Es gibt Gifte, die fast augenblicklich tödten,« erwiderte der Doctor.

»Aber das Merkwürdige war dabei, daß Sie mir sagten: Es ist kein Gift, es ist ein Schlaftrunk. Man schläft danach so fest ein, daß keine Macht der Welt uns wieder aufwecken kann, und doch wird der klügste Chemiker keine Spur finden, woher dieser Schlaf kam. Ist das auch wahr, Doctor?«

»Ich habe bei meinen Untersuchungen allerdings ein Präparat gefunden, das solche Wirkungen besitzt und schwer im menschlichen Körper aufzufinden ist.«

»Haben Sie,« murmelte Seehausen, »haben Sie, Doctor? Wo haben Sie es?«

»In dem Schranke dort.«

»Zeigen Sie es mir.«

»Weshalb?«

»Weshalb?« Seehausen zog seine breiten Lippen höhnend aus einander. »Ich möchte ein paar Tropfen von dieser kostbaren Essenz mitnehmen.«

»Sie – Sie wollen davon mitnehmen,« flüsterte Hellmuth.

Seehausen nickte, seine kleinen Augen funkelten dämonisch. »Ich habe zu Hause eine alte Katze,« fuhr er dann heiser lachend fort, »die nicht einschlafen kann, an der will ich die gute Wirkung versuchen. – Vorwärts, Doctor keine Umstände mehr!«

»Dazu sind Sie entschlossen? fragte Hellmuth leise. »Sehen Sie sich wohl vor!«

»Verdammt will ich sein, wenn ich dabei zittere. Es ist ein gutes Werk, Doctor; es ist meine Sache. Her damit! das alte Thier muß schlafen gehen!«

Er zog den Arzt, der widerstrebend folgte, an den Schrank und forderte den Schlüssel. Hellmuth hielt ihn zögernd in der Hand. Sein bleiches Gesicht schien noch spitziger zusammenzusinken, die Farbe grauer zu werden. Er warf einen langen, ernsten und angstvollen Blick auf Seehausen, der sich lustig schüttelte. »Ich darf es nicht thun,« sagte er, »und Sie . . . «

»Sie dürfen nicht? Was zum Teufel! warum dürfen Sie nicht?« sagte Seehausen indem er ihn hohnvoll anblickte.

»Eine alte Katze, weiter nichts! Geben Sie den Schlüssel her, ich will mir selbst nehmen, was ich brauche. – Denken Sie derweil an Susetten, Doktor, haben Sie nichts zu denken? Wie?«

»Sie haben Recht,« erwiderte Hellmuth, seinen Kopf aufhebend, »ich muß an Susetten denken.«

»Leben ist die Hauptsache. Wir müssen leben, also – heraus mit dem Wunderbalsam!«

Der Doctor ließ sich nicht länger nöthigen, er ging jetzt mit der Gelassenheit und Ruhe zu Werke, welche ihm eigen war. Langsam, ohne ein Wort zu sprechen, schloß er den Wandschrank auf. In dem Schrank standen eine große Zahl Flaschen mit eingeschliffenen Glasstöpseln. Vorsichtig nahm er mehrere heraus, um zu den hinten folgenden zu gelangen. Er wühlte in dem tiefsten Winkel umher und brachte endlich ein Fläschchen zum Vorschein, das eine wasserhelle Flüssigkeit enthielt. Es war nicht allein fest verwahrt, sondern überdies mit einer Lederkapsel überbunden, welche Hellmuth schweigend ablös'te und mit Behutsamkeit den Inhalt betrachtete.

»Ist es das rechte?« flüsterte Seehausen, begierig seine Hand ausstreckend.

»Seien Sie vorsichtig!« warnte der Doctor. »Beugen Sie den Kopf zurück, wenn ich die Phiole öffne, Sie dürfen nichts davon einathmen, auch nichts an Ihre Finger kommen lassen. Ich fülle Ihnen dieses Gläschen.«

»Ist es auch genug?«

»Genug für zehn – wie Sie sind,« erwiderte der Doctor mit unheimlichen Blicken.

»So geben Sie her, das Ding ist bequem, hat in der Westentasche Platz. Gut, Doctor. Es leben die Schlagflüsse! Aber noch Eins, wie wird es gebraucht? Muß es gegeben werden, wie es da ist?«

»Wenige Tropfen, vier oder fünf, in ein Glas Wasser.«

»Und einige mehr schaden nicht, wie?«

»Man schläft um so rascher ein.«

»Gute Nacht denn!« lachte Seehausen heiser auf, »aber nein! Guten Morgen, Doctor! heißt es bei uns; vergessen auf ewig soll alles sein, mag hinter diesem Morgen liegt. Kein Wort mehr davon. Niemals eine Erinnerung. Eine verfluchte Erfindung, die Erinnerungen! Aber wie, he! Sie sind überhaupt ein Mann von kurzen Gedanken. Da steht ihr Frühstück noch unberührt.«

»Ich habe noch keine Zeit gehabt.«

»So lassen Sie e sich jetzt um so besser schmecken!« rief Seehausen, ihm die Hand drückend, und kümmern Sie sich um nichts weiter. Gehen Sie Ihren Geschäften nach, ich auch. Auf Wiedersehen, Doctor! Wenn wir uns wiedersehen, werden Sie ein anderes Gesicht machen. Wie?«

»Ich hoffe, Sie ebenfalls,« sagte Hellmuth.

»Ich? Wehmuth ist in meinem Herzen, aber jedem geschaffenen Wesen ist sein Ziel gesteckt – auch uns, Doctor, also . . . «

Er blieb mit dem grinsenden Lachen noch einen Augenblick stehen, dann nickte er noch einmal zu dem schweigenden Doctor hin, hob den Arm und den Zeigefinger drohend oder warnend auf und ging hinaus.

Mit zufriedenen Mienen, den Hut in die Augen gedrückt und sein Gesicht in den Mantel halb versteckt, schritt er die Straßen hinab.

»Das ging ja besser, leichter als ich dachte,« murmelte er spöttisch lachend. »Was ist die Tugend und die sogenannte Rechtschaffenheit der Menschen! Man könnte kostbare Monologe darüber halten! Thorheit, nichts als

Thorheit! Selbst dieser Pinsel, der die Welt verachtet und seine erhabenen Götter anbetet, er ergibt sich dem Teufel, wenn auch mit abgewandtem Gesicht und gesträubtem Haar, um ein Weib zu verdienen.«

»Ob er es verdienen wird – wir sind noch nicht so weit,« fügte er dann bedächtig hinzu. »Erst mögen alle Minen springen, ehe es dazu kommt. Jeder hole für sich selbst die Kastanien aus dem Feuer, und ehe ich von diesem kostbaren Mittelchen Gebrauch mache, werde ich mich noch einige Male besinnen, wie es der Pinsel mir angerathen hat.«

Nach einigen Stunden öffnete der Hauptmann die Comptoirthüre Jakob Wolf's, und eben so wie an jenem Tage, wo er ihn zuerst hier angetroffen, saß der alte Herr von Feldheim auf dem Ledersopha; auch stand der kleine Agent neben ihm. Es mußte zwischen Beiden ein vertrauliches Gespräch Statt gefunden haben, denn Herr von Feldheim hielt Jakob Wolf's Hand in der seinen, und es war, als ob er sich in großer Aufregung dabei befände. Er hörte auch nicht so gleich, daß die Thür geöffnet wurde, wenigstens hörte er nicht auf, zu sprechen. »Ich bin dazu entschlossen,« sagte er, »und wenn . . . «

»Da ist er ja, der Herr Hauptmann,« fiel Jakob Wolf ein, »und immer zur rechten Zeit; er wird uns am besten auch diesmal benachrichtigen können.«

Seehausen verbeugte sich geschmeidig. »Mit dem größten Vergnügen,« sagte er, »wo ich irgend dienen kann. Ich war zwei Male bei Ihnen, mein bester Cousin,

wurde aber nicht vorgelassen. Man berichtete mir, daß Sie unpäßlich seien, keine Besuche annehmen könnten.«

Das hohle Gesicht des alten Herrn wandte sich langsam zu ihm hin, ohne Antwort zu geben.

»Es handelt sich darum, zu wissen,« rief Jakob Wolf, »ob die Verlobung des Herrn von Lorberg wirklich heut noch gefeiert wird.«

»Darüber wünschen Sie Auskunft von mir,« lächelte Seehausen. »Eben deßwegen wollte meinen lieben Cousin besuchen, denn diese Verlobung wird nicht Statt finden.«

»Wahrhaftig! sie wird nicht Statt finden?« schrie Wolf. »Sie wird doch Statt finden.«

»Nein, mein würdiger Freund,« erwiderte Seehausen. »Indeß wünschte mit Ihnen zunächst eine kleine Unterredung, mein bester Cousin.«

»Was Sie mir zu sagen haben, kann Herr Wolf auch hören,« erwiderte Herr von Feldheim.«

»Kann er Alles hören?« sagte Seehausen süß lächelnd.

»Er kann Alles hören,« antwortete der alte Herr.

»Nun, warum nicht, Herr Wolf? So hören Sie.«

»Machen Sie Alles ab,« sagte der alte Herr, indem er aufstand.

»Warten Sie noch ein kleines Weilchen, theurer Cousin,« fiel Seehausen fast bittend ein. »Ihre Gegenwart ist durchaus nöthig. Ich habe alle Ihre Wünsche mit eigener Aufopferung erfüllt, sehr viele Mühen, sehr viele Kosten dabei gehabt, aber meine Anstrengungen zu Ihren Diensten haben sich belohnt. Lorberg wird auf keinen

Fall erreichen, was er erreichen möchte. Er wird dann gern annehmen, was Sie ihm bieten, und alle Ihre Wünsche werden sich leicht und schnell erfüllen. Geben Sie mir nur jetzt die beiden Schuldscheine über die bewußten siebentausend Thaler, welche noch in Ihren Händen sind, Herr Wolf.«

»Die Schuldscheine sind gedeckt und bezahlt,« sagte Jakob Wolf. »Baar bezahlt, so wahr Gott lebt! Sie kommen zu spät.«

»O!« sagte Seehausen, »das ist freilich etwas Anderes, aber ich komme doch nicht zu spät, mein würdiger Freund. Sie erinnern sich unserer Abrede, mein bester Cousin, und da ich gerade heut Geld nöthig habe . . . «

»Ich habe kein Geld!« fiel Herr von Feldheim ein.

»Schwere Zeiten, mein bester Cousin, sehr schwere Zeiten!« lächelte Seehausen. »Es thut mir leid, so dringlich zu sein, aber mein Wort darauf, daß diese Verlobung nicht Statt finden wird.«

»Mag Lorberg thun, was er will,« sagte der alte Herr. »Ich hindere ihn nicht daran.«

»Meinen Sie wirklich?« lächelte Seehausen, ich denke er wird thun, was Sie wollen.«

»Das denke auch! das denke auch!« schrie Jakob Wolf, heftig mit dem schwarzen Haarbusch wackelnd.

»Ich bitte Sie daher, mir die Kleinigkeit zu unterzeichnen, die ich bei Ihnen stehen habe.«

»Ich unterzeichne nichts!« sagte der alte Herr.

»Gewiß werden Sie so gefällig sein, theurer Cousin,« schmeichelte Seehausen. »Es würde mich sehr schmerzlich berühren, wenn ich gezwungen wäre – Sie werden das nicht wollen.«

Herr von Feldheim richtete sich so gerade auf, als es ihm möglich war, setzte seinen Hut auf und blickte ihn kalt an.

»Mein Herr,« sagte er verächtlich, »thun Sie, was Sie wollen, Ihre Drohungen sind mir gleichgültig. Doch will ich Sie warnen. Hüten Sie sich, mich ferner zu belästigen.«

Mit steifen Schritten ging er hinaus, Jakob Wolf sprang ihm nach und öffnete die Thür; Seehausen blieb mit verschränkten Armen und rothem Gesicht, häßlich lachend, stehen.«

Als Jakob Wolf zurückkam, verschränkte er ebenfalls seine Arme und stellte sich dem Hauptmann gegenüber.

»Es ist eine schwere Zeit! rief er den Kopf hintenüberwerfend. »Sie haben Recht! Kein Geld, kein Vertrauen, kein Credit mehr. Der Reichenbach ist gefallen, es soll mehr als eine Millionen betragen und von Activen so gut wie nichts!«

»Er ist verrückt!« sagte Seehausen. »Was ist mit ihm vorgegangen?«

»Wer ist verrückt?«

»Dieser Feldheim, den ich vernichten kann.«

»So vernichten Sie ihn,« antwortete Jakob Wolf, vergnüglich seine Hände reibend.

»Wissen Sie Alles, Wolf?« fragte der Hauptmann.

»Ich weiß nichts, ich will nichts wissen! Ich weiß nur, daß Sie von ihm nicht einen Groschen bekommen.«

»So gibt es einen Anderen, der besser bezahlt,« lachte Seehausen ingrimmig. »Ein Wort von mir, und Lorberg . . . « Er ballte die Faust.

»Was ist mit dem Lorberg? Was soll der Lorberg?«

Seehausen lachte noch lauter und hohnvoller. »Warten Sie, würdiger Freund, warten Sie,« sagte er, es ist eben noch Zeit dazu, meinem lieben Vetter die Verlobungslichter anzustecken.«

»Dann müssen Sie eilen, bester Herr von Seehausen, denn wir haben kurze Tage.«

»Glauben Sie,« sagte Seehausen ernsthafter, indem er stehen blieb, »daß dieser undankbare Feldheim wirklich keinen guten Rath annimmt?«

»Wie heißt guter Rath?« rief der Agent. »Ich will Ihnen geben einen guten Rath. Der Lorberg mag nehmen, wen er will, er segnet ihn. Also sehen sie zu, was anderweitig mit dem Geschäft zu machen ist.«

»Weiter haben Sie mir nichts zu geben?« spottete Seehausen.

»Meinen Segen sollen Sie auch haben!« schrie ihm Jakob Wolf nach. »Meinen Segen zu Ihrem Werke, denn ich hoffe aufrichtig, daß es soll gelingen. – Aber der eiserne Geldschrank wird doch leer bleiben dabei!« schrie er noch lauter, denn Seehausen warf die Thür hinter sich zu.

ZWANZIGSTES KAPITEL.

Richard von Lorberg hatte eine große Zahl Briefe geschrieben, die ihn lange beschäftigten, und eben setzte er seinen Namen unter den legten, als Seehausen dem Diener auf dem Fuße nachfolgte, der ihn seinem Herrn anmeldete.

Der Hauptmann hatte dadurch glücklich vermieden, was er voraus setzte, nämlich, daß er abgewiesen würde, und seines Veters Gesicht sah auch in Wahrheit nicht so aus, als ob er ihn willkommen heißen sollte. Ein Augenblick reichte jedoch hin, um diesen Ausdruck zu verwischen und mit Freundlichkeit Seehausen's Grüße zu erwiedern. Er warf die Feder fort, ging ihm lebhaft entgegen und drückte seine Freude über den unerwarteten Besuch aus.

»Ich will nicht stören, Vetterchen, auch nicht lange aufhalten,« sagte Seehausen, »nur den glücklichen Bräutigam sehen und Bericht erstatten. Sie sehen gut aus, Richard, besser als seit langer Zeit.«

»Weil mein Glück mir aus dem Herzen bis in die Augen gestiegen ist,« erwiderte Lorberg.

»Ist's wahr?« fragte Seehausen, ihn anblinzelnd. »Alle Wünsche erfüllt, ganz glücklich?«

»Ich wüßte nicht, was ich mir noch wünschen sollte.«

Seehausen verbarg seinen Ingrimm unter einem falschen Grinsen, indem er zutraulich nickte und seine Blicke auf ein paar Reisekoffer richtete, die in einer Ecke standen.

»Ich habe es immer gesagt!« rief er, zärtlich seine Arme ausbreitend, »Sie werden glücklich sein, Vetterchen, wir haben wacker dafür gearbeitet. Aber was wollen Sie mit den Koffern da? Eine Reise machen?«

»Ich denke eine Reise zu machen.«

»Heute noch?«

»Damit hat es Zeit.«

»Allein doch nicht?«

»Niemals mehr allein, meine Braut wird mich begleiten.«

»Oho!« lachte Seehausen, »der Herr Baron singt jetzt wie Don Juan: Komm in mein Schloß mit mir!«

»So will wirklich singen,« erwiderte Richard, fröhlich lachend, »und zwar heute noch.«

»Es wird der hübschen Braut schon gefallen,« sagte Seehausen; »über ein Schloß hat schon manches Mädchen allen Gram vergessen und den Bräutigam dazu.«

»Mich wird sie nie vergessen! Sie liebt mich, Seehausen.«

»Wahrhaftig?«

»Sie hat es mir selbst gesagt.«

»Wann hat sie es gesagt?«

»Gestern Abend.«

»Also eine zärtliche Stunde.«

»Eine selige, himmlische Stunde!«

»Und Sie, Vetterchen? ich kann's mir denken.«

»Sie können es sich nicht denken, Seehausen.«

»Verliebt!« rief Seehausen, »wie ein Jüngling von achtzehn Jahren.«

»Ich bete sie an, ich könnte nicht ohne sie leben!«

»Oho!« lachte Seehausen, und das grinsende Lachen blieb in seinem Gesichte stehen, »sollte man es glauben!«

»Sie wollen doch nicht daran zweifeln?«

»Nein, aber verstehen kann ich nichts. Nur ein Bedenken ist noch zu berücksichtigen.«

»Heraus mit Ihrem Bedenken!«

»Bah, es ist nichts, aber dennoch – warum soll ich es Ihnen nicht sagen? Weiber sind anmaßend, wenn sie wissen, ihnen gehört Alles, von ihnen kommt Alles.«

»Meine Frau wird niemals auf ihr Geld anmaßend sein.«

»Aber die verehrte Tante, haben Sie auch an die gedacht?«

»Wie könnte ich sie vergessen!«

»Sie wird ihnen einen Riegel vorschieben, mein lustiges Vetterchen, der Ihnen noch manchmal Kopfschmerzen machen wird.«

»Es würden die ersten Kopschmerzen sein, von denen ich heimgesucht würee.«

»Unmündig wie ein Kind werden Sie sein,« lächelte Seehausen. »Nichts ohne ihren Willen, keinen Groschen. So steht's!«

»Wirklich, steht es so? nun, so kann ich um so ruhiger sein.«

»Es ist bodenlos! es ist grenzenlos!« rief Seehausen, »Jakob Wolf hat Recht.«

»Worin hat er Recht?«

Seehausen antwortete nicht. Er legte seine Hand auf seines Veters Schulter und sah sehr ernsthaft aus.

»Hören Sie mich an, Richard,« sagte er, »ich bin zu Ihnen gekommen, um in der letzten Stunde noch Ihnen eine Mittheilung von größter Wichtigkeit zu machen.«

»Ich bin sehr begierig darauf,« antwortete Lorberg; »fangen Sie an, aber es muß nicht lange dauern.«

»Was ich Ihnen sagen werde, ist so gewiß wahr, wie der Himmel über uns ist.«

»Lassen Sie den Himmel aus dem Spiel,« fiel Richard ein, »sonst glaube ich es am allerwenigsten.«

»Sie werden mir glauben müssen,« sagte Seehausen mit Nachdruck, denn es giebt keinen zweiten Menschen auf Erden, der es Ihnen entdecken könnte.«

»Es ist also ein Geheimniß?«

»Ein für Sie höchst wichtiges Geheimniß.«

»Und Sie wissen es ganz allein? Wolf weiß es nicht?«

»Nein,« sagte Seehausen, »es weiß es Niemand. Ich wiederhole Ihnen nochmals, mit diesem Geheimniß ändert sich Ihre ganze Lage; wenn Sie wollen, können Sie alle Riegel der geliebten Tante verlachen. Sind Sie fest entschlossen, zu thun, was Sie beabsichtigen?«

»Fest entschlossen.«

»Sich heut noch zu verloben?«

»Nichts soll mich davon abhalten.«

»Gut, mögen Sie was thun. Ich will mich freuen, aufrichtig freuen. Aber Sie sollen unabhängig dastehen, Richard, Sie sollen nicht vor dem alten Weibe kriechen. Ich

verschaffe Ihnen Ihr Vermögen; Ihr rechtmäßiges Vermögen. Auf meine Ehre, es ist so! sehen Sie mich an, wie Sie wollen, es ist so!«

Das ungläubige Lachen starb auf Lorberg's Lippen. Seehausen nickte ihm feierlich zu und sagte dann zärtlich:

»Ja, mein theuerster Richard, Sie werden finden, daß sich Alles so verhält, wie ich es sage; ich habe die sichersten, untrüglichsten Beweise, daß Sie nichtswürdig betrogen wurden.«

»Betrogen, von wem? Wodurch? Was haben Sie für Beweise?!«

»Warten Sie einige Minuten,« sagte Seehausen, »bleiben wir ruhig bei der Sache, bester Richard. Wir stehen hier wiederum an der Schwelle eines Geschäftes.«

»Sie wollen mir Ihr Geheimniß also verkaufen?«

»Verkaufen! Gott bewahre mich! meine Freundschaft verkauft nichts aber es hat mir viele Mühe gemacht, bis in die Schlupfwinkel dieses Betruges zu dringen, und somit ist es billig, daß wir einen Vergleich abschließen. Ich mache kein Hehl daraus, Sie müssen mir Sicherheit geben (er rieb gemüthlich seine Hände), es sind Zeiten danach, Vetterchen, also verständigen wir uns.«

»Ueber Etwas, das wie eine Schurkerei aussieht,« sagte Lorberg.

»Schurkerei! oho, allerdings eine schmäßliche Schurkerei.«

»Wer beging sie? Reden Sie, wenn Sie es ehrlich meinen.«

»Ich werde reden, Sie werden Alles erfahren,« erwiderte Seehausen, »allein zunächst, wie gesagt, verständigen wir uns.«

Ein Gedanke flog durch Richard's Kopf. »Es ist doch auf jeden Fall von Feldheim die Rede?«

Seehausen verdrehte traurig seine Augen. »Es ist schmerzlich, beklagenswerth, aber wahr,« seufzte er.

»Und haben Sie denn erst jetzt erfahren, wie ich betrogen wurde, oder wissen Sie es schon länger?«

Diese Frage schien dem Hauptmann unbequem zu kommen. Er lächelte wehmüthig und zuckte die Achseln.

»Ich wußte wohl Einiges, allein ich mußte abwarten, ausforschen.«

»Bis sich nichts mehr aus ihm heraus pressen ließ. Nicht wahr, mein lieber Seehausen?«

»Wie so, Richard? Oho, Spaß!« grins'te Seehausen, indem er versuchte, den rechten Ton zu finden. »Es ist ein abgehärteter Schelm.«

»Wie! Sie beschimpfen ihn, den Sie vor wenigen Tagen noch einen gutmüthigen, vortrefflichen alten Burschen nannten? Ein ander Mal mehr, ich habe noch mancherlei zu thun.«

Seehausen saß nachdenklich still. Lorberg trat an seinen Schreibtisch, er schloß ihn zu. Die Blicke des Hauptmanns begleiteten ihn. Plötzlich stand er auf und faßte Richard's Arm.

»Ein Wort noch,« sagte er, »wollen Sie mir eine angemessene billige Sicherheit geben?«

»Nichts will ich geben.«

»Nichts? Besinnen Sie sich wohl. Ich liefere den alten Betrüger dafür in Ihre Hand, und wir feiern zusammen heut Abend eine fröhliche Verlobung.«

»Diese werde ich ohne dies feiern, was aber das Andere betrifft, so . . . «

»Nun, so?« fragte Seehausen, als er schwieg.

»So halte ich Sie selbst für den ärgsten, abgehärteten Schelm,« fuhr Lorberg in heiterster Tonart fort.

»So,« sagte Seehausen, ohne eine Miene zu verziehen, »das thut mir in der Seele weh; aber ich verzeihe Ihnen.«

»Sie sind immer nachsichtig, immer gutmüthig!« rief Lorberg mit unverhüllter Verachtung.

Seehausen stand überlegend, ohne seine wohlwollenden Mienen zu verändern.

»Sie sollen sehen, daß ich großmüthig bin,« sagte er, bedächtig lächelnd, »daß meine Freundschaft für Sie alle Rücksichten überwiegt. Wenn nun – ich setze den Fall – Feldheim keinen Sohn hätte? Wenn, den er dafür ausgibt, ein Mädchen wäre? Wenn das bewiesen würde, wenn die ganze Erbschaft Ihnen gehörte? Wäre ich dann noch . . . «

Er endete nicht, denn er erschrak vor dem Aussehen seines Veters. Todtenbleich öffnete dieser den Mund, als wollte er einen Schrei ausstoßen, aber es kam kein Laut, hervor.

»Fassen Sie sich, Richard,« sagte Seehausen. »Es ist wahr!«

»Es ist nicht wahr! Es ist eine Lüge!«

»Es ist wahr und gewiß.«

»Nein! aber wäre es so – ich will nicht!« rief Lorberg mit funkelnden Augen, »nichts soll mich hindern, meine Vorsätze auszuführen.«

»Bleiben Sie dabei, es macht Ihnen Ehre!« antwortete Seehausen würdevoll nickend. »Allein wie nun, theuerster Richard, was ist mein Geheimniß werth?«

»Nichts,« sagte Lorberg, finster vor sich hinstarrend. »Es hat gar keinen Werth für mich.«

»Es hat keinen Werth für Sie?«

»Nein. Verlassen Sie mich.«

»Und das soll mein Dank sein?« fragte Seehausen mit steigender Wuth, da er sich getäuscht sah. »Oho, wir sind noch nicht zu Ende, Vetterchen! Alles oder nichts! Nehmen Sie sich in Acht! Es könnte leicht sein, daß Sie nichts bekämen. Gar nichts!«

»Elender!« rief Richard von Lorberg, indem er ihn mit furchtbaren Blicken ansah, dann sich umwandte und das Zimmer verließ.

Seehausen legte den Knopf seines Stöckchens an seine dicken Lippen und blickte ihm nach. Ein paar Minuten vergingen, bis sein Gesicht sich erheiterte.

»Elender?« sagte er, »das fordert Genugthuung. Ich will sie mir verschaffen.«

Er schwieg und horchte, aber er hörte nichts und wagte nicht, Richard zu folgen. »Welcher Wahnsinn ist denn auch über diesen Narren gekommen?« murmelte er ingrimmig, »aber wart, wart!« Mit einer zuckenden Bewegung griff er nach seiner Westentasche und setzte mit

tonlosen Geflüster hinzu: »Du sollst so elend werden, wie Du es verdienst!«

Während dessen hatte sich Lorberg aus seiner Wohnung entfernt. Er suchte den Agenten Jakob Wolf auf; schon ehe Seehausen zu ihm kam, war dies seine Absicht gewesen, jetzt kamen neue Gründe dazu. Was er erfahren, war so überraschend und erdrückend, so unglaublich und so überwältigend, daß überlegende Verständigung unmöglich schien. Nur Eines wankte in Richard von Lorberg nicht, und diese Entschlossenheit begleitete ihn, als er bei seinem speculativen Freunde eintrat, den er wie immer arbeitend antraf.

»Warten Sie einen Augenblick,« sagte Jakob Wolf. »Es war eine schreckliche Börse heut. Alles Vertrauen fort. Der Boden zittert unter den besten Leuten.«

»Er zittert auch unter mir,« erwiderte Richard.

»Wie so, zittern?« rief Jakob Wolf. »Vor Freude über das Glück, über die Verlobung. Aber was machen Sie für ein Gesicht? Wie sehen Sie aus? Wie ein Sturmwind!«

»Der Sturm ist da,« sagte Lorberg, »und ich fürchte, mein alter Freund, er wird mich fortwehen.«

»Wohin? In die Arme der hübschen Braut!« lachte Jakob Wolf. »Was wollen Sie? Wollen Sie Geld?«

»Kein Geld.«

»Gott sei Dank!« rief der grobe Wolf. »Sie steigen in meiner Achtung.«

»Wenn ich wirklich darin steige, Wolf, wenn Sie trotz Ihrer rauhen Weise mein Freund sind . . . «

»Habe ich es nicht bewiesen?« schrie Jakob Wolf dazwischen.

»Dann sagen Sie mir aufrichtig die Wahrheit. Wollen Sie es?«

»Es ist eine eigene Sache mit der Aufrichtigkeit,« schmunzelte der kleine Mann. »Doch ich will's thun.«

»Ist es wahr, daß Feldheim, daß sein Sohn, dieser Knaube« – er deutete auf den Stuhl, wo Hermann von Feldheim einst gesessen, – »daß es Lug und Trug ist – daß – mit Einem Worte – daß er eine Tochter hat? Wissen Sie etwas davon?«

»Ich hab's gesagt, ich will aufrichtig sein,« erwiderte Wolf. »Ja, ich weiß davon.«

»Es ist wahr?!«

»Ja, es ist wahr.«

»Dann bin – dann hat Feldheim eine Nichtswürdigkeit begangen!« rief Richard von Lorberg mit großer Heftigkeit.

»Gott helf' uns! was machen Sie für ein Geschrei!« fiel Jakob Wolf ein. »Kommen Sie an die Börse, so werden Sie sehen, wie da alle Tage die Leute sich mit aller List und Klugheit das Geld abnehmen.«

»Ein Verbrechen, einen Betrug hat er gegen mich begangen!«

»Wie so?« fragte Jakob Wolf, den Haarbusch schüttelnd. »Er hat Sie gar nicht betrogen, höchstens hat er sich selbst betrogen. Noch lebt er, noch haben Sie nichts von ihm zu fordern. Er ist der Erbe gewesen und ist es bis an sein Ende.«

»Und Sie wußten das und schwiegen gegen mich?« sagte Lorberg vorwurfsvoll.

»Ich sehe nicht ein, was ich mich soll einlassen mit anderer Leute Sünden!« schrie Wolf. »Im Uebrigen wußte ich es nicht, wenn ich auch einige Gedanken hatte. Erst heute habe ich Alles erfahren, und ich sage Ihnen, Herr Baron, Sie können Alles bekommen von ihm – Alles!«

»Der hochmüthige Mann!« antwortete Richard, »und ein Gefühl der Genugthuung bedeckte sein Gesicht. »Er, der mich vernichten wollte, der meinem Vater so viel Leid zufügte, er ist jetzt in meiner Hand!«

»Was rühmen Sie sich damit?« sagte Wolf. »Der Herr Vater trug auch seine Schuld dabei. Wie der erste Sohn starb, lachte und spottete er grausam darüber, bis die Feindschaft in helle Flammen aufschlug und die Herzen verkohlte.«

»O, ich begreife es,« fiel Richard ein, »wie er gepeinigt war, als ihm dieser – wie soll ihn nennen? – dieses Kind geboren wurde, das alle seine Hoffnungen und Wünsche zu Schanden machte. Jetzt will ich ihr den Rock ausziehen, den sie sich angemacht hat!«

»Und ich will Ihnen sagen,« schrie Jakob Wolf, gewaltig mit dem Haarbusch nickend, »daß man Ihnen längst den Rock ausgezogen hätte, Herr Baron, wenn dieses vortreffliche Kind nicht gewesen wäre. Sehen Sie mich nicht so an,« fuhr er fort, »als wollten Sie mich verschlingen, ich fürchte mich nicht. Was ihre Mutter ihr hinterlassen hatte, hat sie hergegeben für Sie. Von dem venken Sie,

daß gekommen sind die fünftausend Thaler, die ich Ihnen geben mußte? Wer hat bezahlt die dreitausend und die viertausend für Ihre Obligationen, die ich einlösen mußte? Wer hat dem alten Herrn von Feldheim erklärt, daß sie hinwerfen würde Alles, was ihr nicht zukäme, sobald seine Augen sich geschlossen hätten? Wer hat ihn dazu bestimmt mit Bitten und mit Thränen und mit Ernst und großem Edelmuth, daß er heute gekommen ist zu mir und hat zu mir gesagt: Ich kann nicht länger widerstehen, Wolf, ich muß thun, was sie von mir verlangt! Sprechen Sie mit ihm, sagen Sie ihm Alles, verschweigen Sie ihm nichts. Er soll haben, was sein ist. Ich will ihm Alles vergüten, was ich an ihm gethan habe. – Sprechen Sie mit Achtung von dieser Tochter, und es ist meine Ueberzeugung, bei Gott! es ist meine Ueberzeugung, Sie werden auf Ihre Kniee fallen vor ihm und ihr aus Freude und Entzücken, daß sie ist eine Tochter und kein Sohn!«

Richard unterbrach ihn nicht; selbst als Jakob Wolf endete, sein wieherndes Gelächter anstimmte und die großen Augen so weit vorquellen ließ, wie es ihm möglich war, stand er noch immer bewegungslos. In ihm arbeiteten alle guten und milden Geister, die in einer Menschenbrust wohnen.

»Ist das Alles wahr?« fragte er endlich mit sanfter, fester Stimme.

»Nicht ein Wort, nicht eine Sylbe ist falsch!« schrie Wolf, indem er seine Hand mit der Papierscheere aufhob.

»So leben Sie wohl.«

»Wohin?« schrie Jakob Wolf. »Wohin?«

»Zu ihm,« sagte Lorberg, indem er sich entfernte.

Jakob Wolf blieb hinter seinem Zahltisch stehen, es war eine große Freude in ihm. Er warf die dicken Lippen auf, handtirte mit beiden Händen durch den Haarbüsch, hüstelte rechts und links durch die Luft und brach darauf in ein langes, unstillbares Gelächter aus, das er plötzlich damit beendete, daß er mit den Füßen stampfte und beide Hände in seine Taschen steckte.

»Ich weiß nicht, was das sein soll!« schrie er, »ich weiß nicht, wie ich mir vorkomme. Was soll heißen das Spectakel, verdiene ich ein Procent dabei? Ist's ein Geschäft bei dieser schlechten Zeit, wo Jeder soll zusehen, daß er nicht pleite geht? Er soll nicht pleite gehen, er wird nicht pleite gehen, aber ich, wo bleibe ich? Ich möchte ihm nachlaufen, ich möchte dabei stehen, ich möchte ihn, bei Gott! an meine Brust drücken, es ist mir so, als könnte ich meine Briefe nicht schreiben. Aber es ist Alles Narrheit, alter Wolf, du bist ein Narr geworden. Was geht's dich an, dich geht's nichts an!«

Lorberg eilte inzwischen durch die Straßen fort, welche im kalten Abendlichte dunkelten, doch in ihm war es licht und warm. Stolze und freudige Gedanken strömten durch seinen Kopf, sein Herz klopfte froher und lauter, je näher er seinem Ziele kam. Endlich trat er in das alte Haus ein, dessen Thor weit offen stand, als sei es für ihn geöffnet. Es hielt ihn Niemand auf, Niemand kam ihm entgegen, als er die Stufen hinauf in den Corridor trat und das große Eingangszimmer öffnete. Wohlbekannt war er hier; alte Erinnerungen kamen ihm entgegen und

schritten vor ihm her. Er ging durch den Saal unangefochten, dann zur Linken nach den Gemächern, welche Feldheim immer bewohnt hatte, sie waren dunkel und still; doch jetzt – er zog eine angelehnte Thür zurück – dort saß er vor ihm, den er suchte.

Er saß an dem Kamin, dessen glimmende Kohlen und Flammen ihr rothes Licht auf ihn warfen. Das hohle, ernste Gesicht schaute in die Gluth, deren Schimmer durch das weite Gemach flackerte und von dunklem Schatten umschlossen war. Das Licht sammelte sich auf dem greisen Manne, der seine Hände gefaltet hielt und leise seinen Kopf bewegend nach der Thür blickte.

»Wer ist da?« fragte er.

»Ich bin es,« erwiderte Richard, sich nähernd.

Der alte Herr erschrak nicht. Er hob das hohle Gesicht auf und streckte seine Hand aus.

»Seien Sie mir willkommen, Herr von Lorberg,« sagte er, sich neigend. »Ich habe Sie erwartet. Setzen Sie sich zu mir.«

»Ich werde kurz sein,« erwiderte Richard, »so kurz als möglich. Zunächst erlauben Sie mir, zu versichern, daß ich nicht komme, um Ihren Frieden zu stören.«

»Lassen Sie mich hoffen,« antwortete der alte Herr, »daß Sie mir Frieden bringen.«

»Ich bin nicht Willens, Dinge zu berühren, welche auf immer abgethan sind,« sagte Richard von Lorberg. »Ich komme allein, um eine Frage an Sie zu thun. – Man hat mir gesagt, daß Sie Weißenstein kaufen wollen?«

»Wollen Sie es denn verkaufen?« fragte Herr von Feldheim.

»Ja.«

»Auch jetzt noch verkaufen?«

»Ja.«

»In welcher Absicht.«

»Ich will das Land verlassen.«

»Das Land verlassen? Haben Sie mit Wolf gesprochen?«

»Ja, Herr von Feldheim.«

»Und er, hat er Ihnen keine Mittheilung gemacht?«

»Er hat mir Mittheilungen gemacht,« erwiderte Richard, »allein . . . Lassen Sie uns schweigen,« fuhr er fort, »meine Entschlüsse stehen fest. Ich trete Ihnen alle Ansprüche ab, welche ich vielleicht erheben könnte. Nehmen Sie mein verschuldetes Erbgut, erfüllen Sie dagegen das Anerbieten, das Sie mir machen ließen, und lassen Sie uns in Frieden scheiden.«

»Und das ist Ihr wohlbedachter Wille?«

»Ich werde ihn niemals ändern.«

»Aber, mein lieber Herr, mein lieber Richard,« sagte der alte Mann mit zitternder Stimme, »ich muß Sie so nennen. Ich habe Sie als Knabe oft so genannt und habe Sie lieb gehabt, ja, wahr und wahrhaftig lieb gehabt, ehe – ehe es anders mit uns wurde. Glauben Sie mir – glauben Sie mir – auch ich bin nicht glücklich gewesen und denke wohl, Sie können mir verzeihen, wenn ich Sie bitte, herzlich bitte!«

Er schloß Richard's Hand in seinen Händen fest und sah ihn flehend an. Die hinfällige Gestalt, das spärliche graue Haar und das müde, hohle Gesicht, vom Schein des Feuers überspielt, vermehrten die Rührung, welche der junge Mann empfand.

»Ich habe nicht zu richten,« sagte er, »auch habe ich selbst Vergebung nöthig. Ich werde weit fortgehen, Sie werden nichts mehr von mir vernehmen.«

»Das sollen Sie nicht, es soll nicht geschehen!« rief der alte Herr. »Sie sollen bei mir bleiben. Ich will Alles gut machen. Ich kann es, mein lieber Richard. Denn ich habe ja eine Tochter, und Sie . . .

»Ich, Herr von Feldheim,« fiel Lorberg ein, »ich wünsche allen Segen auf das Haupt Ihrer Tochter. Sie muß ein edles, schönes Herz besitzen.«

»Der Trost meiner alten Tage! das einzige Glück, das mir geblieben!« sagte der alte Herr, seine Hände aufhebend. »Auch an ihr habe ich gut zu machen, was ich verschuldet. O, wüßten Sie, was sie gelitten hat und ich – auch ich! Von mir ging das nicht aus, was geschah, es war ihrer Mutter Werk. Ihr war der Gedanke unerträglich, Ihrem Vater diesen Triumph zu lassen. Sie haßte ihn, er hatte viele schwere Kränkungen sich über uns erlaubt, die sie nicht vergeben konnte. Es mußte ein Knabe sein – die Täuschung wurde ausgeführt, und als sie geschehen war, ließ sich nichts mehr ändern. Wer konnte in die Zukunft blicken, was konnte nicht Alles geschehen?! Aber es geschah nichts. Mit welcher Noth, mit welchen Sorgen mußte das Geheimniß bewahrt werden und sie selbst –

mein armes Kind! Bleiben Sie bei uns, mein lieber Richard. Bleiben Sie, damit ich zwei Kinder habe!«

»Es kann nicht sein,« flüsterte Lorberg bewegt, und entschlossen fügte er hinzu: »Lassen Sie uns diese Unterredung rasch beenden. Erfüllen Sie mein Verlangen, mehr begehre ich nicht. Ich werde nicht allein gehen, Herr von Feldheim, sondern – ich bin verbunden, innig verbunden mit einem Herzen, das mich nicht verlassen wird, das ich um keinen Preis der Welt aufgeben kann, das mich erwartet!«

»Es wartet hier!« antwortete eine sanfte, tiefklingende Stimme hinter ihm, und wie vom Blitz getroffen sprang er auf. Vom Feuerscheine überstrahlt, stand Christine in dem schwarzen Kleide wenige Schritte hinter ihm auf dem weichen Teppich.

»Heiliger Gott! Christine!« rief er ahnungsvoll und bangend.

»Ich bin es,« sagte sie, »und die Stunde ist da. Dort sitzt mein Vater, ich bin seine Tochter. Wählen Sie, Richard, lieben Sie mich noch?«

»Ewig! ewig!« rief er, auf seine Kniee sinkend und ihre Hände fassend. »Ich habe nichts verloren, ich habe Dich gefunden, theure, geliebte Christine! Dein Vater hat einen Sohn!«

»Bei Gott!« schrie Jakob Wolf zur Thür herein, »ich hab's gesagt! was hab' ich gesagt? Da liegt er schon auf seinen Knieen und dankt Gott, daß sie ist eine Tochter und kein Sohn!«

Er brach in sein Gelächter aus und schüttelte sich so heftig, daß der schwarze Haarbusch gewaltig zu wackeln begann.

## EINUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

Der Verlobungsabend brach düster herein. Der Himmel hing voll schwerer Wolken, und der Wind, welcher Regenschauer über die Fenster jagte, ließ die Tropfen wie zahllose Thränen an den großen Spiegelscheiben zurück. Es war, als ob Augen sich dahinter öffneten, aus denen sie geflossen waren und noch darin funkelten, aber es war nur der Schimmer der Gasflammen auf der Straße und das Funkeln der hellen Lichter aus öden lichtstrahlenden Gewölben. Auf dem Pflaster donnerten die Wagen, und der dumpfe Lärm des fluthenden Lebens drang in die dunklen Zimmer, in denen das tiefste Schweigen herrschte. Es war Alles darin bereit, die Gäste aufzunehmen, welche diese öden Gemächer mit Glanz und Pracht und mit ihren heiteren und glücklichen Gesichtern füllen sollten. Die Kronleuchter waren mit Lichtern besteckt, welche weiß durch das Dunkel schimmerten. Blumenvasen und Blumennischen verbreiteten einen süßen Duft, prächtige Geräthe von Krystall und Silber standen auf verschiedenen Tischen, und das Feuer im Kaminofen des Saales warf aufflackernde Blitze durch die offenen Flügelthüren in die Nebenzimmer, als strengte es sich an, zu erfahren, wie es dort aussähe.

Die Frau Commerciendräthin hatte sich in einem dieser Zimmer niedergesetzt auf den Lehnstuhl, wo sie immer saß, und das Feuer, das ab und zu sie betrachtete, schien jedesmal von ihrem Anblick erschrocken zu sein und sich eilig wieder zurückzuziehen, als sei es nicht geheuer in ihrer Nähe. Bei alledem war jedoch die Frau Commerciendräthin geschmückt, wie es selten vorkam. Ihr Kleid war vom allerschwersten Seidendamast, die Kanten daran und andere um Aermel und Hals konnte so leicht Niemand bezahlen, und wenn das Feuer ihren Kopf beleuchtete, ihre Brust und die dreifachen Armbänder und die Ringe an ihren Fingern, funkelte es überall wie Sonnen und Sterne. Bei alledem fürchtete sich das Feuer, denn die Frau Commerciendräthin saß da, nicht wie ein Bild des Glückes und der Freude, sondern wie eine der drei schrecklichen Parzen, die mit der kleinen Scheere in ihrer Hand jeden Lebensfaden durchschneiden möchte. Ihre Augen richteten sich, auf einen Punkt, ihre Lippen preßten sich ingrimmig zusammen, und ihre Hände mit den vielen Ringen krümmten sich wie Krallen. Die Frau Commerciendräthin war über viele Dinge geärgert. und bekümmert, und ihre Kümmernisse nahmen jederzeit einen heftigen Charakter an.

Lorberg hatte sich den ganzen Tag nicht blicken lassen; sie wußte nicht, wo er steckte und was das zu bedeuten hatte. Vergebens hatte sie zu ihm geschickt; jetzt erwartete sie ihn mit steigendem Unwillen, dabei aber auch mit geheimer Angst, welche sie sich selbst nicht erklären konnte, weil sie Alles, was ihr einfiel, als Unsinn verwarf.

Dazu kam eine andere Angst, welche sie noch mehr peinigte. Susette war so in sich gekehrt und ernsthaft wie noch nie; nicht die kleinste Spur von ihrer sonst oft allzu großen Fröhlichkeit und Beweglichkeit schien übrig geblieben. Wie ein Automat ließ sie um sich und an sich geschehen, was da wollte, und wenn sie ihre Augen auf die zärtliche Tante richtete, lag etwas Dämonisches, Drohendes darin, was diese anschauderte. Es war der Frau Commercienrätthin unerträglich, hineinzusehen in dies starre, unbewegliche Gesicht, in welchem Unglück geschrieben stand, und das kränkte und ängstigte die stolze Frau mehr als Alles. War Susette nicht ihr einziger Liebling auf Erden? Hatte sie nicht alle ihre Liebe auf dies eine Wesen gehäuft? Hingen nicht alle Hoffnungen, die ihr geblieben, an diesem undankbaren Mädchen, das so grausam gefühllos in diesen letzten Stunden vor ihr stand, wie ein Scheidebrief voll bitterer Anklagen. Kein schmeichelnd Wort, keine Liebkosung, kein lustiges Lachen war mit aller Liebe, mit allen Bitten aus ihr heraus zu pressen. Die strenge, gewaltige Frau sehnte sich aber danach mit brennendem Verlangen, denn sie brauchte diesen Trost. Sie wußte, wie viel Haß und Falschheit und Lüge um sie her standen; diese Eine, die sie glücklich machen wollte, sollte ihr Alles ersetzen, und wie lohnte sie es ihr!

In diesem Kummer mischten sich aber auch ihre harten, schlimmen Leidenschaften und allerlei Aergerniß von Außen her. Die Handelskrise war zum vollen Ausbruch gekommen, und bei der Betheiligung ihrer allermeisten Freunde und Verwandten an diesen Dingen

konnte die Frau Commercierräthin voraussehen, daß ihre Gesellschaft kaum für Anderes Sinn und Gefühl haben werde, als für das große Unglück an der Börse. Sie hatte auch mehrere Absagebriefe von Leuten erhalten, die mit ihren Verlusten und Sorgen genug zu thun hatten; von Anderen, wenn sie wirklich kamen, mußte sie nicht als bange Gesichter und Klagen fürchten; von Reichenbach endlich liefen die allerschlimmsten Gerüchte um, und obwohl sie nichts Gewisses wußte, zweifelte sie doch gar nicht daran, daß Alles wahr sei.

Die Frau Commercierräthin hatte sich jedoch ihre unerschütterliche Meinung darüber bewahrt, und wie ihr jetzt einfiel, daß Reichenbach nicht abgesagt hatte und daß er vielleicht bei ihr eintreten könnte, trotz Allem, was ihm widerfahren, krümmten sich ihre Finger vor Aerger, und lauter, als es sein sollte, rief sie dabei:

»Ich will ihn nicht haben, will ihn nicht sehen, wenn er aber kommt, will ich mit ihm fertig werden, wie er es verdient. Mit Allen will ich fertig werden, mit Allen!« fuhr sie gereizt fort. »Er soll nicht denken der Herr Baron, daß wir uns von ihm nach Belieben behandeln lassen. Ich will ihm sagen, was ich von seiner Nachlässigkeit denke und was Susette –«

Sie wandte sich um, denn sie hörte ein Kleid hinter sich an der Thür rauschen.

»Komm her, Susette,« sagte sie, ihren rauhen Ton in einen zärtlichen verwandelnd. »Komm her, mein liebes Kind, daß ich Dich sehe und mich freue.«

Sie breitete ihre Arme aus, im nächsten Augenblicke aber ließ sie diese sinken und stand auf. Cousine Doris stand vor ihr.

»Was wollen Sie?« fragte die Frau Commercierräthin überrascht.

»Was will – was ich will!« antwortete die schöne Frau mit zitternder Stimme. »Ich will nichts, denn was sollte ich wollen in meinem Unglück! Ich weiß nicht, wohin ich damit fliehen soll, wer mir beistehen soll. Sie kennen es,« fuhr sie fort, »aber ob Sie Alles wissen – wissen Sie Alles?«

»Reichenbach ist gefallen, ich habe es gehört,« sagte die Frau Commercierräthin.

»Erbärmlich! empörend!« fiel die schöne Frau ein. »Er hat mich bis zum letzten Augenblicke ohne die geringste Kenntniß gelassen, wie es mit ihm stand; ohne jede Ahnung ist das Unglück über mich gekommen.«

»Sie hätten nicht daran ändern können,« sagte die Frau Commercierräthin. »Vielleicht hoffte er auch, sich noch zu halten.«

»Er konnte sich nicht halten, er hat es mir gestanden!« rief sie leidenschaftlich. »Zudem haben ihn Alle verlassen, auf die er rechnete. Es ist eine alte Geschichte, daß man von Denen zuerst verlassen wird, die uns am nächsten stehen.«

Die Frau Commercierräthin hielt an sich, obwohl ihre grünlichen Augen zu rollen anfangen.

»Man muß es so machen zum besten, daß man Hülfe nicht nöthig hat,« sagte sie. »Wo ist Reichenbach?«

»Ich weiß es nicht, ich frage nicht nach ihm, mag ihn nicht sehen! Nichtswürdig hat er gehandelt, unglücklich hat er mich gemacht.«

»Cousine Doris,« antwortete die Frau Commercierräthin, ihren Kopf aufhebend, »so lange er im Glücke war, gab es keinen Wunsch, den er Ihnen nicht erfüllte.«

»Warum hat er es gethan!« rief sie, ihre Augen voll Thränen und ihr Gesicht voll Zorn. »Warum war er, der Narr in grauen Haaren, ohne Nachdenken! Elend hat er mich gemacht, sinnlos hat er gehandelt. Gott im Himmel! dahin hat er mich gebracht.«

»Dann hätten Sie verständiger handeln müssen,« fiel die strenge Frau ein. »Aber Sie haben das nicht gethan. Sie haben ihm keine Vorwürfe zu machen.«

»Vertheidigen Sie ihn!« sagte die junge Frau. »Ich habe mich geopfert, habe meine Jugend ihm geopfert, aber ich bin nicht Schuld an meinem Loos.«

»Seien Sie stille,« unterbrach sie die Frau Commercierräthin. »Ich vertheidige ihn nicht wegen seiner Sünden, aber gegen Ihre Vorwürfe vertheidige ich ihn. Sie haben es gemacht wie er und noch schlimmer. Statt nachzudenken, was recht ist, haben Sie ihn angereizt zu seinen Verschwendungen, statt als vernünftige Frau ihm Einhalt zu thun, gab es Nichts, was Ihnen gut genug war, Nichts, was Sie nicht haben wollten, womit Sie Anderen voran sein wollten.«

»Das sagen Sie mir!« rief die schöne Frau, ihre Hände ringend.

»Das sage ich Ihnen, Cousine Doris, weil es wahr ist,« fuhr die Tante erbarmungslos fort. »Das sage ich Ihnen, weil Sie es verdienen, weil Sie vergessen Ihre eigene Schuld und weil Sie vergessen den Platz, an den Sie gehören. Bei Reichenbach ist jetzt Ihr Platz, um ihn aufrichten zu helfen und zu trösten in seiner Angst und Schande.«

»O!« rief die schöne Frau mit einem schneidenden Lachen, »mein Gedächtniß ist nicht so schwach geworden, wie Sie denken, meine beste Tante. Ich habe nicht vergessen, daß Sie mich an den Platz brachten, an die Seite dieses Mannes; daß Sie es waren, die diese Heirath einfädete, und es mir als das größte Glück priesen, Reichenbach's Frau zu werden, obgleich Sie wußten, wie sehr er mir zuwider war.«

»Wer waren Sie denn, daß es nicht ein Glück gewesen wäre!« versetzte die Frau Commercierräthin, und das Raubvogelgesicht reckte sich grimmig aus dem Halsband von Brillanten. »Aus dem Staube hob er Sie auf und gab Ihnen Reichthum und Ehren. Hätte er es nicht gethan, es wäre besser gewesen, hätte ich ihm abgerathen, er wäre nicht dahin gekommen, wo er jetzt ist. Sie haben es gethan mit Eitelkeit und Leichtsinn; sie haben nicht anzuklagen, die ganze Welt wird es thun und wird sagen: Es war ein gerechtes Schicksal, denn sie haben es Beide verdient und Sie zumeist.«

»Das werden Die sagen,« schluchzte die gedemüthigte Frau, in Thränen ausbrechend, »die so gefühllos sind wie Sie.«

»Gehen Sie fort!« schrie die Frau Commercierräthin, nach der Thür zeigend. »Ich will Sie nicht länger sehen in meinem Hause. Ich will nicht länger hören eine Frau, die nicht weiß, was sie sich und mir schuldig ist.«

Doris Reichenbach schwieg, aber sie blieb stehen, trocknete mit ihrem Taschentuche ihre Augen und suchte sich zu fassen. Nach dem heftigen Sturme trat eine Ruhe ein, durch nichts unterbrochen, als durch das Geknister des Kaminfeuers, das Funken aufwarf, welche die beiden Frauen heller beleuchteten.

»Ich gehe, Tante,« sagte Doris, indem sie das Taschentuch von ihrem bleichen, verzweifelnden Gesicht zog, »aber meine Anklagen bleiben bei Ihnen zurück. Sie sollen diese nicht so leicht loswerden. Sie haben mich unglücklich gemacht, so werden Sie auch Susetten unglücklich machen. Den Mann, den sie liebt, haben Sie ihr entzogen, um ihr den aufzuzwingen, den sie nicht mag. Aber die Strafe wird nicht ausbleiben. Susette wird bald genug vor Ihnen stehen, wie ich jetzt stehe. Fluch auf Ihren Lippen, Elend und Tod in Ihrem Herzen. Dann denken Sie an mich; ja, dann denken Sie an mich!«

Wie lange die Frau Commercierräthin gestanden hatte, ihre Hände um die Stuhllehne gekrampft, ihre Mienen voll Hohn und Wuth, wußte sie nicht. Es war vielleicht nur eine Minute gewesen, aber sie war unermesslich lang und machte sie sinnlos; wie ein fürchterliches Gewicht lag etwas auf ihr, das ihr Gehirn zermalmete: sie konnte nicht denken, nichts antworten. Als sie aufblickte, sah sie Licht, und dies Licht trug Susette in der Hand; sie kam

damit aus dem Nebenzimmer und setzte es auf den Tisch. Susette war in vollem Anzuge und reich geschmückt, trug Blumen in ihrem Haar und das schöne Geschmeide, das die Tante ihr geschenkt hatte.

Die Frau Commercierräthin holte tief Athem, sie fühlte sich erleichtert und schüttelte den Zauber ab.

»Es ist abgeschmackt, was die elende Person sagte,« rief es in ihr, und sie streckte ihre Hände aus nach Susetten, welche sich ihr näherte. In dem Augenblick aber fielen ihr die schrecklichen Worte wieder ein: Fluch auf ihren Lippen, Tod in ihrem Herzen! und eine Angst trieb ihr das Blut in den Kopf, als wollte er zerspringen; es war ihr, als sähe sie in ein Leichengesicht. Sie zog ihre Hände zurück, Susette blieb vor ihr stehen, ohne zu fragen. Hatte sie etwas von dem Auftritte gehört, der hier stattfand? Hatte sie die Cousine Doris gesehen? Die Tante wußte es nicht; aber der Gedanke, Susette könnte jene prophetischen Abschiedsworte gehört haben, schnürte ihr die Kehle zu, sie vermochte keinen Laut hervorzubringen.

»Ich will ihr ja alles nur mögliche Liebe und Gutes thun,« murmelte sie vor sich hin, »Alles, was ich kann – Alles, Alles! Und es wird Alles gut werden, denn warum sollte es nicht gut werden? Susette wird glücklich werden, sie soll glücklich werden. – Du bist doch wohl, mein liebes Kind?« fragte sie zärtlich.

»Ja, liebe Tante!«

»Hast Du noch irgend einen Wunsch, liebe Susette, sage es mir. Ich will Dir kaufen, was Du willst; Du sollst

einen pariser Flügel haben, Du sollst ihn Dir aussuchen. Morgen kannst Du ihn Dir aussuchen.«

»Du bist so gut zu mir, beste Tante, so gut!« sagte Susette.

»Sei nur froh, sei nur freundlich und lache!« fiel die Tante ein, denn es kam ihr vor, als wollte Susette etwas hinzufügen, das sie nicht hören wollte. »Ich weiß nicht, wo Lorberg bleibt, er muß doch gleich kommen; es muß gleich sieben Uhr sein. Es ist sonderbar, daß er noch nicht hier ist.«

»Er wird immer noch zur rechten Zeit kommen,« sagte Susette.

»Da ist er schon,« rief die Frau Commercierräthin, indem sie nach der Thür eilte; aber ihre Zufriedenheit verschwand schnell wieder, als sie sah, daß es Seehausen war.

Der Hauptmann trat in weißer Weste und Binde, den Orden an seinem Rocke, ganz festlich angethan herein und verbeugte sich auf's artigste.

»Sie sind es!« sagte die Tante. »Wo ist Herr von Lorberg?«

»Ich glaubte ihn da zu finden, wo ein Bräutigam sein muß,« erwiderte Seehausen geschmeidig. »Inzwischen kam ich zeitig, um vielleicht meine Dienste anbieten zu Können, im Fall Sie, meine theuerste Tante, dergleichen für mich hätten.«

Der Frau Commercierräthin fielen ihre Aufträge ein.

»Geh, Susette,« sagte sie. »Es wird Dir gut thun, Dich auszuruhen.« Darauf wandte sie sich wieder an Seehausen und streckte ihm den mächtigen Kopf entgegen. »Sie haben mir allerlei mitzuthemen, ich sehe es Ihnen an.«

»Sie haben einen außerordentlichen Blick, die tiefste Menschenkenntniß, lächelte Seehausen. »Allerdings ist Einiges vorgefallen, was tief betrübend ist. Allein was sind wir Menschen! Was wissen wir, was in der nächsten Stunde, im nächsten Augenblicke mit uns geschieht!«

Die Frau Commercierräthin deutete dahin, wo Susette verschwunden war, und fragte leise:

»Ist etwas geschehen, was Susetten angeht? Ist ein Unglück geschehen?«

»Ich weiß nicht,« erwiderte Seehausen, »ob es ein Unglück genannt werden kann.«

»Haben Sie die Obligationen gekauft?«

»Meine theuerste Tante, ich habe sie nicht gekauft, denn sie sind eingelös't worden.«

»Also war's erlogen!«

»Dieses wohl nicht,« erwiderte er sanftmüthig; »es hat überhaupt mein geliebter Vetter großes Glück zu hoffen; denn er hat Aussicht, das ganze große Vermögen des Herrn von Feldheim zu erben!«

»Wie! ist der Sohn gestorben?« rief die Frau Commercierräthin.

»Verloren gegangen,« sagte Seehausen, »nicht gestorben. Sterben überhaupt – wer stirbt gern? Und dennoch muß Jeder an seinen Tod denken, obwohl dieser nichts ist, als ein etwas zu langer Schlaf. Denn Schlaf und Tod

sind ja Brüder, worüber Reichenbach eine höchst kunstvolle Zeichnung besitzt oder vielmehr besessen hat.«

»Was soll das heißen? reden Sie – Reichenbach?« fragte sie, aus dem Lehnstuhl sich aufrichtend.

»Er ist vor zwei Stunden ungefähr eingeschlafen,« flüsterte Seehausen wehmüthig, indem er in seine weiße Binde faßte und langsam die Hand darin um seinen Hals bewegte. »Ein Schlagfluß, theuerste Tante. Es thut nicht weh.«

»Gott erbarme sich über uns!« seufzte die Frau Commercierräthin, und ihre Hände zusammen schlagend, sank sie in den Stuhl zurück.

»Es ist traurig an diesem frohen Verbindungstage,« klagte Seehausen, »sehr traurig, höchst schmerzlich; aber Fassung, theuerste Tante, Fassung! Ein wenig Wasser. Erholen Sie sich.«

Er ging nach dem Tische, auf welchem neben dem Lichte, das Susette dorthin gesetzt, eine Wasserflasche stand. Die Frau Commercierräthin trank viel Wasser zu allen Tageszeiten. Seehausen kannte ihre Gewohnheiten. Er kam mit einem halb gefüllten Glase zurück und drückte in der anderen Hand etwas zwischen seinen Fingern zusammen.

»Erfrischen Sie sich, theuerste Tante,« sagte er, »erholen Sie sich. Trinken Sie einige Tropfen. Die Aufregung wird sich verlieren. Dieser unglückliche Reichenbach! – Es ist erschütternd, aber es wird verschwiegen bleiben, wie Ihr Kummer darüber. Machen Sie keine Umstände, so . . . «

Die Tante trank in langen Zügen, er unterstützte sie, indem er das Glas fest an ihren Mund hielt, daß sie es völlig leeren mußte.

»Es wird Ihnen gut thun, sehr gut thun.«

Ueber sie gebeugt, sah er sie an, ein schreckliches Lachen entstand um seine Lippen, und seine bedauerlichen Blicke in den kleinen zusammengepreßten Augen verwandelten sich plötzlich zu solchem Hohn, daß die Frau Commerciendrähin ein Entsetzen wie niemals empfand.

»Gehen Sie fort!« sagte sie, »ich muß mich aufrichten. Ich ersticke!«

»Das wird allerdings geschehen,« antwortete er, ohne sich zu rühren. »Aber was schadet's!«

»Was wird geschehen?« fragte sie, von Grauen erfüllt.

»Stillgesessen!« murmelte er ihr zu. »Du wirst nicht wieder aufstehen.«

»Was« – sie packte seinen Arm und stierte in seine furchtbaren Augen. Ihre Sinne vergingen ihr davon. – »Was ist mit mir?«

»Ein Schlagfluß,« antwortete er, sie angrinsend, »ein sanfter, angenehmer Schlagfluß. Du wirst kein Testament machen. Susette wird nicht heirathen. Der Teufel wird Dich haben, ehe eine Minute um ist. Bist Du noch nicht todt, kannst Du noch hören?« flüsterte er ihr heiser zu, »so höre. *Wir* werden Deine Erben sein, ich – ich, der sich von Dir mit Füßen treten ließ. Dafür ist Dein Geld nun mein, denn ich habe Dich vergiftet! Dein Geld ist mein! mein!«

Die Frau Commerciendrähin saß leblos in dem Stuhl; es war ein furchtbarer Anblick. Ihre großen grünlichen Augen standen erstarrt, ihr Mund war halb geöffnet, das gelbe, geschminkte Gesicht hatte das Ansehen einer schrecklichen Todesmaske, in welcher ein großer Künstler Angst, Verzweiflung, das höchste Entsetzen, alle Qualen der Todesfurcht abgebildet hat. Gelähmt an allen Gliedern, regte sich nichts an ihr. Der Tod rann durch ihr Mark, und mit erbarmungslosem Hohn betrachtete sie Seehausen. In dem Augenblick aber, wo er ihr zuflüsterte, daß sie vergiftet sei, schien das Leben noch einmal in ihr zu erwachen. Sie stieß einen gellenden Schrei aus und versuchte, sich aufzurichten. Er stieß sie zurück und blickte scheu nach der Thür, allein er beruhigte sich, als er den Doctor Hellmuth sah. Es war ihm lieb, daß sein Genosse so unerwartet ihm zur Hülfe erschien. Auch die vergiftete Commerciendrähin erkannte ihn.

»Ludwig!« stöhnte sie, ihre Arme matt ausstreckend: »ich bin vergiftet. – Hülfe!«

»Es wirkte nicht so rasch, wie Sie glaubten, Doctor,« sagte Seehausen zu gleicher Zeit.

»Sie haben ihr von dem Elixir gegeben, das Sie von mir erhielten?« fragte Hellmuth.

»Bis auf den letzten Tropfen,« erwiderte Seehausen, indem er seine Hand öffnete, in welcher er das leere Fläschchen hielt.

»Dann seien Sie ohne Sorge,« sagte der Doctor, indem er sich zu der leidenden Frau wandte. »Sie haben nichts

zu befürchten; dieses Fläschchen enthielt eine völlig unschädliche Mandelessenz.«

Er hatte sich neben die Tante gestellt, hielt ihren Puls und richtete sein ernstes, ruhiges Gesicht auf Seehausen, mit dem eine seltsame Umwandlung vorging.

In den ersten Augenblicken schien er zu glauben, daß der Doctor ihm mit einer Lüge helfen wolle. Er streckte seinen dicken Kopf beifällig lachend vor, allein mit jedem Worte zogen sich seine Muskeln mehr zusammen, und aus den Zweifeln, die über ihn herfielen, wurde eine Gewißheit, welche seinen ganzen Körper wie im Krampfe zusammenzog.

Der Doctor hatte ihn betrogen!

»Sie werden von mir doch wohl nichts Anderes geglaubt haben,« sagte Hellmuth, »als daß ich Ihnen ein unschädliches Medicament anvertrauen würde?«

Seehausen richtete ich auf. Der Doctor warf ihm selbst den Rettungsfaden zu.

»Nichts Anderes, niemals etwas Anderes!« rief er, »der Himmel ist mein Zeuge! Unsere geliebte Tante – kummervolle Nachrichten – sie war sehr angegriffen – mir fiel Ihr Beruhigungsmittel ein. – Vergeben Sie mir – meinen Eifer – Hochverehrteste!«

Er trat einen Schritt näher, aber dieser genügte, um die angegriffene Frau aus ihrer Theilnahmslosigkeit aufzuwecken. Ihre Mienen verzerrten sich mit solchem Entsetzen, als fühle sie seine mörderische Hand schon wieder an ihrer Kehle. Sie klammerte sich an den Doctor fest und schrie erstickt:

»Hülfe! Ludwig, er will mich ermorden! er hat mich ermordet!«

Mit ihrem Geschrei zugleich ließ sich aber ein anderer Schrei im Nebenzimmer hören. Er klang hell und freudig und wurde von einem frohen langen Lachen begleitet. Es war Susettens übermüthiges Lachen, es war ihre durchdringende Stimme, welche in die Ohren der Frau Commerciendrathin drang und ihren Lebensmuth aufrüttelte.

»Mein Kind!« rief sie, ihre Arme ausstreckend. »Susette, mein Kind! wo bist Du?«

»Hier, liebste Tante, hier!« antwortete Susette. »Hier bin ich, und hier ist Christine, hier ist Lorberg! Hier sind wir Alle!«

Die Frau Commerciendrathin blickte zu ihr auf. Susette hielt die Freundin in ihren Armen, Richard von Lorberg stand hinter Beiden.

»Hier ist das Fräulein Christine von Feldheim, Tante,« sagte Susette. »Christine Hermine ist sie getauft worden, wie sie es beweisen kann. Hermann wurde sie seither oft genannt; allein sie hat es vorgezogen, von jetzt ab immer nur Christine zu heißen.«

»Und dies ist Herr Richard von Lorberg, liebste Tante, der es vorzieht, statt heute Abend bei uns zu speisen, mit seiner schönen Cousine und dem alten Papa binnen einigen Stunden in die weite Welt zu gehen. Ich glaube, an den Rhein, oder noch weiter nach Wälschland, wo die Myrthenbäume blühen. Da dies sein festes Vorhaben ist, von welchem er sich durch nichts, nicht einmal durch

meine inständigen Bitten, abhalten lassen will, so können wir nichts weiter thun, als ihm die glücklichste Reise wünschen.«

Die Frau Commerciendräthin hörte dies in einer Weise an, als verstände sie es nur halb. Sie wurde nicht unruhig, nicht heftig, auch erwiderte sie nichts. Ihre Augen ruhten fragend auf Susetten, die sich plötzlich über sie warf, sie mit ihren Küssen bedeckte, an ihrem Stuhl niederkniete, ihre Hände küßte und dabei rief:

»Alles sollst Du erfahren, liebste Tante, Alles! Er hat mich verschmäht, ich bin ganz glücklich, daß er es gethan hat; denn wissen sollst Du, Tante, daß der einzige Mann, den ich lieb habe und dem ich angehören will, hier an Deiner Seite steht. Und wissen sollst Du, Tante, daß, wenn das nicht gelungen wäre, was Christine und ich glaubten und hofften, ich dennoch keinen Anderen gewählt hätte, als den ich liebe und der mich liebt. Darum ist Ludwig gekommen, und darum entscheide jetzt, liebe Tante. Verstoße uns nicht, segne uns, liebe uns, o Mutter! liebe Mutter! Wir wollen Deine guten Kinder sein.«

Die Frau Commerciendräthin hob ihre Hände auf und, legte sie auf Susetzens Haupt, dabei sah sie den Hospital-Doctor an, wie er niemals von ihr angesehen wurde.

»Es geht nicht anders,« sagte sie matt und leise, als wollte sie sich bei sich selbst entschuldigen. »Susette, mein geliebtes Kind, Du sollst glücklich sein. Ludwig – ich weiß, was ich Ihnen schuldig bin, aber wo – wo ist er?!«

Mit diesem Ausruf schien die Frau Commercierräthin wieder die Frau Commercierräthin zu werden. Die mächtige Gestalt richtete sich auf, das Raubvogelgesicht suchte umher, die grünlichen Augen begannen zu funkeln, aber es war vergebens – Seehausen war geräuschlos verschwunden.

»Denke nicht an ihn, Mutter, liebste Mutter! rief Susette, sie umarmend und festhaltend, indem sie ihr bitrendes Gesicht zu ihr emporhob. »Sieh hier Deine Kinder, sieh, alle die Dich lieben sind bei Dir! Niemals wird der Elende Dir wieder nahen. Laß ihn bei seiner Schande, fort mit ihm für immer. Fort mit ihm! Vergebung um unseres Glückes willen! Vergebung, weil wir Alle diese nöthig haben!«

Während sie sprach, stand die Frau Commercierräthin starr und still, dann that sie einen langen Athemzug und sah Susetten dabei an, bis sie beide Hände um sie schlug und mit leidenschaftlicher Gewalt sie an sich drückte. Es schien sie etwas zu überkommen, was ihren Zorn in Schmerz und Angst verwandelte.

»Fluch auf Deinen Lippen! Elend und Tod an Deinem Herzen!« schrie sie auf. »Das hat sie gesagt und es war mir so, als müsse es wahr werden. Susette, mein Kind, ich habe es doch gut meint, vor Gottes Thron will ich es verantworten; aber der Herr hat es nicht gewollt und ich stehe demüthig hier – es ist wahr, Susette, es ist wahr: Vergebung haben wir Alle nöthig, darum wollen wir uns vergeben.«

»Deine Liebe that es, Deine großmüthige Liebe!« rief Susette.

Die Frau Commercierräthin legte die Hand an ihre Stirn und schüttelte ihren mächtigen Kopf.

»Nein,« sagte sie, »meine Liebe hat es nicht gethan, aber Gott hat mich geprüft in schwerer Stunde. Seine Hand lag auf mir, ich habe sie empfunden und will sie nicht vergessen. – Aber ich will dankbar sein für seine Strafe, ich will Dir geben den Mann, den Du liebst, ich will ihn ehren, wie ich ihn ehren kam – doch geh' nicht von mir, Kind, verlaß nicht die alte Frau! Sage es mir, ob Du jetzt glücklich bist, ob kein Fluch auf Deinen Lippen ist, kein Tod in Deinem Herzen!«

»Nimmer will ich Dich verlassen, nimmer!« sagte Susette in Thränen ausbrechend.

Der Frau Commercierräthin verging die Stimme. Sie beugte sich über Susetten hin und versteckte ihr Gesicht, es sollte Niemand sehen, daß sie weinte. Erst nach einigen Minuten hob sie ihren Kopf wieder auf und winkte dem Doctor zu, dem sie ihre Hand reichte und Susettens Hand hinein legte.

Sie sprach kein Wort dabei, erst als sie sich gesammelt hatte, begann sie mit Festigkeit:

»Wir wollen es Alle getreulich halten, Ludwig, es soll uns nichts mehr trennen. Und was ich auch gethan habe, Susette soll's vergüten. Es soll Alles geschehen, Alles geschehen – ihre Worte verwirrten sich, sie stockte, plötzlich aber rief sie mit Heftigkeit: »Glücklich sollt ihr Beide

werden, aber vergeben sollt ihr mir, vergeben, Ludwig, denn ich weiß jetzt, was gethan habe!«

»Theuerste Frau Commercierräthin!« sagte oder Doctor – sie ließ ihn nicht weiter sprechen.

»Nehmen Sie Susetten hin!« rief sie, »und meinen Segen dazu, Ludwig, das Andere wird sich finden.«

Und jetzt erst blickte sie auf Lorberg und es war wieder die Frau Commercierräthin, aber sie sah nicht böse aus, als sie vor ihn trat und vor das schwarze Fräulein, welches er am Arme hielt.

»Mein lieber Herr Baron,« sagte sie, »es freut mich aufrichtig, daß Sie Ihre Wahl getroffen haben, noch ehe Sie wußten, was hier geschah. Wär's anders gekommen, was hätten wir Beide beginnen sollen? Aber wir wollen uns keine Vorhaltungen machen, die zu nichts helfen können.«

»Lassen Sie mich hoffen,« sagte Lorberg, »daß die Güte, mit welcher Sie mich beglückten, auch fernerhin mir bleibt, daß Ihre Freundschaft mich begleitet, daß ich mich Ihnen immer mit derselben Ergebenheit und Hochachtung nähern darf, welche ich so aufrichtig empfinde.«

Die Frau Commercierräthin lächelte ihn freundlich an. »Ich will's glauben,« sagte sie darauf, »denn ich sehe und fühl' es, daß es keine falschen Worte sind. Ich hab's auch gewußt,« fuhr sie fort, – plötzlich aber schwieg sie stille und sagte dann hastiger: »Es hat nicht sein sollen, doch es ist gut so und wir wollen Alle zufrieden damit sein. Es ist zum Besten gekommen, zum allerbesten und unsere

Freundschaft soll fortbestehen – wenn Sie meine Freundschaft annehmen wollen, Fräulein Christine.«

»Gewiß, Frau Commercierräthin,« sagte Christine. »Aller Streit hat aufgehört und dankbar will ich niemals vergessen, was ich Ihnen schulde. Einen Bräutigam habe ich jetzt und Susette läßt sich, was ihr gehört, nicht mehr nehmen. Theure Susette, meine treue, edle Freundin, einen Theil Deiner Liebe mußst Du mir bewahren!«

Die Frau Commercierräthin machte einen tiefen Knix, aber Susette rief:

»Du hast ihr geholfen, Tante, wenn auch gegen Deinen Willen. Du hast ihr den Bräutigam zugeführt, wir haben Alle redlich dabei geholfen und Gott sei gepriesen dafür!«

Als die Tante Alles erfahren hatte, was in der Eile ihr mitgetheilt werden konnte, sagte sie beruhigt:

»Ich bin zufrieden, denn es hat sich wunderbar gefügt!« Und indem sie mit Stolz ihren Kopf aufwarf, fügte sie hinzu »So wollen wir heut' also doch ein Verlobungsfest feiern, ein unerwartetes doppeltes. Alle werden die Augen aufsperrn, und nicht wissen, wie ihnen geschieht.«

Gegen diese löbliche Absicht der Frau Commercierräthin hatte jedoch Lorberg Einwendungen zu machen.

»Wir reisen in wenigen Stunden,« sagte er. »Im Hause des Herrn Baron von Feldheim wird gepackt, wir haben versprochen, schnell wieder dort zu sein. Auch meine Koffer sind in Bereitschaft gesetzt. Freilich mit anderen

Absichten,« fügte er lächelnd hinzu, »aber doch zu demselben Zwecke. Meine Verlobung mit Fräulein von Feldheim heute und hier zu veröffentlichen, stößt auf mancherlei Bedenken und was die Ueberraschung anbelangt, werthe Frau Commercierräthin, welche Sie Ihren Gästen angedeihen lassen wollen, so scheint mir diese noch vollständiger erreicht zu sein, wenn ich dabei fehle und Sie meiner gar nicht gedenken.«

Die Frau Commercierräthin bedachte sich und ihre Augen begannen zum ersten Male mit der alten stolzen Sicherheit zu blitzen.

»Es ist wahr,« sagte sie, »von dem, was hier geschah, darf die Welt nichts erfahren. Unsere Geheimnisse müssen wir für uns behalten; es wäre ein Fest für alle Lästereien, wenn sie erführen alle diese Geschichten. So gehen Sie denn, Herr Baron Lorberg, und Gott sei mit Ihnen, Fräulein Christine. – Ich sage Fräulein Christine und nichts mehr, aber es kommt aus meinem Herzen, wenn ich Ihnen Heil und Segen wünsche.«

Es war ein kurzer inniger Abschied, mit welchem Lorberg und Christine sich von ihren Freunden trennten. Die beiden jungen Mädchen hielten sich lange umarmt und mit ihren Schmerzen mischte sich die freudige Gewißheit, der Erfüllung ihrer höchsten Lebenswünsche, mit ihren zärtlichen Abschiedsworten ihre Hoffnungen auf ein frohes Wiedersehen. Endlich war es vollbracht, sie waren fort und kaum hatte ihr Wagen die Thür verlassen, als andere dort hielten, welche die ersten Gäste brachten.

Die Frau Commerciendrätin hatte sich ganz erholt und Niemand sah ihr an, welchen Kummer sie bestanden, welche große Veränderungen in ihr vorgegangen waren. Susette hatte die Kanten und Frisuren des Damastkleides, Schmuck, Blumen und Brillanten in Ordnung gebracht, nicht die kleinste Spur von Verwirrung war übrig geblieben und Doctor Hellmuth stand bescheiden am Fenster. Seinen Hut unter dem Arm preßte er vorsichtig die gelben Handschuh über seine Finger, während Susette an ihm vorüber eilte, mit einem heimlichen triumphirenden Blicke ihn anschauend, um die eintretenden reich geschmückten Damen zu empfangen.

Die Sorgen der Frau Commerciendrätin waren groß gewesen, wenn sie annahm, daß nur wenige und verstimzte Gäste sich einstellen würden. Ihre Räume füllten sich bald zahlreich genug, die Neugier hatte Viele hierher getrieben, welche sonst nicht gekommen wären, auch bewirkte das große Unglück an der Börse, daß viele dieser geschäftlichen Herren sich sehen und hören wollten. Im Uebrigen wußten sich manche schon sicherer und suchten sich zu trösten, Andere kamen mit neuen Hiobsposten, endlich war auch Reichenbach's jäher Tod die Ursache, welche sie hierher trieb. Heimliche wie laute Vorwürfe und hohnvolle Bemerkungen mischten sich mit ernsthaften Wehklagen und spöttischen Vermuthungen, was nun aus der verschwenderischen, verarmten Wittwe werden solle.

Die schöne Frau Doris war jedoch hier nicht zu erblicken und die Frau Commerciendrätin sprach kein Wort

über sie und ihren unglücklichen Cousin. Sobald Einer davon anfangen wollte, ging sie fort, aber sie machte ein Gesicht, daß jeder schwieg. Ebenso vergebens sah man sich nach dem Hauptmann Seehausen um. Er, mit welchem Reichenbach in letzter Zeit so viel verkehrte, der Glückspilz, von dem man nicht wußte, was jetzt mit ihm geschehen werde, dem man aber mit Freuden wünschte, er möge dem großen Speculanten nachstürzen und doch wieder daran zweifelte, er fehlte ebenfalls, man konnte somit nicht von ihm erfahren. Am wunderbarsten jedoch war es, daß endlich auch der Baron fehlte, der Bräutigam, der Mann, welcher vor allen andern hier sein mußte. Susette lief fröhlich umher, als fehle ihr gar nichts. Ihr Schmuck wurde bewundert, ihr kostbarer Anzug war ganz dazu gemacht, Neugier und Neid aufzustacheln; dabei war sie so munter, so lebenswürdig zu Allen, sogar zu dem Hospital-Doctor, der in ehrerbietiger Entfernung stand, und den sie zuweilen aufsuchte, um mit ihm zu sprechen.

Mit jeder Stunde wurde die Gesellschaft erwartungsvoller, denn Herr von Lorberg kam noch immer nicht. Der Thee ging zu Ende, die Gespräche verstummten, Blicke und Geflüster erfolgten. Die Frau Commercierräthin, welche wie ein Admiralschiff unter dieser Goldvloflotte umhersegelte, dessen Signale von allen Seiten erwartet werden, wurde genau beobachtet. Man merkte ihr jedoch nichts an, als einige Hast in den Anordnungen, als es zu Tische gehen sollte, und als nun die Flügelthüren

des Speisesaales geöffnet wurden, stand sie in der Mitte des Kreises, warf ihre Augen nach allen Seiten umher und winkte plötzlich dem blassen Doctor und Susetten, und als der Doctor gehorsam und demüthig kam, gab sie ihm ihren Arm und seinen anderen Arm bot er Susetten; so schritt er in den Saal mit den beiden Damen und nahm den Platz zwischen ihnen ein.

Die Gesellschaft folgte voller Erstaunen, denn was sollte das bedeuten! Wenn auch Reihenbach fehlte, der die Frau Commerciendrathin so oft zu Tische geführt hatte, und wenn der Baron unbegreiflicher Weise fehlte, so gab es doch hier ganz andere Männer, welche Beide ersetzen konnten, als dieser magere Armendoctor.

Die Frau Commerciendrathin schien jedoch von einer Tarantel gestochen zu sein, sie reckte ihren langen Hals hoch in die Höhe, blickte triumphirend umher und weidete sich an dieser Verwunderung und an der allgemeinen Stille. Plötzlich aber stand sie von ihrem Stuhle auf und streckte ihre Hand aus.

»Füllen Sie alle Ihre Gläser,« sagte sie, »ich will Ihnen eine große Freude mittheilen, die Sie mit uns empfinden werden, da Sie meine lieben Freunde und Verwandten sind. Meine geliebte Susette, mein Kind, meine Tochter, der Trost meiner alten Tage, hat sich verlobt. Sie hat einen Mann gewählt, einen edlen braven Mann, den ich liebe wie meinen Sohn. Darum habe ich ihre Wahl gesegnet. Stoßen Sie an, meine lieben Freunde, auf die jungen Verlobten, auf meiner Susette Glück und Wohl und auf den Doctor Ludwig Hellmuth. Sie sollen leben!«

Wie die Stühle zurückschurrten, war Alles still. Die Gesichter sahen sich um, als wußten sie nicht, war das Spaß oder Ernst. Dann erhoben sich einige Stimmen, darauf der ganze Chor.

Susette lag in den Armen ihres Verlobten.

## ZWEIUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

Als Seehausen glücklich aus dem Hause der Frau Commercienrätthin entkommen war, stand er auf der Straße still und blickte nach den Fensterm hinauf. Sein Gesicht glühte, der Regen schlug kalt hinein und lief in kleinen Rinnen daran nieder. Alle Wuth in ihm sprühte aus seinen Augen und beide Arme aufhebend und die Fäuste zusammenballend, murmelte er einen fürchterlichen Fluch über das alte Weib, über den Doctor und über sich selbst. Betrogen, verrathen, entehrt, in Schaam zur Schande stand er da und wühlte mit der Hand auf seiner Brust umher, als wollte er sein Herz herausreißen. Allein dieser Zustand währte nur einige Minuten. Er fing an zu denken und zu bedenken, und je länger er dachte, um so ruhiger wurde er. Er wischte sich den Regen vom Gesicht und rückte sich den Hut zurecht, dann ging er mit langsamen Schritten weiter, stand still, blickte nochmals hinauf und wandte sich um, indem er laut auflachte.

Nach einer halben Stunde trat er in seine Wohnung. Frau von Seehausen kam ihm im vollen Schmuck entgegen. Ein Kranz von Rosen und Goldblättern prangte in ihrem Haar, Goldstaub flimmerte in ihren Locken; weite, zarte Gewänder funkelten und blitzten um sie her.

»Da bist Du endlich!« rief sie entgegen. »Es ist die höchste Zeit.«

»Allerdings, die höchste Zeit,« erwiderte er. »Bist Du fertig, Engel?«

»Längst, mein Männchen. Gefalle ich Dir?«

»Allerliebste. Aber weißt Du es schon?«

»Was meinst Du?«

»Allerlei,« sagte er, sich in einen Stuhl streckend. »Es ist rauhes Wetter draußen, eine ganz fatale Luft, die ich nicht ertragen kann, dazu Regen.«

»Wir müssen eilen,« antwortete die hübsche Frau, »oder wir kommen zu spät.«

»Bah!« sagte er, seine Uhr herausziehend, »wir haben noch Zeit. Warte einen Augenblick, mein Engel.«

Er fing an zu lachen.

»Warum lachst Du?« fragte sie.

»Ueber den närrischen Reichenbach. Er hat sich auf Reisen begeben.«

»Das ist eine schlechte Zeit dazu.«

»Allerdings, aber es reis't jetzt Alles. Auch mein geliebter Vetter Richard reis't noch heut mit seiner holden Braut.«

»Mit Susetten?«

»Nicht doch, Du liebes Gänschen! Susette liegt Herz an Herz mit ihrem Ludwig.«

»Aber, Seehausen!« rief die hübsche Frau, was sind das für Possen!«

»Lustige Possen, nicht wahr? Das ganze Leben ist ein Possenspiel, doch ich sehe, Du liebst den Spaß nicht und

wirst ernsthaft dabei. Nun denn, mein Engel, Reichenbach hat sich aufgehängt, die geistreiche Frau kann wieder in ein Ladengeschäft gehen. Richard heirathet das Fräulein Christine von Feldheim, der tugendhafte Doctor nimmt Susetten, die Tante und ihr Geld dazu, den ganzen Trödel. Da hast Du den Spaß. Was aber mich betrifft, theuerste Flora, so sei ohne Sorge, ich gehe nicht von Dir. Leben ist die Hauptsache, Engel! allein die Luft sagt uns beiden hier nicht länger zu. Deine Brust ist schwach, sehr schwach.«

»Schwach? nein!« sagte sie verwirrt.

»Schwach, erbärmlich schwach würde sie sein, wenn Du vier oder fünf Treppen hoch steigen solltest in eine Dachkammer, und Deine Augen, mein Mäuschen, Deine schönen Augen – wenn Du nähen oder waschen müßtest bis in die Nacht hinein – was sollte aus ihnen werden?!«

»Großer Gott! Seehausen, was ist geschehen, was hast Du gethan?« flüsterte sie mit wankenden Knien und todtenbleich.

»Gethan? Nichts, Engel, nichts, als schlechte Geschäfte gemacht. Die beste Speculation kann fehl schlagen, aber was ist verloren? Leben ist die Hauptsache! Wir wollen leben, die Welt ist groß. – Hier ist es vorbei mit uns,« fuhr er, den scherzhaften Ton aufgebend, fort, »denn wer weiß, was morgen schon geschieht! Man muß sich niemals auf morgen verlassen, wenn man heute thun kann, was nöthig ist. Wir müssen uns trennen, Engel, wenn Du nicht mit mir gehen willst.«

Die junge Frau schlug die Hände vor ihr Gesicht und fing an zu weinen.

»Entsetzlich!« weinte sie. »Ist denn keine Hülfe?«

»Bah!« sagte er, »schäme Dich, Du wirst keine Noth leiden, ich habe mich vorgesehen. Ich lasse den Eseln hier nichts als den leeren Geldschrank, bezahlt ist er überdies noch nicht. Meine Taschen aber sind nicht leer, Engel. Wirf den Plunder von Dir, suche zusammen, was Werth hat, Alles, was Gold und Silber oder Juwelen heißt, sonst nichts. In einer Stunde geht der Nachtzug nach Hamburg, mit dem gehen wir.«

»Und die Kinder?« flüsterte sie.

»Versteht sich, für diese lieben Kinder sorgen wir als rechtschaffene Eltern auf's beste. Komm in mein Zimmer, schreib an Deine Schwester. Du wirst einsehen, daß es nicht anders geht; siehst Du es ein? Denke Dir, wenn Du in der Dachkammer wohntest! Denke Dir die geliebte Tante und ihre Zärtlichkeit.«

»Ich will mit Dir gehen, wohin Du willst!« fiel sie entsetzt ein. »Ich kann Dich nicht verlassen!

»Also Muth, mein Engel, komm! Wir trinken noch ein Glas Champagner, dann fort. Wie Du blaß geworden bist! Oho, Du mußt wieder roth werden.«

Nach einer halben Stunde klingelte Seehausen. »Regnet es noch?« fragte er den Bedienten.

»Sehr stark, gnädiger Herr.«

»Dann soll nicht angespannt werden. Hole einen Wagen von der Straße.«

Als der Bediente zurückkam, stand Frau von Seehausen in ihren großen Mantel gehüllt, der Hauptmann ebenfalls bemantelt; sie sahen Beide ganz unförmig aus.

»Es kann sehr spät werden, ich weiß nicht, wann wir wiederkommen,« sagte Seehausen. »Die Pferde sollen zu Hause bleiben, sie haben es besser als wir. Es geht zuweilen so, man möchte zuweilen lieber ein Pferd sein, nicht wahr, Friedrich?«

Der Bediente sagte lachend »Ja!« und sein jovialer Herr lachte ebenfalls und sprach zu seiner jungen Frau:

»Nimm Deinen Blumenkranz in Acht, mein Engel, daß kein Tröpfchen Regen hinein fällt, das bedeutet Unglück. Halte den Schirm ja vorsichtig über, Friedrich!«

»Ich sitze schon, liebes Männchen,« antwortete die Dame, »nimm Du Dich nur in Acht, daß kein Unglück geschieht.«

»Vorwärts!« rief Seehausen, und der Wagen rollte fort.

»Was sie zärtlich sind, was sie glücklich sind!« sagte der Bediente. »Wer es doch auch so hätte!«

---

Am Morgen in der Frühe saß die Frau Commercierräthin beim Kaffee schon mit dem Doctor Ludwig Helmoth beisammen,« aber im besten Einvernehmen.

»Sie gehen also heute noch hin,« sagte sie, »und bestellen das Aufgebot, denn wir wollen uns nun nicht länger aufhalten. Damit sind Sie doch einverstanden?«

»Ja, meine theuerste Frau Com. . . «

»Mutter,« unterbrach sie ihn. »Sie sind jetzt mein Sohn. Jeder soll es wissen. Also zweitens geben Sie Ihren Hospital-Posten auf, denn das ist nichts mehr für Sie. Damit sind Sie doch ebenfalls einverstanden?«

»Mit Allem, was Sie wünschen,« sagte Hellmuth.

»Drittens bleibt Susette bei mir, und Sie ziehen in mein Haus. Ich will's niemals vergessen, Ludwig, was ich Ihnen schuldig bin. Selbstständig sollen Sie sein und bleiben, ich will mich nicht etwa in Ihre Angelegenheiten mischen; aber Susetten kann nicht von mir lassen, und Sie müssen ein ordentlicher Doctor werden, mit einem anständigen Doctorschild und einer Nachtglocke. Damit sind Sie doch endlich auch einverstanden?«

»Ja wohl, theuerste Mutter, ja wohl!« sagte der Doctor gerührt

»Endlich viertens,« fuhr die Frau Commercierräthin fort, indem sie ihn bei der Hand festhielt, »also viertens, Ludwig, da Sie mein Sohn geworden sind und ich Ihre Mutter, so will ich es auch ganz sein, und – wir wollen uns Du nennen!« schrie sie, »wie ich es gethan habe, als Du noch ein Kind warst, wenn Du nichts dagegen hast.«

Sie wartete nicht ab, was er antworten mochte, denn sie hatte ihn schon in ihren Armen und klappte diese um ihn zusammen. Das Gesicht, das ihm so oft gedroht, blickte ihm voll Liebe und Güte an.

»Da kommt Susette!« rief sie, »sie soll es wissen, daß Du ihr nicht allein gehören sollst. Aber was sollen die Kinder hier? Was soll das bedeuten?«

Susette führte an jeder Hand eines der Kinder ihrer Schwester herein.

»Es soll bedeuten, Tante,« sagte sie, »daß dies hier meine und Deine Kinder sind. Sie haben Niemanden in der Welt mehr, als mich und Dich, Tante. Wir werden sie nicht verlassen.«

Die Frau Commercierräthin griff nach dem Blatt, das Susette ihr reichte, und sie las darin:

»Liebe Susette! Dir vermache ich meine Kinder. Liebe sie, schütze sie und gedenke Deiner armen Schwester.«

Einige Augenblicke schaute sie still in das Blatt, dann aber schlug die praktische Frau mit der verkehrten Hand darauf und warf es fort.

»Das ist ein schönes Vermächtniß, ein prächtiges Hochzeitsgeschenk!« rief sie dabei. »Trockne Deine Augen, Kind! Davongelaufen ist sie, die leichtsinnige, schlechte Mutter. Es ist ein würdiges Paar, selbst zu schlecht zum Sterben. Laß sie laufen und weine nicht. Danke Gott, wenn wir nichts wieder von ihnen hören. Nimm Deinen Ludwig und freue Dich! In drei Wochen soll Hochzeit sein; für die Kinder da soll gesorgt werden.«

---

Ein Jahr ist seitdem vergangen. Die Kinder sind in Pension. Die geistreiche Cousine hat ein Putzgeschäft begonnen und sich getröstet. Der Doctor hat sein anständiges Doctorschild und seine Nachtglocke. Die Frau Commercierräthin aber strickt eigenhändig Wickelbänder für die

bald zu erwartende Nachkommenschaft ihrer geliebten Susette, welche so naiv zu lachen und zu scherzen versteht, wie es jemals der Fall war. Auch kommt zuweilen Herr Jakob Wolf, bringt Briefe von der Frau Baronin Lorberg, welche noch immer mit ihrem Gatten und ihrem Vater im Süden verweilt, und läßt seinen schwarzen Haarbush höchst anmuthig wackeln. Er führt alle Geschäfte des Herrn von Feldheim und vergißt niemals, seine frohen Berichte mit dem bescheidenen Ausruf zu schließen: »Bei Gott! die Tugend belohnt sich, ich sehe es an mir!«

Von Seehausen und seinem Engel hat Niemand noch gehört.